„Es ist nicht selbstverständlich, dass man uns wählt“.
Schweizer Parteien im Wahlkampf (1947-1983)
Zoé Kergomard

To cite this version:
Zoé Kergomard. „Es ist nicht selbstverständlich, dass man uns wählt“.

HAL Id: tel-02304992
https://halshs.archives-ouvertes.fr/tel-02304992
Submitted on 3 Oct 2019

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L’archive ouverte pluridisciplinaire HAL, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d’enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.
„Es ist nicht selbstverständlich, dass man uns wählt“. Schweizer Parteien im Wahlkampf (1947-1983)
Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.......................................................................................................................... i
Danksagung..................................................................................................................................... iv
Abkürzungsverzeichnis..................................................................................................................... vi
Kapitel 1. Einleitung ......................................................................................................................... 1
  1. Verborgene Bedeutungen der schweizerischen Wahlkämpfe .................................................. 2
  2. Forschungskonzept .................................................................................................................. 15
  3. Forschung zu Wahlkampfgeschichte ..................................................................................... 25
  4. Aufbau der Arbeit ..................................................................................................................... 39
  1. Politisches Leben und Parteien ............................................................................................. 41
  2. Parteieliten im Wandel .......................................................................................................... 111
  3. Medienwandel und Berichterstattung zu den Wahlkämpfen .................................................. 115
  4. Zwischenfazit ......................................................................................................................... 125
Kapitel 3. Vorbereiten: Wie der eidgenössische Wahlkampf zum Wahlkampf wurde ...................... 126
  1. Zielsetzungen der Parteien ..................................................................................................... 127
  2. Expertenwissen als Entscheidungshilfe im Wahlkampf .......................................................... 136
  3. Entscheidungsfindung im Wahlkampf .................................................................................... 158
  4. Parteienkampagnen zwischen Amerikanisierung und Sonderfall ......................................... 178
  5. Zwischenfazit ......................................................................................................................... 188
Kapitel 4. Definieren: Parteien und ihre Zielwählerschaften ............................................................ 190
  1. Sozioökonomische Identitäten: „Wirtschafts-“, „Klassen-“, „Standes-“ oder doch „Volkspartei“? .... 193
  2. Religion repräsentieren: Glauben als Konfliktlinie oder verbindendes Erbe? ......................... 207
  3. Raum repräsentieren: Zwischen Kantonen, Städten und Landschaft .................................... 215
  4. Alter repräsentieren: Zwischen „Bunkerjugend“ und Senioren ............................................. 224
  5. Geschlecht repräsentieren: Die Bürger, aber auch „die Damen“ ansprechen ............................ 230
  7. Zwischenfazit ......................................................................................................................... 253
Kapitel 5. Darstellen: Von sich und von der Welt erzählen ................................................................ 255
  1. Veränderte Herangehensweisen an die politische Kommunikation ......................................... 255
2. Kommunikationsformen im Wandel........................................................................................................... 261
3. (Selbst-)Erzählungen der Parteien im Wahlkampf.................................................................................... 282
4. Zwischenfazit.............................................................................................................................................. 321
Kapitel 6. Verkörpern: Von der Partei zu den Kandidierenden .......................................................... 324
1. Das Basteln von Kandidaturen.................................................................................................................. 325
2. Die Kunst der Wahlallianzen.................................................................................................................... 350
3. Die Fallstricke bei der Portierung von Kandidierenden......................................................................... 361
4. Personalisierte Wahlkämpfe? .................................................................................................................. 383
5. Zwischenfazit.............................................................................................................................................. 390
Kapitel 7. Mobilisieren: Den BürgerInnen begegnen........................................................................... 393
1. Parteifeste. MitläuferInnen vereinen und aktivieren................................................................................. 393
3. Canvassing und Strassenaktionen. Der Wahlkampf im Alltag .............................................................. 411
4. Wahlversammlungen: Zwischen Aufklärung, Machtdemonstration und Debatte ................................. 418
5. Zwischenfazit.............................................................................................................................................. 434
Kapitel 8. Schlussreflexionen: Parteien und Wahlkämpfe im Wandel.................................................. 436
1. Vom konsensorientierten Nichtangriffsakt zum kompetitiven Wählermarkt? Veränderungen des Wahlkampfs als Wettbewerbsfeld ................................................................. 436
2. „Modernes“ Campaigning? Veränderte Herangehensweisen der Parteien an den Wahlkampf........... 443
3. Parteien vor ihren WählerInnen: Veränderungen der Repräsentation ............................................... 451
4. Fazit.......................................................................................................................................................... 456
Anhänge ........................................................................................................................................................ 459
1. Abbildungen.............................................................................................................................................. 459
2. Kurzbiographien zu den wichtigsten Akteuren ..................................................................................... 476
3. Graphiken................................................................................................................................................. 480
4. Tabellen .................................................................................................................................................. 494
Quellenverzeichnis.................................................................................................................................. 504
1. Unpublizierte Quellen.............................................................................................................................. 504
2. Publizierte Quellen.................................................................................................................................. 517
Literaturverzeichnis .................................................................................................................................. 528
1. Nachschlagewerke .................................................................................................................................. 528
2. Bücher und Zeitschriftenartikel ............................................................................................................... 529
Lebenslauf ........................................................................................................................................................... 553
Erklärung zur Dissertation .................................................................................................................................. 554
Danksagung


Im Rahmen der Forschungsarbeit bin ich zu vielen Archiven und Bibliotheken der Schweiz gereist, und möchte mich für die Hilfsbereitschaft der vielen ausgezeichneten ArchivstInnen und BibliothekarInnen des Landes bedanken, besonders im Bundesarchiv, im Schweizerischen Sozialarchiv, in den Basler, Tessiner, Waadtländer und Zürcher Staatsarchiven sowie bei den Graphischen Abteilungen der schweizerischen Nationalbibliothek und der Genfer Kantonalbibliothek. Zudem wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen, hätten uns Parteien den Zugang zu ihren ein Einsichtsgesuch erfordern den Beständen bei den obengenannten Institutionen sowie zu ihren Privatarchiven nicht ermöglicht. Dank geht in diesem Sinne an die CVP der Schweiz und der Kantone Zürich und Tessin, die FDP-Die Liberalen der Schweiz, des Kantons Zürich und des Kantons Tessin, die SP der Schweiz und des Kantons Waadt, die SVP der Kantone Bern, Waadt und Zürich und die Fondazione Pellegrini-Canevascini (für die Archive der Tessiner SP). Besonders möchte ich mich bei Julia Hirzel (Sekretärin der Zürcher CVP), Ruth Straubhaar (ehemalige Sekretärin der Schweizer SP) sowie Reinhard Wegelin (Sekretär der Zürcher SVP) für ihre Hilfsbereitschaft und die interessanten Gespräche bedanken. Ein Dank geht auch an den Werbeberater Edgar Küng für das anregende Gespräch über seine Tätigkeit im Dienst der Politik.

ein grosser Dank geht auch an die KollegInnen, mit denen ich mich regelmässig über die vielen Fragezeichen der Schweizer Politik und die Herausforderung der Forschung als „hermeneutischer Zirkel“ unterhalten konnte. Bei den KollegInnen des deutschsprachigen Teams des Bereichs Zeitgeschichte an der Universität Freiburg – Juri Auderset, Sarah Baumann, Nina Caprez, Francesca Falk, Dirk Fischer, Irma Gadient, Jan Kreuels, Thomas Metzger, Philipp Müller, Christina Späti, Felix


Für die sprachliche Verbesserung dieses Textes möchte ich mich bei allen meinen geduldigen, verständnisvollen wenn auch anspruchsvollen KorrektorInnen bedanken, ohne die es mir nicht möglich gewesen wäre, diese Dissertation auf Deutsch zu schreiben. Einen riesigen Dank richte ich an Stephanie Weiss und Stephan Winiker, die insgesamt bestimmt 3000 Seiten meiner (leicht) französisch gefärbten, oft phantasievollen, hoffentlich ab und zu unterhaltsamen Prosa gegengelesen haben.

Schliesslich möchte ich mich bei meinen Freunden und meiner Familie für ihre liebevolle Unterstützung bedanken. Un grand merci à mes parents Jean et Joëlle, ma soeur Pauline pour les nombreux moments de détente entre France et Suisse ainsi que pour leur soutien inconditionnel pour mes choix de vie souvent inattendus. Mit Lukas, Maria und Willi habe ich eine zweite Familie gefunden, bei der ich viel Unterstützung sowie spannende Diskussionen zur Schweizer Politik gefunden habe. Enfin, un énorme merci à Stephan pour son aide technique et linguistique, mais surtout pour son soutien constant, quoique jamais complaisant, et ses opinions toujours acérées sur ce pays passionnant qu’il m’a fait découvrir.
Abkürzungsverzeichnis

<table>
<thead>
<tr>
<th>Abkürzung</th>
<th>Bedeutung</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>ACV</td>
<td>Archives cantonales vaudoises</td>
</tr>
<tr>
<td>AGoF</td>
<td>Archiv der Gosteli-Stiftung zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung</td>
</tr>
<tr>
<td>AHV (AVS)</td>
<td>Alters- und Hinterlassenenversicherung (Assurance vieillesse et survivants)</td>
</tr>
<tr>
<td>Anm.</td>
<td>Anmerkung</td>
</tr>
<tr>
<td>AR</td>
<td>Appenzell-Ausserrhoden</td>
</tr>
<tr>
<td>ASIG</td>
<td>Arbeiter-Siedlung-Genossenschaft</td>
</tr>
<tr>
<td>ASTi</td>
<td>Archivio di Stato del Cantone Ticino, Bellinzona</td>
</tr>
<tr>
<td>AWG</td>
<td>Arbeitsgemeinschaft Wirtschaft und Gesellschaft</td>
</tr>
<tr>
<td>BAR</td>
<td>Schweizerisches Bundesarchiv, Bern</td>
</tr>
<tr>
<td>Bd.</td>
<td>Band</td>
</tr>
<tr>
<td>BE</td>
<td>Bern</td>
</tr>
<tr>
<td>BGB</td>
<td>Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, bis 1971</td>
</tr>
<tr>
<td>BGE</td>
<td>Bibliothèque de Genève</td>
</tr>
<tr>
<td>BL</td>
<td>Baselland</td>
</tr>
<tr>
<td>BRD</td>
<td>Bundesrepublik Deutschland</td>
</tr>
<tr>
<td>CDU</td>
<td>Christlich-Demokratische Union</td>
</tr>
<tr>
<td>CH</td>
<td>Schweiz</td>
</tr>
<tr>
<td>CNG</td>
<td>Christlichnationaler Gewerkschaftsbund der Schweiz</td>
</tr>
<tr>
<td>CSP</td>
<td>Christlichsoziale Partei (u.a. Zürich), bis 1971</td>
</tr>
<tr>
<td>CVP (PDC)</td>
<td>Christlichdemokratische Volkspartei der Schweiz (Parti démocrate-chrétien), ab 1971</td>
</tr>
<tr>
<td>Ebd.</td>
<td>Ebenda</td>
</tr>
<tr>
<td>EDU</td>
<td>Eidgenössisch-Demokratische Union</td>
</tr>
<tr>
<td>EMRK</td>
<td>Europäische Menschenrechtskonvention</td>
</tr>
<tr>
<td>et al.</td>
<td>et alii</td>
</tr>
<tr>
<td>EVP</td>
<td>Evangelische Volkspartei</td>
</tr>
<tr>
<td>EWG</td>
<td>Europäische Wirtschaftsgemeinschaft</td>
</tr>
<tr>
<td>f.</td>
<td>folgende</td>
</tr>
<tr>
<td>FDP (auch: FDPS)</td>
<td>Freisinnig-Demokratische Partei (der Schweiz)</td>
</tr>
<tr>
<td>FPC</td>
<td>Fondazione Pellegrini-Canevascini</td>
</tr>
<tr>
<td>FN</td>
<td>Schweizerische Nationalphonotek (Fonoteca Nazionale Svizzera)</td>
</tr>
<tr>
<td>GAS</td>
<td>Grüne Alternative Schweiz</td>
</tr>
<tr>
<td>GE</td>
<td>Genf</td>
</tr>
<tr>
<td>GiS</td>
<td>Schweizerische Gesellschaft für praktische Sozialforschung</td>
</tr>
<tr>
<td>GPE</td>
<td>Groupement pour la protection de l’environnement</td>
</tr>
<tr>
<td>GPS</td>
<td>Grüne Partei der Schweiz</td>
</tr>
<tr>
<td>Hg.</td>
<td>HerausgeberIn, HerausgeberInnen</td>
</tr>
<tr>
<td>IV (AI)</td>
<td>Invalidenversicherung (Assurance invalidité)</td>
</tr>
<tr>
<td>i.O.</td>
<td>im Original</td>
</tr>
<tr>
<td>ISOP</td>
<td>Institut suisse de l'opinion publique</td>
</tr>
<tr>
<td>JU</td>
<td>Jura</td>
</tr>
<tr>
<td>JSVP</td>
<td>Junge SVP</td>
</tr>
<tr>
<td>KPS</td>
<td>Kommunistische Partei der Schweiz</td>
</tr>
<tr>
<td>KCVP</td>
<td>Konservativ-Christlichsoziale Volkspartei, 1957-1971</td>
</tr>
<tr>
<td>KVP</td>
<td>Konservative Volkspartei, bis 1957</td>
</tr>
<tr>
<td>KZ</td>
<td>Konzentrationslager</td>
</tr>
<tr>
<td>LP (auch LPS)</td>
<td>Liberale Partei (der Schweiz)</td>
</tr>
<tr>
<td>MfGZ</td>
<td>Museum für Gestaltung Zürich</td>
</tr>
<tr>
<td>NA</td>
<td>Nationale Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat</td>
</tr>
<tr>
<td>NB</td>
<td>Nationalbibliothek</td>
</tr>
<tr>
<td>NE</td>
<td>Neuenburg</td>
</tr>
<tr>
<td>Abbreviation</td>
<td>Full Form</td>
</tr>
<tr>
<td>--------------</td>
<td>-----------</td>
</tr>
<tr>
<td>NGO</td>
<td>Non-Governmental Organisation</td>
</tr>
<tr>
<td>Nr.</td>
<td>Nummer</td>
</tr>
<tr>
<td>NZZ</td>
<td>Neue Zürcher Zeitung</td>
</tr>
<tr>
<td>o.A.</td>
<td>ohne AutorIn</td>
</tr>
<tr>
<td>o.D.</td>
<td>ohne Datum</td>
</tr>
<tr>
<td>o.O.</td>
<td>ohne Ortsangabe</td>
</tr>
<tr>
<td>ÖVP</td>
<td>Österreichische Volkspartei</td>
</tr>
<tr>
<td>PA</td>
<td>Privatarchiv</td>
</tr>
<tr>
<td>PA</td>
<td>Partei der Arbeit</td>
</tr>
<tr>
<td>POCCH</td>
<td>Progressive Organisationen der Schweiz</td>
</tr>
<tr>
<td>PSA</td>
<td>Partito socialista autonomo</td>
</tr>
<tr>
<td>PSA</td>
<td>Parti socialiste autonome (Frankreich)</td>
</tr>
<tr>
<td>PSOE</td>
<td>Partido Socialista Obrero Español</td>
</tr>
<tr>
<td>PTT</td>
<td>Post, Telegrafie und Telefonie/ Schweizerische PTT-Vereinigung</td>
</tr>
<tr>
<td>RML</td>
<td>Revolutionäre Marxistische Liga</td>
</tr>
<tr>
<td>SABZ</td>
<td>Schweizerische Arbeiterbildungscentrale</td>
</tr>
<tr>
<td>SAP (PSO)</td>
<td>Sozialistische Arbeiterpartei (Parti socialiste ouvrier)</td>
</tr>
<tr>
<td>SBgAA</td>
<td>Schweizerische Bewegung gegen atomare Aufrüstung</td>
</tr>
<tr>
<td>SEV</td>
<td>Schweizerischer Eisenbahn- und Verkehrspersonalverband</td>
</tr>
<tr>
<td>SFS (FSS)</td>
<td>Sozialistische Föderation der Schweiz (Fédération socialiste suisse)</td>
</tr>
<tr>
<td>SBV</td>
<td>Schweizerischer Bauernverband</td>
</tr>
<tr>
<td>SDA</td>
<td>Schweizerische Depeschenagentur</td>
</tr>
<tr>
<td>SF</td>
<td>Schweizer Fernsehen</td>
</tr>
<tr>
<td>SH</td>
<td>Schaffhausen</td>
</tr>
<tr>
<td>SHIV (auch: Vorort)</td>
<td>Schweizerischer Handels- und Industrieverein</td>
</tr>
<tr>
<td>SKF</td>
<td>Schweizerischer Katholischer Frauenbund</td>
</tr>
<tr>
<td>SKVV</td>
<td>Schweizerischer Katholischer Volksverein</td>
</tr>
<tr>
<td>SMUV</td>
<td>Schweizerischer Metall- und Uhrenarbeitnehmerverband</td>
</tr>
<tr>
<td>SPD</td>
<td>Sozialdemokratische Partei Deutschland</td>
</tr>
<tr>
<td>SRB</td>
<td>Schweizerische Republikanische Bewegung</td>
</tr>
<tr>
<td>SPK</td>
<td>Schweizerische Politische Korrespondenz</td>
</tr>
<tr>
<td>SPÖ</td>
<td>Sozialdemokratische Partei Österreich</td>
</tr>
<tr>
<td>SP (auch: SPS)</td>
<td>Sozialdemokratische Partei (der Schweiz)</td>
</tr>
<tr>
<td>SRG</td>
<td>Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft</td>
</tr>
<tr>
<td>SSA</td>
<td>Schweizerisches Sozialarchiv</td>
</tr>
<tr>
<td>StaABS</td>
<td>Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt</td>
</tr>
<tr>
<td>StaZ</td>
<td>Staatsarchiv des Kantons Zürich</td>
</tr>
<tr>
<td>SVP (UDC)</td>
<td>Schweizerische Volkspartei (Union démocratique du centre), ab 1971</td>
</tr>
<tr>
<td>TI</td>
<td>Tessin</td>
</tr>
<tr>
<td>TSR</td>
<td>Télévision suisse romande</td>
</tr>
<tr>
<td>u.a.</td>
<td>unter anderem, unter anderen</td>
</tr>
<tr>
<td>VD</td>
<td>Waadt</td>
</tr>
<tr>
<td>VS</td>
<td>Wallis</td>
</tr>
<tr>
<td>VSS</td>
<td>Verband der Schweizer Studierenden</td>
</tr>
<tr>
<td>VPOD</td>
<td>Schweizerischer Verband des Personals öffentlicher Dienste</td>
</tr>
<tr>
<td>WF</td>
<td>Wirtschaftsförderung (Gesellschaft zur Förderung der schweizerischen Wirtschaft)</td>
</tr>
<tr>
<td>UNO</td>
<td>United Nations Organisations</td>
</tr>
<tr>
<td>vgl.</td>
<td>vergleiche</td>
</tr>
<tr>
<td>z.B./bspw.</td>
<td>zum Beispiel/beispielsweise</td>
</tr>
<tr>
<td>ZH</td>
<td>Zürich</td>
</tr>
</tbody>
</table>
Kapitel 1. Einleitung

„Sind Wahlkämpfe in der Schweiz tatsächlich so uninteressant, dass es sich erübrigt, ihnen Monographien zu widmen?“


Dieses Bild entspricht sicherlich einem schweizerischen Mythos, welcher seit dem 19. Jahrhundert die Kontinuität einer speziell schweizerischen Konsenskultur betont. Gerade nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die „Konkordanz“ als Gründung mythos und als normatives Demokratiemodell so stark nach innen und aussen zelebriert, dass sie als Verhaltensgebot oder sogar als selbsterfüllende Prophezeiung für die Nachkriegszeit verstanden werden kann. Auch wenn Balsigers Aussage durchaus für Wahlen gelten konnte, für welche die Parteien sich im Voraus im Sinne des „freiwilligen Proporzes“ auf ein beschränktes Angebot an KandidatInnen einigten, lässt sich fragen, wie die von

ihm postulierte Konsenssuche sich mit dem Wettbewerb um Stimmen und Mandate für den National- und Ständerat im Einklang bringen lässt. Denn wie die Werbeagentur Corti in einem Leitfaden zum eidgenössischen Wahlkampf von 1983 für die Zürcher Christlichdemokratischen Volkspartei (CVP) in Erinnerung rief: „Die CVP ist immer noch nicht in der glücklichen Lage, Wählerstimmen zu gewinnen, indem sie nichts tut. Es ist nicht selbstverständlich, dass man sie wählt.“ Hier setzt die vorliegende Arbeit an: den Schweizer Wahlkampf der Nachkriegszeit als zelebrierten Wahl-Kampf ohne Kampf anhand des Handelns der vier grössten Landesparteien zu entschlüsseln. Im folgenden Einleitungskapitel werden zunächst die möglichen Bedeutungen der schweizerischen Wahlkämpfe diskutiert (1.). Anschliessend folgt die Darstellung des Konzepts der vorliegenden Arbeit (2.) sowie der Forschung zu Wahlkämpfen (3.).

1. Verborgene Bedeutungen der schweizerischen Wahlkämpfe

1.1. Wahlkämpfe als Nichtereignisse der Schweizer Politik?

Wahlkampf umsonst?


„la campagne est calme: les partis savent fort bien que le système de la représentation proportionnelle empêche tout bouleversement, tout changement marquant. Qu'on est déjà loin des élections britanniques! […] Comme il y a quatre ans, nos élections fédérales donneront une nouvelle preuve de stabilité politique. Les jeux sont faits pratiquement d’avance et de nombreux

---

ab 1971 verwendet. Auch wenn weibliche Parteimitglieder vorher schon in einigen Parteien (bei der SP und der FDP) eine Rolle spielten, blieben sie doch vom gesamten Wahlprozess ausgeschlossen.
7 PA CVP ZH, Wahlkampfstaff der Zürcher CVP: Der orange Faden. Eine praktische Anleitung für die Nationalratswahlen, August 1983.
8 SVP; CVP; Freisinnig-demokratische Partei (FDP); Sozialdemokratische Partei (SP).

2
cantons ne subiront pas la moindre modification dans la répartition des mandats: tout au plus bagarre-t-on ferme autour d'un siège peu solide dans quelques cantons."\textsuperscript{10}

Auch auf die Proklamation der Wahlergebnisse folgten in der Regel hauptsächlich uninspirierte, blasierte Kommentare von Journalisten.\textsuperscript{11} Dabei war es nicht immer auf Anhieb klar, wer aus den drei größten Parteien – SP, FDP oder CVP – überhaupt die Wahlen gewonnen hatte und welcher Indikator als Massstab gelten würde (größte Stimmenzahl, grösste National- oder Parlamentsfraktion). Gewiss betonten die Wahlkommentare der Parteien jede kleinste Veränderung; aber auch sie mussten oft feststellen, dass Mandats- und Stimmengewinne in einem Kanton lediglich Verluste im nächsten kompensierten.\textsuperscript{12} Im Vergleich dazu wies die Mehrzahl der Bundesratswahlen eine „gewisse Unberechenbarkeit und Eigendynamik“ auf, welche sich besonders gut für eine dramatische mediale Berichterstattung eignet.\textsuperscript{13} Mediale Kommentare zu den Bundesratswahlen traten mit dem Anspruch an, die geheimen Verhandlungen hinter den Kulissen dieser indirekten Wahl zu enthüllen, die ein höchst intransparentes Verfahren unter Ausschluss des in der Schweiz sonst so stark im mittelpunkt gestellten Volkes darstellt. Mit der Etablierung einer festen Koalitionsformel für den Bundesrat nach den Wahlen von 1959 – der sogenannten „Zauberformel“ – bestätigte sich paradoxeweise der geringe Einfluss der Parlamentswahlen auf die darauffolgenden Bundesratswahlen, obwohl dieser Verteilkompromiss gerade mit dem Prinzip einer fairen Vertretung der Parteistärke (freiwilliger Proporz) legitimiert wurde.\textsuperscript{14} So stellte der Verfassungsrechtler Jean-François Aubert 1978 fest:

„Les élections parlementaires, qui n'ont plus guère d'intérêt que pour l'amour-propre des candidats eux-mêmes, ont cessé, depuis longtemps, d'influencer la composition et le comportement du Conseil fédéral. Il est révélateur que, lorsque les socialistes sont entrés au Gouvernement, en 1959, ils venaient de perdre deux sièges au Conseil national (et même trois au Conseil des Etats!).“\textsuperscript{15}

Erich Gruner führte die Entkopplung der Nationalratswahlen von den Bundesratswahlen ferner als einen Grund für ihre mangelnde Bedeutung an: Diese Entkopplung führe im Unterschied zu klassischen parlamentarischen Systemen dazu, dass die Regierungstätigkeit anlässlich der Wahlen weder überprüft werde noch überprüfbar sei – die Wahlmanifeste der Parteien „beschränken sich […]\textsuperscript{16}

---

\textsuperscript{14} Mit der Wahl von zwei sozialdemokratischen Bundesräten in Dezember 1959 entstand die sogenannte Zaubermagie in der eidgenössischen Exekutive, die bis 2003 dauerte: je 2 Bundesräte für die FDP, SP, CVP und einen Bundesrat für die BGB (spätere SVP).
\textsuperscript{15} Aubert: Exposé des institutions politiques de la Suisse, 1978, S. 249.
auf eine unverbindliche Bestandsaufnahme der gerade aktuellen Probleme.”16 Im Kontrast zu den Bundesratswahlen, aber auch zu manchen Abstimmungen, so Gruner weiter, seien die Parlamentswahlen somit mit einer gewissen Routine behaftet, welche eine Veränderung der Parteistärken zusätzlich verhindert habe.17 Ferner haben laut Leonhard Neidhart direktdemokratische Instrumente, und insbesondere das Referendum nicht nur durch ihr Drohpotenzial die parlamentarischen Entscheidungsprozesse zugunsten der vorparlamentarischen Phase abgeschwächt, sondern auch die Wahlen weitgehend von ihrer Konfliktsalität befreit.18

Vor allem aber sei seit der Einführung der „Zauberformel“ das Desinteresse an den Nationalratswahlen mit einem Prozess der Kartellbildung unter den Regierungsparteien zu erklären, welche sie in den Worten des Politikwissenschaftlers Ladner zu einer „elektoralen Bescheidenheit“ verführe,19 oder, wie seine Kollegen Burgos, Mazzoleni und Rayner analysieren:

„[La reconduction de la formule magique] implique le respect d’une nouvelle règle informelle, une règle de confrontation restreinte, voire de désistement partiel, durant les élections parlementaires, évitant le risque de mettre en péril leur quote-part dans la distribution des sièges pour l’exécutif. Le respect de cette règle n’oblige pas à investir dans des couteuses campagnes électorales.”20


werden. In beiden Deutungen lassen sich durchaus gerade diejenigen Mythen zur schweizerischen Konsensorientierung, Bescheidenheit und Milizpolitik wiederfinden, welche Rayner und andere ForscherInnen sonst stark in Frage stellen. Sie führen auch dazu, den neuen Kommunikationsstil der SVP als „unschweizerisch“ zu werten, was zwar die Unstimmigkeiten im Diskurs dieser Partei beleuchtet, sich jedoch historisch hinterfragen lässt.


---

27 Ebd.
traditionellen Wählerstamm in Erinnerung zu rufen und diesen auf die ihm geläufigen Werte und Grundsätze zu verpflichten.\textsuperscript{30}

\textit{Wahlkampf als leeres Ritual?}

Dienten die Schweizer Wahlkämpfe der Nachkriegszeit lediglich der ritualisierten Bestätigung alter Konflikte jenseits des geschehenden sozialen Wandels? Diese starke These, die auch an Josts Postulat der Bedeutungslosigkeit der Schweizer Parteien als reine Legimitationsfassaden für die mächtigen Verbände anknüpft, machte der Sozialdemokrat Rolf Ritschard 1987 im Jahrbuch der Schweizerischen Vereinigung für Politikwissenschaft, gerade in einer Zeit, als sich Schweizer PolitikwissenschaftlerInnen fragten, wie lange die außerordentliche Stabilität der Nachkriegsjahrzehnte noch halten würde.\textsuperscript{31} In der gleichen Ausgabe wies der Demoskop Claude Longchamp auf ein verändertes Wahlverhalten hinter dem stabilen Gesamteindruck der Wahlergebnisse hin, von der seit 1945 gestiegenen Wahlenthaltung bis hin zur höheren Parteivolatilität der BürgerInnen.\textsuperscript{32} Als Antwort auf Ritschard hinterfragte Gruner seinerseits den Begriff des Rituals, welcher wohl mit Murray Edelman zur „Demontage“ der Demokratie hinter der Masken verhelfen, gleichwohl aber mit Ulrich Sarcinelli dazu dienen könne, die Politik als sinnstiftende, komplexitäts reduzierende symbolische Handlung zu deuten.\textsuperscript{33} Seit dieser Diskussion haben die verschiedenen \textit{turns} der Geisteswissenschaften in den letzten Jahrzehnten (insbesondere der \textit{linguistic} und der \textit{performative turn}) die Frage entschärft, ob symbolische Handlungen in der Politik, zum Beispiel Rituale, etwas wie ein „reales“ Pendant hätten, wo politische Auseinandersetzungen wirklich geschehen würden: denn mit diesen neuen Ansätzen sind Zeigen und Machen einander nicht entgegenzusetzen, sondern umfassen beide reale Konfliktdimensionen.\textsuperscript{34} Dafür haben ForscherInnen Wahlkämpfe vermehrt durch die Brille der symbolischen Politik und insbesondere unter Bezugnahme auf Rituale als heuristische Werkzeuge angeschaut, indem sie die Wirkung ihres wiederholenden, leicht formelhaften Charakters auf das Handeln politischer Akteure betrachtet haben. So berufen sich die PolitikwissenschaftlerInnen Agrikoliansky, Heurtaux und Le Grignou auf die Analyse Erving Goffmans zu Frauenzeitschriften, um den Wahlkampf als Zeit der „Hyperritualisierung“ zu deuten, in welcher politische Akteure ihre politischen Rollen übertrieben spielen.\textsuperscript{35} Ferner können laut der Anthropologin Faucher-King wahlkampfbedingte Rituale wie Parteitage von den parteipolitischen

\footnotesize{\textsuperscript{30} Gruner; Daetwyler; Zosso: Aufstellung und Auswahl der Kandidaten, 1975, S. 88.  
\textsuperscript{32} Longchamp: Die neue Instabilität, 1987.  
Akteuren die Aktualisierung ihrer jeweiligen Positionen im politischen Feld verlangen. Insofern sind politische Rituale der Möglichkeit des Wandels nicht per se entgegenzusetzen. Die Medienwissenschaftler Dörner und Vogt sehen sogar in Wahlkämpfen Rituale zur Inszenierung des demokratischen Mythos:

„Das gesamte politische System zeigt sich in der rituellen Inszenierung des Mythos als voll funktionsfähig: Die politischen Akteure erscheinen kompetent, handlungsfähig, moralisch integer und engagiert, ‚modern‘ und zukunftsfähig, vor allem aber: gemeinwohlorientiert. […] Und die Wähler sind sich ihrer Verantwortung für das Gemeinwesen bewusst, indem sie nicht nur zur Wahl gehen, sondern dort auch stets die ‚richtige‘ Entscheidung treffen.‘‘

Jenseits des Eindrucks der mangelnden Bedeutung der Wahlkämpfe für das politische Geschehen verleihen diese, so Dörner und Vogt weiter, dem demokratischen Mythos eine stärkere Überzeugungskraft und einen grösseren Realitätsgrad: „Sie machen das, was der Mythos einstweilen nur behaupten kann, erfahrbar“. 38

1.2. Wahlkämpfe und politische Legitimierung


Inszenierung der politischen Gemeinschaft

Zunächst können Wahlkämpfe, wie Wahlen selbst, zur demokratischen Legitimierung beitragen, weil sie eine politische Gemeinschaft überhaupt erst symbolisch produzieren und eine Identifikation damit ermöglichen. 40 Der Wahlkampf bietet ferner einer politischen Gemeinschaft die Gelegenheit, sich selbst zu beobachten und sich in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu inszenieren. Dies gilt insbesondere für den Fall der Schweiz, wo die Konstruktion einer besonderen, Minderheiten integrierenden und konfliktfreien politischen Kultur als schweizerischer Sonderfall für die Konsolidierung des föderalen Staates ab 1848 eine zentrale Rolle gespielt hat. Wenn Schweizer Journalisten das rege politische Leben in anderen westlichen Demokratien aufmerksam beobachteten, so fiel der Vergleich nicht zu Ungunsten der ruhigen Schweiz aus. Gerade die Wahlen von 1947, die in einem international unsicheren Kontext stattfanden, lieferten inländischen Beobachtern die

36 Faucher-King: Changing Parties, 2005, S. 6. Faucher-King benutzt den Ritualbegriff „to denote behaviour that is repeated, rule-bound, referring to ongoing traditions or otherwise invoking a reference point that transcends the narrow framework of a choosing and acting individual“, Ebd., S. 11.
38 Ebd., S. 18.
Möglichkeit, die Stabilität und den moderaten Charakter des schweizerischen politischen Systems im Kontrast mit dem Ausland zu loben. So nannte die liberale *Journal de Genève* die Schweiz mit Stolz ein „pays de la stabilité politique“, da sich die Wahlgewinne der Partei der Arbeit (PdA) bei vergangenen Kantonawahlen trotz aller Ängste der Bürgerlichen nicht wiederholt hatten. Die *Tribune de Lausanne* interpretierte ihrerseits den allerdings bescheidenen Wahlerfolg der Bürgerlichen als Zeichen des „Vertrauens“ des Bürgers in das politische System der Schweiz und darüber hinaus in die freisinnige Partei. Ferner nahm der Journalist Ernst Schürch in der liberalen Zeitschrift *Schweizer Monatsheft* das Wahljahr 1947 als Beispiel, um die Ausgewogenheit des schweizerischen Machtverteilungssystems zu erklären:

„Wenn es nach einer Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten erst noch heisst: ‚spoils to the victor‘, dem Sieger die Beute (er reisst die Staatsverwaltung bis hinaus zu den Botschafterposten an sich), so mutet uns die unmittelbare Folge unserer wichtigsten Wahlen eher wie eine Szene am Esstisch an: *die Mutter verteilt einen Kuchen*. Begehrlichkeit und Futterneid haben ja auch im Familienverband Platz, und sie zeigen ihre Zähne im parlamentarischen und ausserparlamentarischen Interessenkampf. Aber *dass der Stärkste alles frisst, das ist nicht schweizerisch.*“

Selbst wenn die gleichbleibenden Wahlergebnisse seitens der Medien kritisch kommentiert wurden, bot der ruhige, moderate eidgenössische Wahlkampf mit der Bestätigung der Stabilität als Ausgang also auch ein positives Identifikationsmoment, umso mehr, als er mit dem stets aufmerksam beobachteten Ausland stark kontrastierte und damit einen weiteren Prüfstein für das „Erfolgsmodell Schweiz“ lieferte. Gerade hieraus könnte aber ein erstes Spannungsverhältnis für den schweizerischen Wahlkampf entstehen. Als friedlicher Kampf um die Repräsentation und darüber hinaus um die Macht zwischen gesellschaftlichen Gruppen und ihren FürsprecherInnen soll der Wahlkampf, so der Politikwissenschaftler Jacques Leheingue, die Aktivierung und Inszenierung von sozialen Spaltungen und Konflikten ermöglichen, was zu ihrer Pazifizierung beitragen und die demokratische Konfliktregelung legitimieren kann. Es bestehe aber die Gefahr, im Wahlkampf nur eine beschönigende Repräsentation der gesellschaftlichen Konflikte vor Augen zu führen. Es lässt sich also fragen, inwiefern die Betonung einer urhelvetischen Konsensorientierung, auch anlässlich von

Wahlkämpfen, mit der von Lehingue erwähnten Möglichkeit des offenen Ausdrucks sozialer Konflikte in Widerspruch treten könnte. Die präventive Konsenssuche mag tatsächlich zu einem Pluralismus führen, der zwar Konflikte anerkennt, aber versucht, diese nicht in den Vordergrund rücken zu lassen.46

*Mythische schweizerische Demokratie auf der Bühne*


---


51 Mazzoleni: Critique et légitimation, 2006, S. 75.
Vorstellungen mag auch eine gewisse Nostalgie für die kleinräumige, unmittelbare Politik der Landsgemeinde vor der Mediengesellschaft als „Wiege der Demokratie“ stecken.\(^{52}\) Aus dieser Perspektive könnten Wahlen und Wahlkämpfe in der Schweiz zwar zur symbolischen Bestätigung der bestehenden politischen Ordnung durchaus beitragen, und dies nicht zuletzt durch die Demonstration der Teilnahmeebereitschaft der BürgerInnen. Gerade die gleichzeitige Betonung ihrer Irrelevanz gegenüber der direkten Demokratie könnte aber dazu dienen, das in der Schweiz wohl ungemütliche Prinzip der Repräsentation zu verschleiern.

1.3. Wahlkämpfe und Repräsentation

*Verborgene Repräsentation in der Schweiz*

Eine Ambivalenz des eidgenössischen Wahlkampfs läge also darin, gerade das demokratische Prinzip nicht zelebrieren zu können, welches den Wahlen gemeinhin ihren Sinn verleiht: die Repräsentation. Genau wie Wahlen und Wahlkämpfe findet dieses Prinzip weniger Raum in klassischen Darstellungen zur schweizerischen Politik, nicht zuletzt, da die oft verwendete essentialistische Opposition zwischen direkter und repräsentativer Demokratie dazu führt, das repräsentative Element in der Geschichte der schweizerischen Demokratie zu verbergen.\(^{53}\) Geschichtswissenschaftliche Arbeiten haben aber gezeigt, wie das Gleichgewicht zwischen direkt- und repräsentationsdemokratischen Verfahren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gegenstand von heftigen Auseinandersetzungen war.\(^{54}\) In den ersten Jahrzehnten des jungen Bundesstaates entwickelte sich ein semirepräsentatives Entscheidungssystem, dessen Kernelemente später aus dem direktdemokratischen Mythos ausgeblendet wurden. Die Verankerung des Stimmsrechts 1848 bestätigte zunächst für alle (männlichen) „Bürger“ in der Bundesverfassung das Recht der Schweizer, ihre Familien, und damit ihre Ehefrauen, zu repräsentieren.\(^{55}\) Bis 1971 war die Männer- oder Brüderdemokratie quasi ein Repräsentationssystem mit zwei Ebenen, in welchem das stärkste Trennungsprinzip, nicht zuletzt aufgrund der symbolischen Trennung zwischen Öffentlichem und Privatem, mehr zwischen Männern und Frauen, als zwischen Gewählten und Wählern, lag. Im 1848 geschaffenen Bundesstaat stellten zudem die Kantone die Hauptsäule der parlamentarischen Repräsentation dar, was zusammen mit der Wahlkreiseinteilung für


Abgesehen von diesen zwei zentralen Diskussionspunkten (Proporz und Rolle der Verbände) scheint die Gestaltung der Repräsentation seit dem 19. Jahrhundert eine latente, wenn auch selten deutlich formulierte Frage für die schweizerische Demokratie geblieben zu sein. In diesem Sinne will die vorliegende Arbeit die Dimension der Repräsentation in den Wahlkämpfen der Nachkriegszeit untersuchen – in einer Zeit, in welcher der direktdemokratische Mythos in all seinen Widersprüchen im Kontext des Kalten Krieges noch weiter verfestigt wurde. Welchen Platz bekamen das Prinzip und die Grundlage der Repräsentation in diesen Wahlkämpfen, wenn die Trennung zwischen Repräsentanten und Repräsentierten den verbreiteten Vorstellungen der schweizerischen Demokratie widersprach?

Repräsentation als demokratisches Prinzip und kommunikativer Prozess

Um dieser Frage nachzugehen, bietet die international rege empirische Forschung über die Repräsentation nützliche Anknüpfungspunkte. Eine erste Herangehensweise an die politische Repräsentation versteht sie als „Vergegenwärtigung“ von „etwas, was nicht präsent ist“, wobei beispielsweise ergründet wird, wie Monarchien sich über die Figur des Königs hinaus zwecks der Legitimierung ihrer Machtstrukturen darstellten. Für demokratische Regime stellt sich die Frage der bildlichen sowie sprachlichen „Darstellung“ einer politischen Gemeinschaft auf neue Art, was insbesondere anlässlich von Wahlkämpfen verhandelt wird. Eine zweite Herangehensweise an die Repräsentation fragt nach ihren Grundlagen. Die Repräsentation stellt dabei laut dem Ideenhistoriker Pierre Rosanvallon die folgende Ursprungsaporie dar: Sollte sich die Gesellschaft mit der Fiktion des Volkes neu konstituieren oder sich auf der Basis bestehender Spaltungen und intermediärer Körperschaften repräsentieren lassen? Rosanvallon verortet zwei Idealtypen der Repräsentation in der philosophischen Diskussion und in den Repräsentationsforderungen in europäischen Demokratien.

61 Um die Fiktion einer für alle Bürger und nicht nur für die Parteien offenen Wahl aufrechtzuerhalten, wurden aber die Nationalratswahllisten an „Wählergruppen“, und nicht an Parteien, gebunden. Dazu Lachenal: Le parti politique, 1944, S. 103ff.
62 Vgl. dazu Kap. 2.1.1.
Zunächst sei aus der Tradition der Aufklärung ein Verständnis der Repräsentation als Stellvertretung (représentation-mandat) entstanden, in welchem das Mandat und das Vertrauensverhältnis, das dadurch entstehe, im Kern des Verhältnisses zwischen Repräsentanten und Repräsentierten stünden. Im Gegensatz dazu hätten ein Teil der amerikanischen Revolutionäre sowie die französische Arbeiterbewegung in den 1860er Jahren eine Repräsentation als Identifikation, als Spiegel der Gesellschaft (représentation-figuration) verlangt, was aber vermehrt die Frage nach der Basis dieser sozialen Widerspiegelung aufgeworfen habe.66

Gerade diese Spannung zwischen elitärer Stellvertretung und utopischer Figuration liegt der repräsentativen Demokratie zugrunde und belebt auch Wahlkämpfe, die Anlass zum Wettbewerb von Repräsentationsvorstellungen und -forderungen geben. Das Repräsentationsverhältnis lässt sich nämlich als kommunikativer Prozess verstehen, wofür der Politikwissenschaftler Michael Saward den Begriff der Repräsentationsansprüche („representative claims“) vorgeschlagen hat, um den relationalen, dynamischen, schliesslich auch performativen Charakter der Repräsentation, von der politischen Partei bis hin zum Verein oder NGO, zu beschreiben.67 Dieses Verständnis der Repräsentation, bei der Repräsentanten ihren Repräsentationsansprüche durch Diskurse und Handlungen wiederholt betonen, ermöglicht es, die Wahlkampfkomunikation als weit mehr als eine reine Vertretung von vorher bestehenden, festen Interessen zu verstehen, wie sie oft aus den reinen Wahlergebnissen herausgelesen werden.

**Parteien als Repräsentationsunternehmen**

Hier stimmt Sawards Konzeptionalisierung der Repräsentation als Prozess mit geschichtswissenschaftlichen Forschungsansätzen überein: Michel Offerlé historisiert beispielsweise die Partei selbst als flexibles „Repräsentationsunternehmen“ und versteht es als relational, dadurch dass Parteien zusammen „mit ihren Gegnern das Monopol in Anspruch nehme, das Recht im Namen der Laien zu sprechen und sie zu repräsentieren“.68 Im gesamten politischen Feld herrscht dabei eine relationale Logik der Abgrenzung, Unterscheidung aber auch Zusammenarbeit zwischen politischen Akteuren, unter denen politische Ressourcen ungleich verteilt sind.69 Offerlé vergleicht zudem die

---


69 Wie Anne-Vaïa Fouradoulas für die schweizerischen Linken exemplifiziert hat, Fouradoulas: Die radikale und gemässigte Linke, 2013. Das in dieser Arbeit ebenfalls benutzte Bourdieusche Konzept des politischen Feldes weist sowohl auf diese relationellen Verhältnisse zwischen politischen Akteuren als auch auf die ungleiche Verteilung von Ressourcen hin (insb. ökonomischem sowie auch rein politischem Kapital), welche seine (im Fall der Schweiz limitierte) Schliessung nach aussen hervorrufen kann. Auch wenn Bourdieu selbst auf die
2. Forschungskonzept

2.1. Fragestellung und Untersuchungsrahmen

Leitfrage: Parteien und Wahlkämpfe im Wandel


Parteien und ihre Entscheidungsprozesse im Wahlkampf

Um die Veränderungen der Wahlkämpfe zu analysieren, interessiert sich diese Arbeit zunächst für ihre Hauptakteure, die politischen Parteien, und die Entscheidungsprozesse, die ihren Kampagnen zugrunde liegen. Der Fokus der Untersuchung liegt dabei auf den vier wichtigsten schweizerischen Parteien – der BGB/SVP, CVP, FDP und der SP – zwecks der Analyse ihrer Entscheidungsprozesse und Herangehensweisen an den Wahlkampf. Um die föderale Funktionsweise und die innere Vielfalt der Schweizer Parteien zu berücksichtigen, nimmt die Studie sowohl die unterschiedlichen Entscheidungsebenen in den Parteien als auch die verschiedenen parteipolitischen Akteure in den Fokus.

Die Arbeit strebt weiter an, die kantonalen und nationalen Parteien in ihrer inneren Heterogenität zu verstehen. Dafür werden die komplexen Dynamiken der parteiinternen Demokratie in die Analyse einbezogen. Wenn die Entscheidungsfindung der nationalen und kantonalen Exekutivinstanzen im Mittelpunkt steht, stellt sich dabei die Frage, wie die Entscheidungsmacht sich darin zwischen den Gewählten, den Parteifunktionären, aber auch ihren externen Beratern verteilte. Dazu werden auch die Einflussmöglichkeiten der Parteitage beziehungsweise der Delegiertenversammlungen, sowie der parteipolitischen Organisationen wie der Jugend- und Frauensektionen berücksichtigt.

**Kampagnendurchführung und Handlungsrahmen der Parteien**

In einem weiteren Schritt interessiert sich die Arbeit für die parteipolitische Kampagnendurchführung sowie für den spezifischen Handlungsrahmen, der deren Aktionsradius absteckt.

Zunächst stellt sich die Frage nach den Kampagnenzielen der Parteien, die umso brisanter scheint, als die stabile Machtverteilung zwischen ihnen die Perspektive der Erreichung einer Mehrheit oder eines starken Stimmengewinns versperrte. Dann ist zu fragen, welche Strategien die Parteien aus diesen Zielen ableiteten: Welche Wahlkampfpläne entwarfen sie und welche zeitlichen, finanziellen und personellen Mittel setzten sie dafür ein? Damit verbunden stellt sich die für den Prozess der Repräsentation zentrale Frage nach den Zielwählerschaften der Parteien: Wie kategorisierten die Parteien die Schweizer Stimmevölkerung und welche Gruppen visierten sie für ihre Kampagnen an? Schliesslich untersucht die Arbeit die Palette der Kommunikationsbemühungen der Parteien von den

77 Für den Kanton Tessin wurde allerdings die bis in die 1990er Jahre sehr kleine Bauernpartei nicht berücksichtigt.
Wahlkampfmaterialien und Programmen bis hin zur Medienarbeit und den Wahlveranstaltungen. Wie versuchten die Parteien, die BürgerInnen für die Wahl zu mobilisieren?78

Um die Kampagnendurchführung der Parteien zu verstehen, liefern politikwissenschaftliche Modelle des strategischen Handelns bei Kampagnen fruchtbare Anknüpfungspunkte.79 Über konjunkturelle Faktoren hinaus, welche einen Einfluss auf die Handlungsmöglichkeiten der Parteien haben können (z.B. das Aufkommen neuer Themen auf der medialen Agenda), interessieren sich diese Modelle für die Handlungsspielräume und -einschränkungen sowie für die Gelegenheitsstrukturen des parteipolitischen Handelns. Die Gestaltung des Wahlkampfs als Wettbewerbsfeld spielt hierbei eine zentrale Rolle, da sie die möglichen Allianzen und Gegnerschaften mitbestimmt. Hier rücken zunächst die Beziehungen der vier untersuchten Parteien zueinander, aber auch zu den weiteren Parteien im Wahlkampf in den Fokus. Die Formen des zwischenparteilichen Wettbewerbs können darüber hinaus Auskünfte über die Stimmung der untersuchten Wahlkämpfe geben: Suchten die vier Parteien tatsächlich einen Konsens im Wahlkampf, oder verfolgten sie einen konfrontativen Kurs? Welche Spielregeln und Verhaltenscodes wurden dabei zwischen Konsensdiskurs und Wahlkampfalltag verhandelt?


78 In diesem Kontext lässt sich die klassische, breite Mobilisierungsdefinition von Rosenstone und Hansen übernehmen: „Mobilization is the process by which candidates, parties, activists and groups induce other people to participate“, sei es für die Wahlentscheidung selbst oder für die Mithilfe beim Wahlkampf. Rosenstone; Hansen: Mobilization, Participation, and Democracy in America, S. 25.
Als politische Gelegenheitsstruktur, welche den Erfolg oder das Scheitern von politischem Handeln beeinflusst, wird im Fall der Schweiz die relative Offenheit des politischen Systems genannt: der Föderalismus bietet neuen Akteuren vielfältige Einstiegspunkte in das politische Feld und das Wahlrecht sieht keine Sperrklausel zum Eintritt in die Parlamente vor. Wenn neue Akteure somit einen relativ leichten Zugang zum politischen Feld hatten, so könnte die föderale Prägung der eidgenössischen Wahlen aufgrund der kantonalen Wahlkreise auch etablierten Akteuren wie Parteien eine Flexibilität in der Kampagnendurchführung und genauer eine Anpassungsfähigkeit an kantonale und lokale Kontexte ermöglicht haben. Die direkte Demokratie stellte eine weitere günstige Gelegenheitsstruktur dar, die es etablierten sowie neuen Akteuren ermöglichte, Themen auf die Agenda zu setzen und dabei eigene Interpretationen politischer Fragen in den Vordergrund zu stellen. Dazu stellt sich die Frage, inwiefern direktdemokratische Instrumente vor ihrem inflationären Gebrauch ab den 1990er Jahren von den Bundesratsparteien als Wahlhilfe verwendet wurde. Als noch zentraler für die Kampagnendurchführung erscheinen aber die Merkmale des Wahlsystems selbst, die zwar als Handlungseinschränkung, aber auch als günstige Gelegenheitsstruktur fungieren konnten. Eine schweizerische Besonderheit stellen nämlich die Möglichkeiten der Wählerenden zur Listenveränderung (Kumulieren, Streichen und Panaschieren) für die Nationalratswahlen dar, deren Einführung 1919 als ambivalente Folge des Wechsels zum Proporz zu verstehen ist. Sie sind aus dem Grund ambivalent, weil sie eine höchst personalisierte Logik in den Wahlkampf einbrachten: Sie machten Kandidierende nicht nur zu Konkurrenten von Kandidierenden anderer Parteien, sondern auch zu Konkurrenten von Parteimitgliedern, was einen weiteren Widerspruch zum verbreiteten Verständnis der eidgenössischen Wahlkämpfe als konsensorientiert und wenig personalisiert darstellt. Für die Parteien schränkten diese sogenannten Wählerfreiheiten die Gültigkeit ihrer eigenen Kandidierendenauswahl ein; zudem standen sie einer Vielfalt von individuellen und kollektiven Strategien gegenüber – nicht zuletzt seitens der Verbände oder Bewegungen. Rein taktisch gesehen,

83 Zudem konnten die Akteure die Wahlregeln neu verhandeln, dazu Vatter: Wenn die Regeln die Resultate bestimmen, 2015.
sollten Parteien jedoch danach streben, möglichst viele Panaschierstimmen von Wählern anderer Parteien auf sich zu vereinigen, und zugleich ihre eigenen Wählenden vom Panaschieren abzuhalten.86 Daraus folgt die Frage, wie Parteien diese Wahlfreiheiten in den wechselnden Wettbewerbskonstellationen bei der Gestaltung der Kandidaturen berücksichtigten und ferner, welchen Gebrauch dieser Rechte sie ihren Anhängern empfahlen.

_Deuten und Repräsentieren im Wahlkampf_

Neben der Analyse des Handelns der Parteien als Treiber des Wahlkampfwandels interessiert sich diese Arbeit für die von ihnen im Wahlkampf produzierten Diskurse, Narrative, Bilder, Symbole und Inszenierungen, um die Deutungen der Gesellschaft und des Politischen zu erkunden, welche anlässlich der Wahlkämpfe in Wettbewerb zueinander traten. Mit diesen Deutungen antworteten politische Akteure dabei jeweils auf sich schnell verändernden Bedingungen der politischen Legitimierung.87


Auf einer reflexiven Ebene interessiert sich diese Arbeit dann für die Selbstbeobachtungen der Wahlkampfakteure. Wie deuteten sie den Wahlkampf und seine Spielregeln? Wie hing dies mit den Mythen um die Konkordanz und die direkte Demokratie als schweizerische Sonderfälle zusammen? Wie prägten diese Selbstzuschreibungen der politischen Schweiz den Ablauf des Wahlkampfs, oder genauer: Inwiefern wurde Streit inszeniert oder im Gegenteil politischer Konflikt gemieden?


Wie veränderten sich die Auffassungen der Repräsentation, zwischen Stellvertretung und Identifikation, welche dabei zum Ausdruck kamen? Über die Frage der Grundlage der Repräsentation hinaus stellt sich ferner jene ihrer Qualität, sprich der Art und Weise, wie Parteien und Kandidierende ihre Bindung zu den Wählenden zu inszenieren versuchten. Wenn eine zu starke Trennung zwischen Repräsentanten und Repräsentierten den Mythen der direkten Demokratie und des Milizsystems widerspricht, lässt sich nämlich fragen, auf welcher Basis die Parteien und Kandidierenden ihre repräsentative Legitimität darstellen konnten. Wie warb man bei Wählenden für werdende oder etablierte politische Eliten? Welcher Grad an Personalisierung und Professionalisierung des Wahlkampfs war in der egalitären Männerdemokratie überhaupt möglich?

2.2. Quellenbasis und methodisches Vorgehen

Archivlage

Ziel der Archivarbeit war es, für die vier berücksichtigten eidgenössischen Wahlkämpfe sowohl Wahlkampfmaterialien als auch parteiinterne Dokumente über die Kampagnendurchführung heranziehen zu können: Protokolle der Führungsinstanzen, Berichte, oder Korrespondenz.


Unter den bürgerlichen Parteien sind nur die Bestände der schweizerischen CVP mit denjenigen der SP vergleichbar. Wohl dank der Sammelfreude des langjährigen CVP-Parteisekretärs Martin Rosenberg gibt es im Bundesarchiv eine sehr hohe Anzahl an wahlkampfbezogenen Dokumenten über die christlichdemokratische Mutterpartei. Diese Dokumente reichen von Protokollen, Wahlkampfmaterialien, Korrespondenz und Berichten bis hin zu riesigen Sammlungen an

---

88 Für den Wahlkampf von 1983 in der Waadt wurden zusätzliche Quellen beim Sekretariat der waadtländischen SP berücksichtigt.
Die seit 2013 im Waadtländer Staatsarchiv gelagerten Bestände der kleinen kantonalen CVP sind zwar schmal, liefern aber interessante Einblicke in deren Gründungsjahre nach 1945 sowie zum alltäglichen Parteilieben, inklusive kantonaler und eidgenössischer Wahlkämpfe. Das Archiv der Zürcher CVP im Parteisekretariat ist sehr gut ausgestattet, wenn auch wenig systematisch archiviert, mit Protokollen, Wahlkampfmaterialien und umfassenden Wahlkampfberichten. Die Bestände der Tessiner CVP im kantonalen Staatsarchiv sind zumindest was die Protokolle und Korrespondenzen betrifft weitgehend vollständig und wurden auch akribisch archiviert.


Bezüglich der Wahlkampfmaterialien boten sich zunächst die Kataloge der Nationalbibliothek, der Genfer Kantonalbibliothek, des Sozialarchivs und des Zürcher Museums für graphische Gestaltung an.

---

89 Eine von der Partei im Auftrag gegebene Umfrage liess sich allerdings nur im Archiv der Basler Kantonalpartei im Basler Staatsarchiv finden.


Neben diesem qualitativen Quellenkorpus stützt sich diese Arbeit schliesslich auf quantitative Daten: Statistiken des Bundesamtes für Statistik zu den Wahlergebnissen einerseits, Daten zu den Kandidierenden aus den jeweiligen Wahlberichten des Bundesblattes andererseits. Letztere Daten wurden für die drei Kantone in einer Datenbank gesammelt, um Änderungen in den Profilen der Kandidierenden zu erfassen.94 Schliesslich stützt sich die Analyse vereinzelt auf einige Interviews mit Wahlkampfakteuren – mit Parteisekretären und insbesondere einem Werbeberater. Aufgrund des

92 Dazu lieferte das Privatarchiv des waadtländischen Journalisten Louis Polla zahlreiche Kampagnenmaterialien.
93 Auch wenn die Werbespots von 1971 für die vier untersuchten Parteien nicht gefunden werden konnten, lassen sich ihre Skripte dennoch in den jeweiligen Parteiarchiven einsehen (vgl. dazu Quellenverzeichnis).
bereits breiten Umfangs des Quellenkorpus spielen diese Interviews im Rahmen dieser Forschungsarbeit nur eine sekundäre Rolle.

**Quellentypen**


Einschlägige Objekte jeder Wahlkampfanalyse sind schliesslich die vielfältigen Wahlkampfmaterialien, welche die Parteien einsetzten: Plakate, Flugschriften, Broschüre, Inserate, Wahlbriefe oder auch Werbeobjekte. Auch wenn diese Studie keine Rezeptionsgeschichte der Wahlkämpfe darstellt, wurde darauf geachtet, den materiellen Rezeptionskontext der verschiedenen Wahlkampfmaterialien in der Analyse zu berücksichtigen, um den Platz des Wahlkampfs im Alltag zu eruieren, aber auch um die Erwartungen der Parteien bezüglich der Wirkung ihrer Werbung zu verstehen.\(^{95}\)

\(^{95}\) Vgl. zu diesem Punkt Mergel: Der mediale Stil der Sachlichkeit, 2003, S.35.
Methodisches Vorgehen


zwischen Bild und Text zu deuten.\textsuperscript{102} Grundsätzlich weisen sowohl die Diskurs- als auch die Bildtheorie darauf hin, dass Texte und Bilder nicht abbilden, sondern Sinn kreieren. Die Analyse trug somit dem performativen Charakter der Wahlkampfmaterialien Rechnung, welche oft ein Repräsentationsverhältnis zwischen der jeweiligen Partei und den Währenden oder der Gesellschaft konstruieren. Aus der Analyse ergab sich ferner, dass diese Wahlkampfmaterialien, so unterschiedlich sie auch sein mögen, oft eine ähnliche narrative Dimension aufweisen, indem sie den Währenden eine identitätsstiftende Erzählung zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft anbieten. Die narrative Analyse, wie sie in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften in den letzten Jahren entwickelt wurde, stellte somit einen weiteren methodischen Zugang dar, welcher es ermöglichte, sowohl die narrative Struktur von textuellen oder visuellen Wahlkampfbotschaften, als auch die dahinterliegende narrative Strategie zu berücksichtigen.\textsuperscript{103} Schliesslich ermöglichten es die zahlreichen Dokumente zu Wahlkampfereignissen (Dokumente zur Vorbereitung, Berichte, Zeitungsartikel, Bilder…), einen fast ethnographischen Einblick in die kleinen und grossen Ereignisse des Wahlkampfs zu gewinnen. Bei Parteitagen wurde beispielsweise auf die Planung der Inszenierung und des Ambientes geachtet, oder auch auf die Beziehungen und Deutungsmuster, die auf der Bühne inszeniert werden.

3. Forschung zu Wahlkampfgeschichte


3.1. Schweizer Parteien im Wahlkampf in der Nachkriegszeit

*Unbekannte Schweizer Wahlkämpfe der Nachkriegszeit*

Während die Schweizer Wahlkämpfe des 19. Jahrhunderts, sowie zum Teil auch der Zwischenkriegszeit, Gegenstand von erhellenden Studien wurden,\textsuperscript{104} besteht für die Wahlkämpfe zwischen den 1940er und 1990er Jahren eine erstaunliche Forschungslücke. Es lassen sich zwar einige Studien finden, die sehr präzise Aspekte, wie den der Propagandaschriften oder der Wahlmanifeste beleuchten, daraus aber Schlussfolgerungen zu den politischen Diskursen oder Mentalitäten ableiten,

\textsuperscript{103} Gadinger; Jarzebski; Yildiz (Hg.): Politische Narrative, 2014; Jarzebski: Wahlkampf als Erzählung, 2015.

Es liegt nahe, diese im internationalen Vergleich festzustellende Forschungslücke zur Wahlkampfgeschichte in der Schweiz damit zu erklären, dass das mythisierte direktdemokratische Element der schweizerischen Demokratie die Bedeutung der Wahlen auch für die Forschung mindert. In der Tat ist unbestreitbar, dass Abstimmungen und Abstimmungskämpfe viel stärker erforscht sind als Wahlkämpfe – was auch für diachrone Untersuchungen gilt. In vielen Untersuchungen dienen jedoch Abstimmungen im 20. Jahrhundert hauptsächlich als Quelle für Daten zum Wandel der politischen Einstellungen, ohne dass der Kontext und insbesondere die Abstimmungskämpfe analysiert worden wären. Nur für die Gegenwart hat sich die Politikwissenschaft für die Akteure und Dynamiken innerhalb von Abstimmungskampagnen interessiert. Sowohl für Abstimmungs- als

auch für Wahlkämpfe fehlt also insgesamt ein historischer Blick auf die politische Kommunikation in der Schweiz sowie eine kritische Auseinandersetzung mit ihren möglichen Besonderheiten. Obwohl ein öffentliches Interesse an der Frage der Professionalisierung der politischen Kommunikation, insbesondere durch den – bis heute noch verdeckten – Einsatz von Fachexperten, besteht, ist aus einer historischen Perspektive diesbezüglich noch wenig bekannt.

Parteien in der Schweiz


---

123 Mazzoleni; Rayner (Hg.): Les partis politiques suisses, 2009; Mazzoleni; Altermatt; Epiney (Hg.): Die Parteien in Bewegung, 2013.
124 Amlinger: Im Vorzimmer zur Macht, 2014.
128 Zum Profil der parlamentarischen Eliten insbesondere: Pilotti: Entre démocratisation et professionnalisation, 2016; Pilotti; Mach; Mazzoleni: Les parlementaires suisses entre démocratisation et professionnalisation, 2010; Mach; Mazzoleni; Pilotti: Entre professionalisation et proximité, 2010; Eichenberger; Pilotti; Mach u. a.: Parlement de milice et groupes d’intérêt, 2016.
1919 oder vor dem Zweiten Weltkrieg. Der Politikwissenschaftler Jürg Steiner, welcher sich in den
1970er Jahren für das innere Parteileben der FDP interessiert hatte, hat nur einen programmatischen
Artikel zu dieser Frage veröffentlicht. Nennenswert ist aber ein kürzlich erschienenes Buch der
Journalisten Alan Cassidy und Philipp Loser, welches sich mit dem Macht- und Prestigeverlust der
FDP seit den 1970er Jahren provokativ auseinandersetzt.

Für die SVP haben sich HistorikerInnen im Zusammenhang mit ihrer Umwandlung in eine
rechtspopulistische Partei seit den 1990er Jahren verstärkt interessiert. Hans-Ulrich Jost und Damir
Skenderovic haben die historischen Ursprünge ihres Gedankengutes und ihrer Vorstellungswelten
nachgezeichnet, und die Politikwissenschaftlerin Regula Zürcher widmete sich der Positionierung der
Partei bei Abstimmungen seit den 1920er Jahren. Die grundlegende Metamorphose der Zürcher
Partei ab Ende der 1970er Jahre ist Gegenstand der Lizenzarbeit von Samuel Schnydrig sowie
einer journalistischen Untersuchung, welche den Aufstieg dieser Partei mit der neuen Stärke ihres
Parteimilieus im Sinne einer „Zivilgesellschaft von rechts“ erklärt. Über die frühe SVP und ihre
Vorgängerpartei, die BGB, welche stark von der Bernischen Kantonalpartei dominiert wurde, liegen
wenige Untersuchungen vor; hier bietet aber die Forschung zum Bauernmilieu interessante
Anknüpfungspunkte.

Jahrhunderts im Vergleich zu den anderen Parteien sehr gut erforscht sind, gibt es auch hier nur
wenige Forschungsbeiträge zu ihren Entwicklungen in der Nachkriegszeit. Bernard Degen hat die
schrittweise Integration der SP in das politische System der Schweiz untersucht, daneben analysiert
eine lesenswerte Lizensiatsarbeit ihr Verhältnis zum sozialen Wandel nach 1959. Zwei
Jubiläumsschriften von 1988 und 2013 beinhalten zudem interessante Beiträge aus regional,
disziplinär und thematisch unterschiedlichen Perspektiven. Das Verhältnis zwischen der politischen
Positionierung der SP und ihrer gesellschaftlichen Basis haben in den letzten Jahren Adrian

---

133 Steiner: Teilnehmende Beobachtung, 1970.
134 Cassidy; Loser: Der Fall FDP, 2015.
140 Hablützel et al. (Hg.): Solidarität, Widerspruch, Bewegung, 1988; redbox; Sozialdemokratische Partei der Schweiz: Einig - aber nicht einheitlich, 2013.
Zimmermann und Line Rennwald erforscht. Während die Beziehung der SP zu den anderen linken Parteien Gegenstand einer aufschlussreichen Studie war, und ebenso die Frage ihres Antikommunismus diskutiert wurde, ist beispielsweise wenig über ihre in der Nachkriegszeit doch wichtigen und sich zugleich stark verändernden Beziehungen zu den Gewerkschaften bekannt.


Zentral bleiben dabei die sozialgeschichtlichen Untersuchungen von Urs Altermatt zu den Veränderungen des katholischen „Ghettos“. Die Forschung von Pierre-Antoine Schorderet liefert hierzu eine bedeutende Erneuerung: Um die traditionelle Teilung der CVP-Forschung zwischen einem politischen Fokus auf die Partei und einem sozialen Fokus auf das katholische Milieu zu überbrücken verwendet er das Konzept des Handlungssystems, um die Entstehung der Konservativen Partei zu historisieren.

3.2. Der Wandel des Wahlkampfs im internationalen Vergleich

Die vergleichende Forschung zum Wahlkampfwandel reicht von den Politik- und Medienwissenschaften bis hin zur Geschichte und bietet vielfältige Fragen und Ansätze. Dafür waren Wahlkämpfe aber lange hauptsächlich in Hinblick auf den Wahlentscheid der BürgerInnen, also als „Vorgeschichte der Wahlen“, wahrgenommen worden. Eine Zeitlang erschienen sie sogar als sekundärer Forschungsgegenstand, da die frühe Wahlforschung deren geringe Wirkung auf das Wahlergebnis herausgearbeitet hatte. Mit dem Befund einer Schwächung der parteipolitischen


Die Debatte um die Amerikanisierung der Wahlkämpfe


152 Vgl. die Diskussion bei Riutort: Sociologie de la communication politique, 2007, S. 77f.

Der Wandel des Wahlkampfs als Modernisierungsprozess?


PolitikwissenschaftlerInnen verknüpften ihrerseits die Modernisierung der Wahlkämpfe mit einem Prozess der Schwächung der Parteibindungen und der daraus folgenden Zunahme der

---

159 Swanson; Mancini: Politics, Media, and Modern Democracy, 1996.
Wechselwähler. \(^{161}\) Bereits in Otto Kirchheimers Modell der *catch-all party* erklärt dieser Wandel auf der Seite der Wählerschaft die Intensivierung der Wahlkämpfe, welche die Parteien nun unternehmen mussten, um Stimmen ausserhalb der als „classe gardée“ verstandenen traditionellen Klientel zu gewinnen. \(^{162}\) Zudem führten die Veränderungen des Wählerverhaltens, und darüber hinaus der demokratischen Beteiligung – es sei insbesondere an den allgemeinen Rückgang der Parteimitgliederzahlen erinnert – zu Transformationen der Parteien selbst. \(^{163}\) Vor diesem Hintergrund setzten Farrell und Webb ihre drei Phasen in Verbindung mit den drei Entwicklungsstufen von Parteitypen nach Peter Mair und Richard Katz: *mass party*, *catch-all* und *cartel party*. \(^{164}\)

Dieser Fokus auf den Parteienwandel bringt dabei die normativ beladenen Fragen nach dem Wandel der westlichen Demokratien wieder in den Vordergrund. Einige AutorInnen erklären die um sich greifende Krise der politischen Parteien mit der Masslosigkeit der neuen politischen Kommunikation, andere wiederum sehen sogar eine Art Teufelskreis zwischen einer Krise der politischen Kommunikation und einer Krise der demokratischen Partizipation. \(^{165}\) In ihren empirischen, vergleichenden Studien argumentieren hingegen Forscher wie Pippa Norris und David Farrell im Sinne einer Anpassungsfähigkeit der Parteien und darüber hinaus der Demokratie an die neuen medialen und sozialen Gegebenheiten. Pippa Norris versteht den Modernisierungsprozess dabei als einen evolutionären Prozess, der gleichzeitig auf Parteien, Medien und Wähler wirke, und spricht von einem „*virtuous circle*“, einer Aufwärtsspirale, zwischen der modernisierten politischen Kommunikation einerseits und einem stets steigenden Informationsgrad der Wähler andererseits. \(^{166}\) Farrell, Dalton und McAllister betonen die These der Anpassung der Parteien in einem empirischen Vergleich der vielfältigen kontextuellen Bedingungen, in welchen Parteien Wahlkämpfe durchführen und auf welche sie auch Einfluss ausüben können. \(^{167}\) Ihr Vergleich der Wahlkampfregelungen – zum Zugang zu den Medien und Finanzen und zum Wahlsystem – bestätigt

---


\(^{163}\) Dazu Dalton; Wattenberg: *Parties Without Partisans*, 2002.


\(^{165}\) Blumler; Kavanagh: The Third Age of Political Communication, 1999.

\(^{166}\) Norris: *A Virtuous Circle*, 2000, S. 137. Hingegen sollen laut Norris die moderne Wahlkampfphase und insbesondere die Bedeutungszunahme des Fernsehens die Wähler passive gemacht haben.

\(^{167}\) Dies steht im Gegensatz zur verbreiteten These des Niedergangs der politischen Parteien. Dazu berücksichtigten sie weitere Dimensionen wie die Bedeutungszunahme von nichtparteilichen Akteuren, die zunehmende Demokratisierung der Kandidatenauswahl sowie die Gänzigkeit des Wahlgesetzes für die Parteikommunikation. Dalton; Farrell; McAllister: Political Parties and Democratic Linkage, 2011, S. 14; 29ff.
den Befund, dass die USA diesbezüglich einen Spezialfall darstellen, was die These einer Amerikanisierung von Wahlkämpfen im Rest der Welt weiter schwächt.168

Schweizer Wahlkämpfe als Sonderfall im Sonderfall?


Die Überprüfung der Modernisierungsthese leidet ihrerseits daran, häufig eine Modernisierung der Wahlkämpfe anhand ihres Schlusspunkts messen zu wollen, obgleich der Wandel der parteipolitischen Handlungsweise auch komplexe Schübe, zeitliche Verzerrungen, in sich widersprechende Richtungen erfahren kann. Zudem sind die Modelle des Wandels von Norris und Farrell/Webb laut den AutorInnen selbst hauptsächlich als „heuristic devices“ zu verstehen, die Unterschiede aufgrund der jeweiligen nationalen Konfigurationen (Wahlsysteme, Regelungen des Wahlkampfs, Parteiensystem) nicht berücksichtigen.172 Wenn sie also nützliche Analysedimensionen anbieten, so scheint es, dass die dafür verwendeten Kriterien besonders im Fall der Schweizer Wahlkämpfe an spezifische Gegebenheiten angepasst werden müssen. So liegt ein grundlegendes Problem in der Ebene der Betrachtung: Es überrascht nicht, dass die Grösse des Wählermarktes die Gestaltung des

169 Dalton; Farrell; McAllister: Political Parties and Democratic Linkage, 2011, S. 41ff.
Und insbesondere die Zweckmässigkeit des Mediengebrauches bestimmt. Dazu läuft ein Wahlkampf parallel auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene ab. Der Medienzentrismus der Modernisierungsmodelle setzt aber einen grossen, nationalisierten Wählermarkt voraus. Wenn die kleine, föderal organisierte Schweiz mit diesem Massstab gemessen wird, dann wird sie zwangsläufig als rückständig eingestuft. Ferner kennzeichnen sich die eidgenössischen Parlamentswahlen durch eine Vielfalt an Akteuren über die Parteileader hinaus aus: Verbände und Kandidierende verfügen über eigene Handlungsspielräume sowie über eigene finanzielle Mittel, sodass ein exklusiver Fokus auf die Landesparteien das Bild verzerrt.

Ein methodisches Problem stellt schlussendlich der Versuch dar, die sichtbaren Wahlkampfentwicklungen zu katalogisieren und als messbare Kriterien der Modernisierung zu verwenden, ohne sie dabei in die konkreten Handlungskontexte der jeweiligen Wahlkampfakteure einzubetten, die ihnen überhaupt erst Bedeutung verleihen. Ohne diese genaue Analyse laufen Studien zu Schweizer Wahlkämpfen auf der Basis vergleichender Modelle des Wandels in Gefahr, sie jenseits einer Kategorisierung als Sonderfall nicht denken zu können.

Wahlkampfakteure und Professionalisierungsprozess


gewinnen.\(^{177}\) Die Medien trugen ihrerseits zur Legitimierung dieser neuen Berufe bei, sobald sie diesen neuen Wahlkampfexperten Aufmerksamkeit und somit Sichtbarkeit schenkten.

In diesem Zusammenhang taucht oft der Begriff der Professionalisierung auf, um den Wandel der Wahlkampfakteure und ihrer Praktiken zu kennzeichnen: Damit wird zunächst die Zunahme von Professionellen des Wahlkampfs inner- und ausserhalb der Parteien, aber auch die Anpassung der Wahlkampfkommunikation an neuen Kommunikationsstandards bezeichnet.\(^{178}\) Um diesen Prozess jedoch nicht aus bestimmten Massstäben eines „guten“ Wahlkampfs abzuleiten, schlugen Negrine und weitere KommunikationswissenschaftlerInnen die folgende Definition der Professionalisierung vor: „Professionalisation […] refers to a process of change, in the field of politics and communication and elsewhere, that, either explicitly or implicitly, brings about a better and more efficient – and more studied – organisation of resources and skills in order to achieve desired objectives.“\(^{179}\) Damit setzen sie den Fokus auf den Veränderungswille der Akteure, was wiederum erfordert, ihre genauen Handlungsbedingungen, und insbesondere ihre Verankerung in bestimmten beruflichen Feldern anzuschauen. Anstatt von einer einseitigen Anpassung der Parteien an einen allgegenwärtigen Medialisierungsprozess oder an den sozialen Wandel auszugehen, wird es so möglich, die komplexen Verflechtungen zwischen den politischen, werberischen und medialen Feldern wahrzunehmen.

### 3.3. Wahlkämpfe in der neuen politischen Geschichte

Schliesslich liefern die wissenschaftlichen Erneuerungen der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte im Zuge der verschiedenen *turns* wichtige Ansätze und Inspirationen für die historische Wahlkampfforschung.

*Wahlkämpfe als Forschungsgegenstand der Kulturgeschichte des Politischen*

Im deutschsprachigen Raum haben HistorikerInnen mit der Kulturgeschichte des Politischen Anfang der 2000er Jahre einen „ethnologisch und diskurstheoretisch informierten Blick“\(^{180}\) auf das Politische im breiten Sinne vorgeschlagen.\(^{181}\) Die „Politik“ (andere Forscher verwenden lieber den breiteren Begriff „das Politische“) kann man mit Thomas Mergel „als soziales Handeln, als ein Netz von Bedeutungen, Symbolen, Diskursen, in dem – oft widersprüchliche – Realitäten konstruiert werden“ verstehen.\(^{182}\) Dabei betont dieser Ansatz die Wirkung der Sprache bei der Produktion von Sinn, aber

\(^{177}\) Dazu Riutort: Sociologie de la communication politique, 2007, S. 106.
\(^{178}\) Negrine; Lileker: The rise of a proactive local media strategy in British political communication, 2003, S. 305.
auch von Machtverhältnissen, weshalb sie auch methodisch gesehen diskursanalytische Zugänge bevorzugt. Fragen nach dem „Warum“ und „Woher“ stehen dabei nicht mehr im Mittelpunkt, sondern werden durch Fragen nach dem kulturhistorischen „Wie“ abgelöst. Ferner soll gemäss diesem Forschungsansatz der Blick auf das Politische entnaturalisiert werden, was manchen anthropologischen Annäherungsweisen an das Politische entspricht.


187 Ebd., S. 12.
188 Ebd., S. 14.
189 Ebd., S. 263ff.
190 Ebd., S. 14.
191 Ebd., S. 15.
strukturelle Schwäche in den Entscheidungsprozessen hinaus ihre Rolle als „gesellschaftliche Deutungsinstanzen“ ernst nehmen solle.\textsuperscript{193}

\textbf{Wahlkämpfe zwischen Geschichte und Soziologie}

Die französischsprachige politische Geschichte hat in den letzten Jahrzehnten ebenfalls wesentliche Erneuerungen erfahren. Sie näherte sich ihrerseits zunehmend an die politische Soziologie an und interessierte sich besonders für die historische Entstehung von Institutionen und Machtprozessen, zugleich aber auch für das sich verändernde Verhältnis der Akteure zu diesen Institutionen.\textsuperscript{194} Die \textit{socio-histoire} als Forschungsrichtung hat den Anspruch, Geschichte und Soziologie einander in der Untersuchung der „Fernherrschaft“\textsuperscript{195} in modernen Gesellschaften näher zu bringen und dabei „la pratique des savoir-faire historiens – l’archive et l’histoire dite orale – et l’usage raisonné de la conceptualisation sociologique autorisant à construire autrement les objets et à lire autrement les sources historiques“ zusammenzubringen.\textsuperscript{196} Bezüglich der Wahlprozesse haben eine Reihe von historischen Studien zu einem Verständnis der „socio-genèse de la démocratie“\textsuperscript{197} beigetragen, indem sie die Institutionalisierung des Aktes des Währens, aber auch die Entstehung der politischen Berufe beleuchteten.\textsuperscript{198} Zentral bei diesen Forschungen ist dabei zusätzlich zum Historisieren von Prozessen, Kategorien oder Diskursen zum Politischen ein machtkritischer Blick, welcher sie der politischen Soziologie annähert. Bezüglich der Wahlkämpfe sind vor allem Studien zu Wahlkämpfen der letzten Jahre diesen Forschungsansätzen zuzuordnen.\textsuperscript{199} Sie schlagen programmatisch vor, die Mobilisierungspraktiken im Wahlkampf – in den Worten von Brigitte Le Grignou – „hautnah“ („au concret“) und entkoppelt von der Frage ihrer Wirkung auf die Wahl zu analysieren.\textsuperscript{200} Dank lokal verankerter, ethnographischer Beobachtungen von Wahlkämpfen gelingt es den Forschenden, die Vielfalt der Wahlkampflogiken, die dabei herauskrystallisierten Spielregeln des politischen Feldes sowie die Repräsentationsverhältnisse zwischen Kandidierenden und Wählenden zu beleuchten. Als besonders anregend für die vorliegende Arbeit erweist sich ihre Analyse der Nominierungsprozesse. Gestützt auf ihre Beobachtungen kombinieren sie eine machtinformierte Untersuchung der

\textsuperscript{193} Siehe dazu Amlinger: Im Vorzimmer zur Macht, 2014, S. 38, Fn. 129.

\textsuperscript{194} Vgl. Buton; Mariot: Pratiques et méthodes de la socio-histoire, 2009, S. 10.


\textsuperscript{196} Offerlé: Socio-histoire, 2001; zitiert in Mariot; Olivera: Socio-histoire, 2011, S. 618.

\textsuperscript{197} Noiriel: Introduction à la socio-histoire, 2006, S. 73.

\textsuperscript{198} Offerlé: De l’histoire électorale à la socio-histoire des électeurs, 2007; Déloye; Ihl: L’acte de vote, 2008; Phéllipeau: L’invention de l’homme politique modern, 2002; Offerlé; Bacot: La profession politique: XIXe-XXe siècles, 1999.

\textsuperscript{199} Vgl. insb. Lagroye; Lehingue; Sawicki (Hg.): Mobilisations électorales, 2005; Agrikoliansky; Heurtiaux; Le Grignou (Hg.): Paris en campagne, 2011.

Auswahlkriterien mit einer Analyse der Legitimierungsstrategien der Parteien bezüglich ihres Repräsentationsangebots.201

4. Aufbau der Arbeit

Die Arbeit ist so aufgebaut, dass Wahlkämpfe als komplexe parteipolitische Aktivität rekonstruiert werden können. Für die Perspektive der Parteiakteure wurden auf Basis der Quellen fünf Handlungsphasen gebildet, welche sich in den einzelnen empirischen Kapiteln spiegeln. Nach einer historischen Einbettung der Wahlkämpfe und Parteien (Kap. 2) beginnt die Analyse mit der Vorbereitung des kommenden Wahlkampfs (Kap. 3), in welcher nationale und kantonale Parteikader Ziele, Pläne und Strategien vereinbaren. Darauf folgt eine Untersuchung der Art und Weise, wie Parteien ihre Zielwählerschaften definieren, um der Frage nachzugehen, wie sich das Repräsentationsverhältnis zur Zielwählerschaft mit der Zeit verändert hat (Kap. 4). Auf diese beiden die vorrausschauenden Phasen darstellenden Kapitel bauen die Kapitel zu den eigentlichen Wahlkampagnen der Parteien auf. Zunächst wird der Blick auf die Wahlkampfmaterialien und die Medienarbeit gerichtet und der Wandel des Darstellens der Parteien im Wahlkampf untersucht (Kap. 5). Dann wird die Frage erörtert, wie sich das Verkörpern des Politischen und der Parteien im Laufe der Nachkriegszeit verändert hat, durch die Analyse der Nominierung und Lancierung der Kandidierenden (Kap. 6). Schliesslich kommen die verschiedenen Formen der parteipolitischen Kontaktnahme mit den Wählenden in den Untersuchungsfokus, anhand derer sich die veränderten Bedingungen des Mobilisierens aufzeigen lassen (Kap. 7). Obwohl diese Phasen ungefähr dem zeitlichen Ablauf der Wahlkämpfe folgen, sind sie nicht als Idealtypen zu verstehen, sondern als Begriffe zur Annäherung an die verschiedenen Bereiche des parteipolitischen Handelns im Wahlkampf. Ein Fazit (Kap. 8) führt die verschiedenen Fäden zusammen.

Kapitel 2. Historische Einbettung: Schweizer Politik im Dornrösenschlaf?


Weil in der Schweiz Diskurse über die Demokratie zu Selbst- und Fremdzuschreibungen und somit zur Konstruktion der nationalen Identität besonders beitragen, lassen sich hinter diesen Deutungen der politischen Geschichte des Landes kräftige Narrative eines helvetischen „Sonderfalls“ als politisches sowie wirtschaftliches Erfolgsmodell finden, welche insbesondere in der Nachkriegszeit

1 Zu solchen Deutungen der Zauberformel, Burgos; Mazzoleni; Rayner: La formule magique, 2011, S. 107ff.
2 Für Statistiken zu den National- und Ständeratswahlen auf eidgenössischer Ebene sowie in den drei Kantonen zwischen 1919 und 1983, siehe die Abbildungen 1 bis 7.

1. Politisches Leben und Parteien

Im Folgenden wird zunächst das politische Leben der Schweiz ab den 1920er Jahren geschildert, wobei ein besonderer Fokus auf den Entwicklungen der demokratischen Institutionen und der politischen Kommunikation mit Beispielen aus den drei untersuchten Kantonen liegt.

1.1. Vorgeschichte: Schweizer Politik in den Zwischenkriegs- und Kriegsjahren

*Pluralisierung und Polarisierung der Schweizer Politik in der Zwischenkriegszeit*


---


5 Oder wie Jost bemerkt: „à chaque fois, on laisse entendre qu’il s’agit d’une norme helvétique évidente, dont le sens et le contenu n’ont nul besoin d’être soumis à une quelconque analyse.“Jost: Critique historique du consensus helvétique, 2001, S. 58.


Die SP, welche stetig an Stimmen gewann und 1928 zur grössten Nationalratsfraktion wurde, stand dafür besonders isoliert im politischen Feld und tendierte zu verstärkter Radikalität. Diese wurde im Programm von 1920 besonders spürbar, welches die Diktatur des Proletariates als Ziel der Partei festlegte. Um den anvisierten fundamentalen Gesellschaftswandel zu verwirklichen war sie zudem aufgrund ihrer Marginalisierung vermehrt auf die direkte Demokratie und auf Massenmobilisierungen angewiesen. Dabei befand sich die Partei in einem ungemütlichen Konkurrenzverhältnis um die Repräsentation der Arbeiterbewegung mit der 1921 von ihr abgespaltenen Kommunistischen Partei der Schweiz (KPS), welche ihr ursprünglich auf der Basis der „Sozial-Faschismus-These“ jegliche Legitimität aberkannt hatte. Abgesehen von einigen Grossstädten erlangte die KPS aber keine bedeutenden Wahlerfolge. Die Sozialdemokraten erfuhrn hingegen einen Aufschwung zum Beispiel bei den Nationalratswahlen von 1931 (28.7% der Stimmen) und wurden trotz Isolation auf nationaler Ebene in einige Kantonalregierungen integriert, wie im Tessin ab 1922. In Städten wie Zürich und Lausanne konnten zudem in den 1930er Jahren „rote Regierungen“ ein Programm des sogenannten Munizipalsozialismus mit einem Fokus auf die Bau- und Infrastrukturpolitik durchsetzen. Die Stärke der damaligen Antagonismen zeigte sich aber daran, dass insbesondere da, wo die SP zusammen mit der PdA regierte (wie in Genf), diese linken Regierungen zum Trauma der Bürgerlichen wurden und ihren Antisozialismus verstärkten.

Wirtschaftskrise und Antiparlamentarismus


7 Tanner: Geschichte der Schweiz, 2015, S. 288.
12 Tanner: Geschichte der Schweiz, 2015, S. 224.

Und die Krisensituation förderte die Schwächung des demokratischen Systems, als der Bundesrat und das Parlament ab Anfang der Wirtschaftskrise zunehmend Gebrauch von der Dringlichkeitsklausel machten, um Bundesgesetze und -beschlüsse dem Referendum zu entziehen. Dieser nur von Wenigen kritisierte Angriff auf den verfassungsmässigen Entscheidungsweg verstärkte die Legitimationskrise des politischen Handelns.15 Die mit dem Krisennotrecht einhergehende Bedeutungszunahme des vorparlamentarischen Verfahrens gab zudem den Verbänden eine verstärkte legislative Rolle zu Ungunsten der Parteien.16 Schon die politische Praxis entsprach also den Vorstellungen derer, welche den Exekutiven mehr Macht verleihen wollten und/oder die repräsentative Überlegenheit der Interessenverbände den politischen Parteien gegenüber betonten.17 Obwohl diese Kritik nach 1935 durchaus verstummte, blieb laut Georg Kreis ein „diffuses Gefühl“, dass das Parlament eine Radikalkur brauche.18

**Neue Akteure, neue Propagandamethoden**

Getragen vom verstärkten Wettbewerb und von dieser konfliktgeladenen Stimmung übernahm die politische Propaganda ab den 1920er Jahren verstärkt offensive, manicheistische Töne. Eine zentrale Rolle spielten dabei politische Plakate, welche bis in die 1920er Jahre insbesondere in ländlichen Regionen wenig eingesetzt worden waren. Anfang des Jahrzehnts stellten die heftigen Kampagnen zu den Häberlin-Abstimmungen und zur SP-Initiative für eine Einkommenssteuer Schlüsselmomente für

---

13 Ebd., S. 199ff.
17 Wie der Leiter des schweizerischen Bauernverbandes Ernst Laur, welcher 1934 sogar die Erhaltung des Bauernstandes vor die Erhaltung der Demokratie stellte. Ebd., S. 44.

Ferner entstanden in diesem konfliktgeladenen Kontext rechtsbürgerliche Pressure-Groups wie der 1933 gegründete Bund für Volk und Heimat oder die 1936 gegründete Aktionsgemeinschaft nationaler Wiederaufbau (Redressement national), welche sich gegen die Kompromissbereitschaft gegenüber den Linken mancher bürgerlichen Parteiakteure positionierten. Neben ihrer Lobbyarbeit im Dienst der Wirtschaft lancierten sie Kampagnen zur „Aufklärung der Öffentlichkeit“ mit starken polemischen, antisozialistischen Tönen gegen den politischen Ausgleich und den Weiterausbau des Sozial- und

Steuerstaates. Sie trugen dabei wesentlich zur Perfektionierung der rechtspolitischen Propaganda und zu ihrer Verankerung innerhalb der Wirtschaftsnetzwerke bei.

Annäherungen in der Mitte


26 Ebd., S. 299.
Geistige Landesverteidigung

Vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen Vormarsches in Europa verbreiteten sich zudem in der Schweizer Öffentlichkeit Aufrufe zur nationalen Verständigung. Die Erinnerung an die Spaltungen während des Ersten Weltkrieges wirkte als Schreckgespenst. Zentral wurde dabei die Parole der Geistigen Landesverteidigung, welche insbesondere 1938 nach der Botschaft vom Bundesrat Philipp Etter ein breites Echo bekam. Die Bedeutung dieses neuen offiziellen Mantras für die kommenden Jahre erwies sich wohl als ambivalent. Zwar rief die geistige Landesverteidigung zur Verteidigung der schweizerischen Demokratie und Freiheitsgesinnung auf, welche im Bild des Gotthards symbolisch verdichtet wurde. Als „antitotalitärer Basiskompromiss“, so Kurt Imhof, habe sie dafür eine „konkordanzdemokratische politische Kultur [...] gegen polarisierende Zukunftsentwürfe“ durchgesetzt.31 Die Betonung des Schweizerischen durch den Zugriff auf ihr mythologisiertes Territorium und auf historische Mythen fungierte aber auch tautologisch als Abwehr gegen das „Unschweizerische“. Dadurch, dass die geistige Landesverteidigung die nationalsozialistische Propaganda durch die Betonung des Schweizerischen in Politik und Kultur zu ersetzen anstrebte, ähnelte sie sogar, so Jost, einem „helvetischen Totalitarismus“.32 Tatsächlich war die Geistige Landesverteidigung dennoch mehr als eine eindeutige Ideologie, sondern vielmehr eine – meist staatlich, teilweise zivilgesellschaftlich betriebene – Strategie der politischen Kommunikation mittels Film, Radio, Presse, aber auch Flugschriften oder Vorträgen, welche mit dem Ausbruch des Krieges nur verstärkt wurde.33

Politik im Krieg: Begrenzte Demokratie

Die Kriegslage in Europa grenzte das demokratische Leben auch in der Schweiz stark ein. Bereits ab Ende August 1939 erteilten die Räte dem Bundesrat ausserordentliche Vollmachten, welche ihm ermöglichten, die als nötig erachteten Massnahmen ausserhalb der von der Verfassung vorgesehenen Wege selbst zu bestimmen.34 Damit entzogen die Parlamentarier – nahezu einstimmig – sich und dem Souverän ihre legislative Kompetenz. Zwar ermöglichte das Vollmachtenregime eine Kontrollrolle durch das Parlament; davon machten aber die Parlamentarier unterschiedlich Verbrauch.35 Mit dem Vollmachtenregime und der Organisation der Kriegswirtschaft entstand dabei eine „neue Verwaltungselite“, in welcher die Verbände eine stärkere Rolle spielten.36 Das Vollmachtenregime kannte zudem de facto ein Vernehmlassungsverfahren, welches die Wirtschaftsverbände, aber auch die

31 Imhof: Das kurze Leben der geistigen Landesverteidigung, 1996, S. 35.
32 Imhof; Jost; Schweizerisches Landesmuseum: Geistige Landesverteidigung, 1998.
35 Ebd., S. 310ff.


Bedingt durch den scheinbar unaufhaltbaren Vormarsch Nazi-Deutschlands in Europa vollzogen die Schweizer Politik und insbesondere der Bundesrat eine deutliche Rechtswende. Das Jahr 1940 entsprach, so Jost, einer „Zeit der Erodierung der demokratischen Werte, des teilweisen Verstummens der traditionellen Parteien und der Feudalisierung der Machstruktur durch Clans der helvetischen Rechten“. Denn noch mehr als die nazifreundlichen Bewegungen stellten die damals sehr aktiven, im politischen System weitgehend etablierten Akteure der sogenannten Erneuerungsbewegungen eine

---

39 Vgl. dazu die Ausführungen des späteren FDP-Präsidenten Eugen Dietschi, Dietschi: 60 Jahre Eidgenössische Politik, 1979, S. 188ff.
41 Ebd., S. 96.


42 Vgl. ebd., S. 79ff.
44 Ebd.
45 Ebd.
47 Eine zweite Initiative im staatsrechtlichen Bereich stellte die SP-Initiative zur Volkswahl des Bundesrates dar, welche 1938 aufgrund der weiterbestehenden Nichtvertretung der Partei im Bundesrat lanciert und 1942 abgelehnt wurde.
Kriegswende und Wahlen von 1943


\(^{52}\) Ebd., S. 20; 23ff.
\(^{53}\) Vgl. die Perspektive von Dietschi, der an die Herausforderung der Wahlteilnahme der eingesetzten Wehrmänner erinnerte, Dietschi: 60 Jahre Eidgenössische Politik, 1979, S. 188ff.
\(^{54}\) Margadant: Politik an der Plakatwand, 1978, S. 34.
\(^{55}\) Dazu Hanemann: Antikommunismus in der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, 2008, S. 35ff. Um SP-Parteimitglied zu werden, mussten die ehemaligen Kommunisten sich zum Parteiprogramm bekennen, den Beweis ihres Austrittes aus ihrer ehemaligen Partei erbringen und versichern, dass sie keine spalterischen Absichten hatten.
wünsche.\textsuperscript{56} Statt Annäherung zeichnete sich ein endgültiger Bruch zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten ab: Die Hoffnung Ersterer, mit einem radikaleren Kurs als die SP Erfolge verbuchen zu können, führte sie schliesslich im Oktober 1944 dazu, die PdA zu gründen.\textsuperscript{57}


„Es wäre übertrieben, wenn man behaupten wollte, das Resultat komme einem eigentlichen Dammbruch gleich. Eher kann man wohl von einem \textit{ersten Wetterleuchten} sprechen, das die \textit{Morgenröte einer neuen Zeit}, die sich aus dem blutigen Völkerringen abzuheben beginnt, am Horizont aufflammen liess“.\textsuperscript{59}

Die Freisinnigen, deren Übergewicht im Bundesrat damit weiter entlegimierte wurde, relativierten diesen Erfolg: Laut dem \textit{NZZ}-Redaktor Willy Bretscher sei die durchaus feststellbare Bestätigung der vorherigen Kräfteverhältnisse ein „Zeugnis der Bewährung des Regierungskurses und der staatspolitischen Reife des Souveräns“.\textsuperscript{60} Gleichwohl anerkannte die \textit{NZZ}, dass das Wahlergebnis die SP für ihre Staat loyalität honoriere – aber nicht für das Programm \textit{Neue Schweiz}.\textsuperscript{61} Mit diesem Wahlergebnis sowie der internationalen Lage war die Integration der SP in die Landesregierung jedoch nicht mehr zu bremsen, die im Dezember 1943 mit der Wahl Ernst Nobs in den Bundesrat ihren Anfang nahm. Für viele Sozialdemokraten krönte diese – angesichts ihrer Stärke moderate – Integration durchaus ihre politischen Anpassungsleistungen und sollte ihnen vermehrt Chancen bieten, ihr Programm anzuwenden.

Während mit dem Kriegsende die Haltung der Schweiz im Krieg in die Kritik der Alliierten und der Sowjetunion geriet, wurde die Legislatur 1943-1947 auch innenpolitisch, beginnend mit dem erzwungenen Rücktritt des freisinnigen Bundesrates Marcel Pilet-Golaz Ende 1944, von einer

\textsuperscript{56} Zitiert nach Gunten; Voegeli: Das Verhältnis der Sozialdemokratischen Partei zu anderen Linksparteien, 1980, S. 127.
\textsuperscript{60} Zitiert nach Dietschi: 60 Jahre Eidgenössische Politik, 1979, S. 191.

Ferner öffnete sich mit dem Kriegsende und der Aufhebung der Zensur eine Klammer zur Aufarbeitung der Kriegsjahre, welche die kollektive Erinnerung für die kommenden Jahrzehnte massgeblich prägte, dabei aber auch die parteipolitischen Verhältnisse neu definierte. Während bürgerliche Parteioffizielle, und insbesondere die zwei amtierenden KVP-Bundesräte, auf die Anklagebank gerieten, genossen die Linken einen bedeutenden Handlungsspielraum in dieser in der Öffentlichkeit heftigen Debatte, da sie an ihr konsequentes antifaschistisches Engagement erinnern konnten. Die Säuberungskampagne wurde besonders stark von der PdA getragen, welche damit auch eine grundsätzliche Kritik der Aussen- und Neutralitätspolitik der Schweiz übte. Die SP ihrerseits ging nicht so weit in ihrer Denunzierung der Anpassungen im Krieg: Sie konzentrierte ihre Kritik auf die Petitionäre der Eingabe der 200 und auf die zahlreichen Korruptionsskandale, welche in den Bereichen der Kriegswirtschaft und der Internierungspolitik zwischen 1945 und 1946 enthüllt wurden. Wie Kunz schreibt, „mit dem Anspruch angetreten, Anpassung, politischen Verrat und (wirtschaftliche) Korruption kompromisslos ans Licht der Öffentlichkeit zu ziehen — und somit der politisch-moralischen Verurteilung auszusetzen wurde die Frage nach der staatlichen Anpassung aus dem Set des Thematisierungswürdigen ausgefiltert“, obgleich gerade diese Frage einen wichtigen Streitgegenstand für die Schweizer Aussenpolitik darstellte. Ferner wurde zwischen Sozialdemokraten und Bürgerlichen „um den Geltungsanspruch [gestritten], wer die nationale Bewährungsprobe in höchster Gefahr am glaubwürdigsten bestanden habe.“ Während die SP den Widerstandsgeist der Arbeiterschaft unterstrich, stritten ihr die Bürgerlichen die Befugnis ab, „sich zur alleinigen Retterin der Nation hochzustilisieren“.

Am Höhepunkt der sogenannten Bewährungsdebatten um die Jahreswende 1945/1946 ging die SP in einem offenen Brief des SP-Nationalrats Walter Bringolf an den Bundesrat in die politische Offensive, in welchem er eine

68 Ebd., S. 52.
69 Ebd., S. 77.


Gleichzeitig kam der in Vor- und Kriegszeiten initiierte Klassenkompromiss voran: Neben den noch zahlreichen Streiks erlebten die letzten Kriegs- und die unmittelbaren Nachkriegsjahre eine Zunahme der Gesamtarbeitsverträge, was als Basis eines neuen Vertrauensverhältnisses zwischen den Klassen gepriesen wurde. Damit wurden die Gewerkschaften als Vertragspartner zunehmend anerkannt und der Arbeitsmarkt neokorporatistisch organisiert. Die Kräfteverhältnisse erwiesen sich aber zu Ungunsten der Linken: Der schweizerische Gewerkschaftsbund blieb bei den Spitzenverbänden minorisiert und die Sozialdemokraten konnten die ab 1943 wieder eröffnete Diskussionen über die

70 Dazu ebd., S. 77ff.
76 Dazu Imhof: Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung, 1996.

Historisches Abstimmungsjahr und Eintritt in den Kalten Krieg (1947)


bestätigten die Wahlen durchaus eine leichte Rechtswende in der helvetischen Politik: Während die SP insbesondere in der Westschweiz und in Basel Stimmen an die PdA verlor, bekraftigten die Freisinnigen und noch mehr die Konservativen ihre Positionen – Letztere wurden sogar zum ersten Mal grösste Fraktion in der Bundesversammlung. So konnte der konservative Generalsekretär Martin Rosenberg in seinem Wahlbericht schreiben:


Im Laufe des Jahres setzte sich auch auf dem schweizerischen politischen Feld die bipolare Ordnung des Kalten Krieges durch, was zum weiteren Einfrieren der parteipolitischen Konfliktlinien beitrug. Die PdA orientierte sich zunehmend am Ostblock und bestätigte damit ihre Fremdzuschreibung als

---


Deutungen des Wahlkamps in Zeiten der nationalen Einigung: Die Aktionen des Gotthard-Bundes


91 Tanner: Geschichte der Schweiz, 2015, S. 301.
92 Ebd., S. 281.

55
orientierten sich ihre Aktivitäten zunehmend auf den Bereich der staatsbürgerlichen Bildung. Im Vorfeld der Wahlen von 1943 zeigte sie sich dabei über die Möglichkeit von „Entgleisungen früherer Wahlkämpfe“ besorgt:

„Werden wir einem beschämenden Schauspiel des gegenseitigen Herunterreissens, persönlichen Verunglimpfungen und Verdächtigungen aller Art bewohnen? Sollen wieder die alten Gräben aufgeworfen werden? Selbstverständlich hat jede politische Gruppe das gute demokratische Recht, grundsätzlich und positiv ihre Ansichten zu vertreten. Das wird der Stärke und Einigkeit des Schweizervolkes in keiner Weise Abbruch tun. Während den Wochen, in denen von allen Seiten betont wird, was uns trennt, muss eine kräftige Stimme erschallen, die das hochhält, was uns eint.“

Unter dem Motto „Was eint ist recht/Was trennt ist schlecht“ warnte der Gotthard-Bund deshalb im Wahlkampf mit einer breiten Inseratenkampagne vor neuen „Entgleisungen“:


95 Inserat „Was eint ist recht - Was trennt ist schlecht“, zitiert nach ebd., S. 121.
96 Inserat „Fern tobt der Krieg...“, zitiert nach ebd., S. 123.
98 A la ligue du Gothard. La Suisse de demain, in: Tribune de Lausanne, 21.11.1943.
„Heute ist diese Einengung weggefallen; und es ist gut, dass keine Drohung von aussen die freie Rede mehr behindert, dass jeder wieder aussprechen darf, was er meint. Aber bei allem (notwendigen) Austragen der Gegensätze, dem Markieren der Abgrenzungen, wollen wir doch auch jetzt nicht vergessen, was uns als Eidgenossen eint. Dazu mahnt nicht nur die Erinnerung an die hinter uns liegenden Jahre der Grenzbesetzung, sondern auch der Blick in die Zukunft. […] Schichten wir daher im Wahlkampf keine derart hohen Dämme auf, dass sie uns im Mitbürger den Eidgenossen verdecken. Reden wir mit dem ‚ander‘ so, dass wir nach den Wahlen nicht erröten…“


„Die durch das ganze Volk gehende, feste Entschlossenheit gegenüber gewaltsamen Einwirkungen von aussen wirkte sich in der Politik der massgebenden Parteien, und zwar sowohl der bürgerlichen als auch der Sozialdemokratie, in vermehrter Verständigung und Zusammenarbeit aus. Es darf deshalb als für den Weiterbestand der freien, demokratischen Schweiz in starkem Masse mitentscheidend und äusserst glücklich bezeichnet werden, dass während der schweren Kriegszeit eigentliche Parteiwettkämpfe grossen Stils gegenseitig vermieden wurden, um dem Staats- und Volksinteresse als Ganzes zu dienen.“


101 Ebd.
102 Ebd., S. 143.
104 Fraktionssekretariat der Schweizerischen Bauern-, Gewerbe und Bürgerpartei (Hg.): Aus der Tätigkeit der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerfraktion der Bundesversammlung, 1947, S. 3.
105 StAZH III Ao 2/2, Flugschrift „Wer Schweigt… schadet der Heimat“, [1947].
zu sehen, inwiefern die Bundesratsparteien von dieser ambivalenten Deutung des Wahlkampfs aus der Geistigen Landesverteidigung beeinflusst wurden.

1.2. Ausgangslage: Profil der Parteien in den 1940er Jahren

Welches organisatorische, soziologische und ideologische Profil zeigten die untersuchten Parteien in den 1940er Jahren? Wie ist ihre Position im politischen Feld und darüber hinaus in der Gesellschaft zu verstehen?

*Innere Heterogenität*


---

Dabei war die SP als einzige Schweizer Partei zunächst auf nationaler Ebene entstanden und hatte eine
durchaus zentralisierte Struktur entwickelt. Anders als die anderen Parteien war sie kein Dachverband
von unabhängigen Kantonalparteien, sondern vertraute in einem unmittelbaren Verhältnis die lokalen
Sektionen. Die organisatorische Unterordnung der Kantonalparteien unter die Mutterpartei,
beispielsweise bezüglich eidgenössischen Abstimmungsparolen, änderte aber nichts daran, dass die
Kantonalparteien vor sehr unterschiedlichen kantonalen Realitäten standen und so durchaus
Meinungsunterschiede zeigen konnten. Symbolischer Weise konnten die Kantonalparteien ihren
Namen selbst auswählen. Rein sprachlich markierten die Namen Sozialdemokratische Partei, Parti
socialiste oder Partito socialista in den drei Sprachregionen ihre Nähe zu den unterschiedlichen
politischen Traditionen der jeweiligen Nachbarländer.\footnote{Zur Funktionsweise der SP, Gruner: Die Parteien in der Schweiz, 1977, S. 126ff.; Masnata: Le Parti
socialiste, 1963. Zu den Besonderheiten der waadtländischen SP, siehe Wicki: On ne monte pas sur les
barricades pour réclamer le frigidaire pour tous, 2007.}

Die interne Vielfalt der FDP war viel grösser als jene der SP und drückte sich seit dem 19. Jahrhundert
insbesondere im Bereich der Wirtschafts- und Staatspolitik aus, selbst wenn die Gründung der
Schweizer Partei 1894 sowie die verschiedenen Abspaltungen bis 1918 eine Rezentrierung verursacht
hatten.\footnote{Es lassen sich drei Wellen von Abspaltungen unterscheiden: Die Wanderung von Teilen des linken
Arbeiterflügels zu den Demokraten und Sozialdemokraten; die Gründung der Liberalen Partei durch den
rechtsextremen Wirtschaftsflügel; sowie die Gründung der Bauernparteien in den 1910er Jahren. Vgl.
Vatter: Das politische System der Schweiz, 2016, S. 103ff.} So galt die Zürcher FDP als grossunternehmerfreundlich, während die waadtländische FDP
ehem eine gewerblich-mittelständische Linie vertrat und gleichzeitig trotz der BGB-Abspaltung noch
stark bei den Bauern verankert blieb. In überwiegend katholischen Kantone bestanden die
Freisinnigen, zu denen sich auch eine kleine Minderheit liberaler Katholiken zählte, länger als
woanders auf einer kulturkämpferischen Feindschaft mit dem politischen Katholizismus. Die
westschweizerischen Freisinnigen verfolgten eine ziemlich antizentralistische Linie sowohl in der
eidgenössischen Politik als auch in der eigenen Bundespartei, selbst wenn sich die waadtländischen
Freisinnigen durch ihre Mehrheitsstellung im Kanton stark mit dem Staat identifizierten. Auf diese
interne Vielfalt wirkte zusätzlich die schwache Zentralisierung der Schweizer Partei als Folge ihres
föderalen Selbstverständnisses.\footnote{Vgl. dazu Gruner: Die Parteien in der Schweiz, 1977, S. 73ff.}

Anders als die FDP und SP waren die CVP und noch mehr die BGB höchst ungleich im Land
vertreten, und zwar entlang der konfessionellen Teilungslinie. Erstere Partei hatte sich seit dem
Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zwar auch in vielen protestantischen Kantonen des Mittellandes
etabliert, als Arbeiter und Angestellte aus katholischen Kantonen, sogenannte Diasporakatholiken,
sich dort aufgrund der grösseren Industrialisierung dieser Regionen angesiedelt hatten. In Zürich
beispielsweise war eine kantonale Christlichsoziale Partei 1896 entstanden, welche als Vorbild für
weitere Parteien in anderen protestantischen Kantonen fungierte. 1947 gab es aber in manchen
protestantischen Kantonen noch keine Sektion der KVP, darunter in der Waadt oder in Neuenburg. Dafür überwogen in der Partei und insbesondere in ihren Führungsren en noch lange die Parteien der Stammkantone, insbesondere diejenigen aus dem Wallis, aus Zug oder aus Luzern. Mit der Einführung des Proporzwahlrechts für den Nationalrat wuchs aber auch das Gewicht der Kantonalparteien der konfessionell gemischten Kantone wie Sankt Gallen, in denen die Konflikte um den Kulturkampf zudem noch länger als woanders spürbar waren. Da das rein demographische Gewicht der Diasporakatholiken ferner durch die weitergehende Industrialisierung des Mittellandes stieg, stellte sich immer mehr die Frage der innerparteilichen Kräfteverhältnisse zwischen Stamm- und Diasporakantonen, woraus zwei Parteiflügel, die Konservativen und die Christlichsozialen, entstanden.¹¹²

Die BGB ihrerseits war 1947 nur in acht Kantonen vertreten, überwiegend im deutschsprachigen, protestantischen Mittelland.¹¹³ Nach den ersten Gründungen in Zürich (1917) und Bern (1918) waren in den meisten katholischen Kantonen keine Bauernparteien entstanden, da die Konservativen dort die Vertretung der katholischen Bauern für sich beanspruchten und eine Spaltung vermeiden konnten.¹¹⁴ Zudem blieb der parteipolitische Organisationsgrad der Bauern auf nationaler Ebene gering: Die schweizerische BGB wurde erst 1936 als Reaktion auf die jungbäuerliche Abspaltung gegründet und übte lediglich eine schwache Koordinationsrolle für die weiterhin sehr verschiedenen Kantonalparteien aus.¹¹⁵ Im Kanton Thurgau blieben zudem die Bauern nur im landwirtschaftlichen Kantonalverband organisiert, dessen politische Kommission sie in politischen Belangen überparteilich sowie überkonfessionell vertrat und selbst Wahllisten führte.¹¹⁶ In der Mutterpartei überwogen die zwei ersten Kantonalparteien Bern und Zürich, welche in einem ungleichen Machtverhältnis zueinander standen.

Entscheidungsstrukturen

In Bezug auf die internen Entscheidungsstrukturen der Parteien lassen sich in dieser Zeit Gemeinsamkeiten zwischen den vier Parteien feststellen. Als zentral für das demokratische, föderalistische Selbstverständnis und das innere Leben der Parteien erwiesen sich ihre besonders


117 Ebd., S. 206.
118 Siehe Ebd., S. 204ff.
inne, umso mehr als sie oft lang im Amt blieben und dieses eventuell noch mit einer Funktion als Zeitungsredakteur oder Verbandssekretär kumulierten. Dabei blieben Parteisekretariate sehr bescheiden – auf eidgenössischer Ebene zwischen einem und drei Mitarbeiter, auf kantonaler Ebene bei den größten Parteien ein teilamtlicher Sekretär und eventuell noch Hilfskräfte. Besonders für diese Zeit konnten also die Schweizer Parteien gewiss als „skeleton organizations“ gelten.

*Handlungssysteme und Mitgliederbasis*


Wie in vielen westeuropäischen Ländern konnte die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandene Arbeiterbewegung als besonders starkes, strukturiertes, wenn nicht einheitliches

---


135 Nach der Mobilisierung rund um den spanischen Bürgerkrieg in der Zwischenkriegszeit engagierten sich viele SozialdemokratInnen für die Flüchtlingshilfe während des Krieges sowie später für die Arbeiterhilfswerke.

Angesichts dieses bereits sehr organisierten Handlungssystems entstand die KVP vorwiegend als politische Organisation innerhalb der Arbeitsteilung des politischen Katholizismus.\(^{140}\) Besonders auf eidgenössischer Ebene war sie folglich nicht auf eine stark organisierte Mitgliederstruktur angewiesen und blieb mittelfristig eine Kaderpartei.\(^{141}\) Viel wichtiger für die innere Geschlossenheit war seit der Gründung ihr Selbstverständnis als Volkspartei mit einer „berufsständischen Ordnung“, wozu sie einen repräsentativen Anspruch auf drei verschiedene Stände erhob: Arbeiter und Angestellte, Bauern

---

\(^{137}\) Dazu Altermatt: Katholizismus und Moderne, 1989, S. 159ff.
\(^{138}\) Ebd., S. 114; 198.
\(^{139}\) Steiner: Schweizerischer Katholischer Volksverein (SKVV), 2015. Als weibliches Pendant zum ausschliesslich männlichen Volksverein wurde 1912 der Schweizerische Katholische Frauenbund (SKF) gegründet.


Unabhängigkeit zu den kantonalen Verbänden behauptet. In Abgrenzung zu Laurs Strategie für die Bauernparteien strebte auch aus diesem Grund die Berner Partei danach, eine breite soziale Basis im Kanton anzusprechen, inklusive der freien und intellektuellen Berufe, nicht zuletzt aus protestantisch-konservativen Kreisen.147 Ursprünglich bereits Bauern- und Bürgerpartei genannt, integrierte die Partei im Laufe der 1920er Jahre zudem gewerbliche Kreise und übernahm den Namen Bauern-, Gewerbe und Bürgerpartei. Während die Fraktion im Parlament und die 1936 gegründete Schweizer Partei ebenfalls diesen dreiständigen Namen übernahmen, blieben die anderen kantonalen Parteien noch lange hauptsächlich bäuerlich geprägt und wechselten ihren Namen erst in den 1940-50er Jahren.148 Je nach kantonaler Konfiguration konnte sich dies in einem mehr oder weniger exklusiven Repräsentationsverhältnis zu den jeweiligen Bauernorganisationen auswirken: Im Kanton Zürich war beispielsweise das Parteisekretariat gleichzeitig auch das Bauernverbandsekretariat. Dies wäre hingegen in der Waadt nicht möglich gewesen, wo die Freisinnigen und Liberalen gut in der Land- und Weinwirtschaft verankert waren.149


Referenzgruppe legitimieren zu können. 152 Wieder erwies sich dies als besonders wirksam, da die politische Funktion des Mittelstandes als Schutzwall der Nation ein breites gesellschaftliches Echo fand, nicht zuletzt in anderen bürgerlichen Parteien. 153 Der Landesstreik hatte als zusätzliches mobilisierendes Ereignis gewirkt, welches die staatsrettende Funktion der Bauern und darüber hinaus des Mittelstandes gegen die städtischen, revolutionären Linken begründete. Zusätzlich fungierten die Migros und der LdU bald als praktische Intimfeinde der Bauern und des Gewerbes. 154 Und die beiden integrierenden Begriffe des Bauern- und des Mittelstandes verhalfen, soziale und politische Unterschiede zwischen grossen und kleinen Bauern, sowie zwischen Bauern und Gewerbe zu verbergen. 155 Darüber hinaus erklärt die Stärke dieses Handlungssystems und die breite Wirkung der Bauern- und Mittelstandsideologie, weshalb eine sich als schwach verstehende und de facto auch schwach gebliebene Partei über eine bedeutende Mobilisierungskraft verfügte und trotz rückgängigen Bevölkerungszahlen ihrer Zielwählerschaften langfristig stabile Stimmenzahlen aufwies. Trotz struktureller Schwäche verlangten zudem die Bauernparteien eine starke Bindung von ihren Mitgliedern: In Zürich sahen die Statuten der Lokalparteien sogar eine Strafe vor, wenn ein Mitglied nicht an den Parteiversammlungen teilnahm. 156 Zentral für diese Kantonalpartei war schliesslich ihre starke territoriale Verankerung: In den Zürcher Gemeinden, wo sie hegemonial war, stellte sie eine lang selbsterhaltende „parteipolitische Monokultur“ dar. 157


**Parteien im gesellschaftlichen und politischen Alltag der 1940er Jahre**

Wie lässt sich aus dieser internen Organisation die soziale Realität der politischen Parteien im Alltag der 1940er Jahren verstehen? Wegen der hohen Strukturierung der parteipolitischen Handlungssysteme ab den 1920er Jahren und bis in die 1960er Jahre ist die Schweizer mit der „versäuleten“ holländischen Gesellschaft dieser Zeit verglichen worden.\textsuperscript{163} In der Tat hatten sich die

\textsuperscript{159} Ebd., S. 73.
\textsuperscript{160} Ebd., S. 89ff.


167 Ebd., S. 48.

168 Ebd., S. 57.
1.3. Paradoxer Immobilismus

Während den „langen 1950ern“ paarten sich in der Schweiz, so Tanner, „eine neue Offenheit und Zukunftszuversicht mit Überfremdungsängsten und Abwehrhaltungen“. Wie andere westeuropäische Länder kannte die Schweiz ein rasanteres Wirtschaftswachstum, welches wenn nicht eine Nivellierung, so sicherlich eine Neudefinition der sozialen Positionen mit sich brachte. Die neue Wohlstandsgesellschaft konnte die Kompromissbereitschaft der politischen Kräfte nur stützen. Im Kontrast zu den gigantischen Infrastrukturprojekten, welche die Hochkonjunktur begleiteten, herrschte aber bei den politischen Parteien ein grundsätzlicher Immobilismus, welcher in erster Linie mit dem neuen antikommunistischen Konsens zu erklären ist. Dabei entsprachen diese Jahre trotz parteipolitischer Stabilität keiner Ruhezeit, „sondern im Gegenteil eine[r] Zeit bisher nicht vorstellbarer Veränderungen, die verarbeitet werden mussten“. 

Antikommunistischer Konsens und Festigung der Männerdemokratie


Laues politisches Leben


„Les commentateurs des élections fédérales […] se sont extasiés devant la stabilité de notre vieille démocratie. Pas de glissement, ni à gauche, ni à droite […] L’électeur est satisfait de

177 Dazu Ludi: Gendering citizenship, 2005.
178 Banaszak: Why Movements Succeed or Fail, 1996.
l’action de ses autorités. Il reste à la maison et roupille tranquillement. L’immobilisme n’a jamais été un signe de santé ni de vigueur. C’est un symptôme de sénilité, de paralysie ou de paresse…“181

Der Befund des Disengagements der Wähler aus der Politik wiederspiegelte dabei eine zunehmende Entpolitisierung der Entscheidungsprozesse, welche vorwiegend vorparlamentarisch und nur selten direktdemokratisch geschahen; das Referendum diente um diese Zeit vorwiegend als Drohmittel der Verbände.182 Die Macht der Verbände bekräftige zudem ihre Funktion zur „politischen Disziplinierung“ ihrer Klientel, welche wiederum jene der Parteien schwächte.183


blieb beispielsweise in den Erinnerungen der ZeitgenossInnen die Behauptung Farmers hängen, dass er „aus jedem Kartoffelsack einen Bundesrat“ machen könne.188


188 Ebd., S. 157.
190 Ebd., S. 75.


Programmatische Reformen


\footnote{Dieser neue Name stellte dabei ein Kompromiss gegenüber jenen Kantonalparteien dar, darunter denjenigen aus der Waadt und aus dem Tessin, welche sich sogar für das Streichen der Etiquette «konservativ» ausgesprochen hatten, Flury: Von der Defensive zur gültigen Präsenz, 1994, S. 201.}
einer neuen Standortbestimmung 1962 blieben im Rahmen der ausgeprägten programmatischen Kontinuität der Partei seit ihrer Gründung.\textsuperscript{206}

Die SP vollbrachte Ende der 1950er Jahre sicherlich die grösste Wende, womit sie dem Reformwind in der europäischen Sozialdemokratie folgte. Das Programm von 1935 und die \textit{Neue Schweiz} von 1942 mit ihren klassenkämpferischen Tönen passten nicht mehr zur Integration der Partei in den neuen wachstumsorientierten, antikommunistischen Konsens der Nachkriegszeit.\textsuperscript{207} Auch wenn die Notwendigkeit einer Reform seit Beginn der 1950er Jahre zur Diskussion stand, zeigte sich bei den Sozialdemokraten ein erstaunliches Beharrungsvermögen. Erst 1959 kam das Programm vor den Parteitag. Mit ihm verzichtete die SP auf eine grundsätzliche Kritik des Kapitalismus, um statt dessen den „Lebensstandard als Ersatzreligion“ hervorzuheben, so die bissige Formel der Wirtschaftsförderung.\textsuperscript{208} Auch wenn der Sozialismus nun „zur Sache der ganzen Menschheit geworden“ sei, zeigte sich gleichzeitig ihre Annäherung an die anderen Bundesratsparteien gerade dadurch, dass sie sich sogar zum „Erbe des Liberalismus und des christlichen Glaubens“ bekannte.\textsuperscript{209} Wie Gruner schreibt, wurde die Partei damit zur „Treuhand von Erwerbsgruppen, in deren Auftrag und für die sie einen möglichst gerechten Anteil am steigenden Wirtschaftsertrag erkämpfen soll“.\textsuperscript{210} Ferner bestätigte der Text die westliche Orientierung der Partei und grenzte sie deutlich gegen den Kommunismus ab. Während der Winterthurer Parteitag das Programm mit einer grossen Mehrheit guthiess und eine Kommission mit nur leichten Veränderungen beauftragte, kamen im Verabschiedungsverfahren erhebliche Meinungsunterschiede zwischen den Parteigenossen zum Ausdruck, welche das Parteileben der frühen 1960er Jahre weiter prägten. Insbesondere aus der Westschweiz brachen verschiedene Sektionen Anträge für ein deutlicheres Bekenntnis zum Sozialismus ein.\textsuperscript{211} Dabei waren die doch lauen Diskussionen am Parteitag symptomatisch für die abgeschwächte parteinterne Demokratie in diesen Jahren. Dies war zwar besonders ausgeprägt bei den bürgerlichen Parteien, welche anders als die SP keine Vertretung der Parteibasis im Parteiparlament kannten,\textsuperscript{212} aber auch SP-Parteitage ermöglichen selten lebhafte Diskussionen. Früher

\textsuperscript{206} Dazu Gees: Erfolgreich als „Go-Between“, 2001, S. 431ff.
\textsuperscript{208} Wirtschaftsförderung, [1959], zitiert nach Degen: Sozialdemokratie, 1993, S. 81.
\textsuperscript{209} Sozialdemokratische Partei der Schweiz (Hg.): Programm der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, 1959.
\textsuperscript{210} Gruner: Die Parteien in der Schweiz, 1977, S. 144.
im Jahrzehnt war der linke Parteiflügel dabei gescheitert, im Zuge der Chevallier-Initiative eine offene Diskussion über die Landesverteidigung und die Westintegration auszulösen.213

Protestwelle inner- und ausserhalb der Parteipolitik


Die „Erfindung“ der Zauberformel

Im Dezember 1959 erreichte mit der Wahl zweier sozialdemokratischer Bundesräte der zwischenparteiliche Kompromiss einen Höhepunkt. Diese Möglichkeit war Gegenstand einer geheime Verständigung zwischen Sozialdemokraten und Konservativen seit 1954, als Letztere zum

218 Die Pläne der „Sozialistischen Linken“, in: Neue Zürcher Zeitung, 16.05.1959.
ersten Mal mit drei Bundesräten eine gleichberechtigte Position mit der FDP eingenommen hatten. Mit dieser Neubesetzung des Bundesrates versuchte der mächtige KVP-Zentralsekretär Martin Rosenberg, die KCVP-Vermittlerposition im politischen System zu stärken und dabei die bereits abgeschwächte hegemoniale Stellung der FDP im Bund endgültig zu beenden. Tatsächlich konnte sich die KCVP als Siegerin dieser Wahl darstellen, sogar mehr als die SP, die ihre offiziellen Kandidaten nicht durchsetzen konnte. Gespalten zwischen dem Willen, ihre Position zu verteidigen und der Resignation, die Macht teilen zu müssen, verfielen die Freisinnigen bei der Bundesratswahl einer „taktischen Gliederlähmung“ und mussten sich schlussendlich ihrem Ausgang zufriedengeben.


1.4. Unbehagen und Dynamisierung


219 Vgl. dazu Burgos; Mazzoleni; Rayner: La formule magique, 2011, S. 41ff.
222 Burgos; Mazzoleni; Rayner: La formule magique, 2011, S. 56f.
225 Hablützel: Regierungsparteiengespräche, 1986, S. 76.
reformerischen Welle „von oben“ und einer Aktivierung „von unten“\textsuperscript{226} brachte die Widersprüche der schweizerischen Politik der vergangenen Jahrzehnte zum Vorschein.

Aktivierung von oben: Malaise und Reformdynamik

Ab 1964 begann zunächst eine tiefgreifende Phase der Selbstkritik und des Reformwillens des schweizerischen politischen Systems, getragen von Intellektuellen und einem Teil der politischen Elite. Ein wichtiger Meilenstein dafür stellte 1964 die Mirage-Affäre dar, als herauskam, dass das Parlament nicht über alle Kosten und Mehrkosten für den Kauf von 100 Mirage-Kampfflugzeugen informiert worden war.\textsuperscript{227} Um Klarheit zu den Gründen für diese Unzulänglichkeiten im Entscheidungsprozess zu erlangen, bildete die Bundesversammlung 1964 zum ersten Mal eine parlamentarische Untersuchungskommission. Dieser Skandal erschütterte zwar vorwiegend den Bundesrat, als der Vorsteher des Militärdepartements Paul Chaudet nach anfänglichem Zögern 1966 zurücktreten musste, zeigte aber auch die Grenzen der Handlungs- und vor allem Kontrollfähigkeit des Milizparlamentes gegenüber des Bundesrates und noch mehr der Verwaltung auf.\textsuperscript{228}

Parallel zu diesem Skandal liessen sich kritische Zeitdiagnosen zur Lage der Schweiz hören in einem „vielstimmigen Chor“ von politischen Akteuren und Intellektuellen, welcher sich auf einen Handlungsbedarf angesichts der Herausforderungen der 1960er Jahre einigte.\textsuperscript{229} Als zentral für die Diskussion der Schwächen des schweizerischen politischen Systems erwies sich das 1964 veröffentlichte Pamphlet des liberalen Staatsrechtlers Max Imboden, dessen Titel Helvetisches Malaise trotz anfänglich gemässigter Rezeption des Buchs eine „Formel von nachhaltiger Wirkung“ wurde.\textsuperscript{230} Damit bezeichnete der Intellektuelle „eine seltsame Mittellage zwischen ungebrochener Zuversicht und nagendem Zweifel“ im Kern der damaligen helvetischen Politik:

„Noch bleibt die Haltung der Bürger weit von der offenen Ablehnung entfernt; aber das selbstverständliche Einvernehmen mit der politischen Umwelt und ihrer Form, der Demokratie, ist zerbrochen. […] In der Ferne zeigt sich die Möglichkeit einer plötzlichen ungestümen explosiven Entladung; Ausbrüche im Kleinen sind längst zur Tagesordnung geworden.”\textsuperscript{231}

Als Symptom für dieses gestörte Verhältnis zwischen Politik und Bürger nannte Imboden die steigende Stimmenthaltung (vgl. Graphik 8), welche zu oft bagatellisiert würde, jedoch die Legitimität

\textsuperscript{227} Uriot: Mirage-Affäre, 2009.
\textsuperscript{228} Dazu Mazzoleni: Critique et légitimation, 2006, S. 175ff.
\textsuperscript{229} König: Kreis; Meister u. a.: Einleitung, 1998, S. 11.
\textsuperscript{231} Imboden: Helvetisches Malaise, 1964, S. 5.

Die Handlungsfähigkeit der Parteien steht in Frage


232 Ebd., S. 6.


Die Reformdiskussion verfing sich darüber hinaus in Auseinandersetzungen über den Status der Parteien, welche, so Imboden, „ihre eigene und für die Referendumsdemokratie spezifische Rolle“ insbesondere bezüglich der Aufklärung der Bürger zu wenig erfüllen würden. In den kommenden Jahren ging die öffentliche Diskussion nämlich vom Gefühl des Malaises in der Politik zum vielfach wiederholten Befund einer „Krise der Parteien“ über, welche sich ebenfalls am Übergewicht der Spitzenverbände sowie an der sinkenden Stimm- und Wahlbeteiligung, aber auch an der Krise der

---

238 Dazu Ebd., S. 280; Kap. 5.3.2.
242 Mazzoleni: Critique et légitimation, 2006, S. 177.
Parteipresse erkennen liess. 245 Die Parteien würden sogar auf der Anklagebank sitzen, so der Politikwissenschaftler Peter Gilg, „als Träger und Nutznieser der angefochtenen Konkordanzdemokratie, als Teilhaber am undurchsichtigen Kartell der politischen Macht, als blinde Verteidiger eines erstarrten Systems, die nicht willens oder nicht fähig sind, die grossen Probleme und Aufgaben der Zeit zu erkennen und frei und offen eine neue Gesellschaft zu gestalten.“ 246 Manche Kommentatoren wie der NZZ-Redaktor Richard Reich stellten diese Diskussion in eine historische Perspektive: „das Schlagwort von der Krise [sei] also eine ständige Begleiterscheinung des Parteiensystems“, wobei der historische Präzedenzfall der Zwischenkriegszeit das Krisengefühl nicht ganz zerstreuen konnte. 247 Es herrschte dennoch Einigkeit darüber, dass die Parteien ihre Rolle in der Demokratie zu wenig spielen würden, nicht zuletzt aufgrund ihrer schwachen parteiinternen Demokratie. 248 Diesbezüglich teilten viele Akteure das Bedürfnis einer besseren rechtlichen Anerkennung der Parteien. 249 Auch hier kamen aber Reformprojekte für eine Anerkennung der Parteien in der Bundesverfassung und für eine staatliche Parteifinanzierung (evtl. in Form einer Wahlkostenerstattung) in den 1970er Jahren nicht zu Stande. Während die Bundesratsparteien und insbesondere die CVP und die SP sich dafür engagierten, stellten sich die Wirtschaftsverbände, aber auch die Kantonsregierungen dagegen. 250 Immerhin bekamen die Parteien ab 1971 eine Querfinanzierung durch die Fraktionssekretariate. 251 Mit dem Bundesgesetz zu den politischen Rechten von 1978 wurde auch die Zusendung der Wahlunterlagen zur Pflicht aller Kantone, was die Parteien in Wahlzeiten organisatorisch und finanziell entlastete. 252

Unattraktives politisches Leben?

Über die Rolle der Parlamentarier und Parteien hinaus wurde ferner auch die Qualität des schweizerischen politischen Lebens diskutiert. Im Gespräch stand dabei insbesondere die Einführung eines gemischten Wahlsystems für den Nationalrat (Proporz und Majorz), um die Selektion der Parlamentarier zu verbessern sowie um die Attraktivität der Wahlkämpfe im Sinne einer stärkeren

Personalisierung zu erhöhen. Der Aargauer CVP-Nationalrat Julius Binder ging so weit, eine Personalisierung der Wahlen zu fordern:

„Das Verhältnis-Wahlrecht vom Jahre 1919 befriedigt nicht mehr in allen Teilen. [...] Die Wahlen selber verlaufen vielfach wenig attraktiv, wenig kämpferisch und wenig persönlichkeitsbezogen. Der Bürger verliert in den grossen Kantonen den persönlichen Kontakt mit den Kandidaten und desinteressiert sich deshalb oft am Wahlgeschäft. Eine Wahlrechtsreform drängt sich auf. Ins Zentrum der Wahlen sollte wieder die Persönlichkeit gerückt werden.“


---

257 Imboden beschreibt die politische Willensbildung in den ersten Jahrzehnten der Eidgenossenschaft als kohärenter, schlüssiger Prozess: „Die Volksvertretung war das eigentliche Zentrum der politischen Meinungsbildung. Sie war wohl auf den sachkundigen Rat und auf die Anträge der Regierung angewiesen; aber sie war sicher genug, um die Exekutive in jene Distanz zu verweisen, die selbstständiges, überlegtes und überlegenes Handeln erlaubt. Das Volk stand in lebendigem Gespräch mit dem Parlament; bald liess es sich von ihm bestimmen, und bald machte es sich selbst zur bestimmenden Kraft“. Ebd., S. 14.
258 Imboden selber habe sich ungewollt als Unterstützer eines Aktionskomitees wiedergefunden, ohne zu wissen, woher dessen Mittel kamen. Ebd., S. 10.

Politische Parteien sollten demnach selbst „unteneinander um die Aufklärung der Bürger [wetteifern]“, und darüber hinaus „die Kraft zum Eigenen und den Mut zum wahren Wettbewerb schöpfen.“ Dafür ermunterte Imboden die Parteien dazu, „in verstärktem Masse als helfende Kräfte der Volksabstimmung in Erscheinung“ zu treten, selbst gegen ihre Regierungsvertreter: Diese Freiheit sei nämlich „unerläßlich, wenn in der Referendumsdemokratie und im System der Allparteienregierung überhaupt klare politische Auseinandersetzungen möglich bleiben sollen“.

Während diese Frage des politischen Wettbewerbs in der Konkordanzdemokratie die öffentliche Diskussion prägte, kam es in der Schweiz, anders als in vielen Ländern zur gleichen Zeit, zu keiner Regulierung der politischen Kommunikation.

Aktivierung „von unten“

Mitte der 1960er Jahre begann sich das politische Feld auch an seinen Rändern zu dynamisieren: „die Reform 'von oben' [ging] in eine Phase populärer Proteste und Bewegungen 'von unten' über“.

Diese Aktivierung war zugleich Symptom und Katalysator eines verstärkten Legitimitätsdruckes auf die Bundesratsparteien: Spätestens seit der Einführung der Zauberformel hatte ihr entre-soi im Bundesrat an Selbstverständlichkeit verloren. Bald formulierten neue Kräfte politische Alternativen oder sogar oppositionelle Entwürfe und bestritten dabei das Monopol der Bundesratsparteien auf politische Repräsentation. Bereits im Jahr 1964 sorgten die spektakulären Aktionen der jurassischen Autonomiebewegung für viel Aufsehen und Empörung, während neue fremdenfeindliche, oppositionelle Bewegungen mit Versammlungen und Strassenmobilisierung den alten Diskurs um eine „Überfremdungsgefahr“ in der Schweiz im Kontext der südeuropäischen Migration wieder...
aufwerteten, und dabei mediales Interesse – inklusive Spott – ernteten.266 Die neuen parteiunabhängigen und kommerziellen Medien erwiesen sich insofern für die neuen politischen Akteuren als ein wichtiges Sprachrohr, während die Entstehung von medialen und sozialen „Freiräumen“ in Folge der langsamen Ablösung der parteipolitischen Lager und ihrer Presse sich ebenfalls entscheidend auf ihr Mobilisierungspotenzial auswirkte.267


Um die Jahrzehntwende kristallisierten sich aus den nachlassenden 68er-Mobilisierungen neue soziale Bewegungen, welche dauerhafte, attraktive Teilhabemöglichkeiten zu vielfältige Anliegen anboten und die politischen Netzwerke und Bewegungskulturen von 1968 konsolidierten.272 Die Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung brachten neue Handlungsformen und mehr Radikalität in den Kampf für das Universalstimmrecht. Sie formulierten aber auch weitergehende Forderungen zur Stellung und zu den Rechten der Frauen in der Arbeitswelt sowie im Privatleben.273 Die Umweltschutzbewegung

271 Tanner: Geschichte der Schweiz, 2015, S. 386.
273 Dazu Schulz; Schmitter; Kiani: Frauenbewegung, 2014.
erwies sich als besonders stark in der Schweiz und erlebte Anfang der 1970er Jahre mit
grossangelegten Aktionen und dem Ankommen der Umweltschutzthematik in der medialen Agenda
ihre stärkste Zeit.274 Später im Jahrzehnt erzielte die transnational vernetzte Anti-AKW-Bewegung mit
Grossdemonstrationen und der Besetzung des Kaiseraugst-Geländes 1975 eine breite Mobilisierung
und schlussendlich die Stilllegung des Bauprojektes, obgleich 1979 ihre Atomschutzinitiative, deren
Gegenkampagne von der PR-Agentur Farner koordiniert worden war, knapp abgelehnt wurde.275 Die
Friedensbewegung zeigte ab Mitte der 1960er Jahren ebenfalls einen neuen Dynamismus. Mit dem
Legitimitätsverlust der alten Autoritätssstrukturen bekam insbesondere die Frage der
Dienstverweigerung eine neue Brisanz.276

Mit ihrer Institutionalisierung griffen die neuen sozialen Bewegungen dabei zunehmend traditionellere
Handlungsformen auf. So ist es bezeichnend, dass doppelt so viele Initiativen in den 1970er als noch
in den 1960er Jahren lanciert und dabei seltener als Folge eines Kompromisses zurückgezogen
wurden.277 Dabei hatte sich das schweizerische politische System dank Föderalismus und direkter
Demokratie besonders offen gezeigt, für die neuen linken wie auch rechten Bewegungen. Früh stellte
sich auch die Frage, ob sich die Protestwellen der 1960er Jahre zu Störenfrieden bei Wahlprozessen
entfalten würden.

**Opposition an den Urnen**

Für die etablierten politischen Akteure erwiesen sich die Nationalratswahlen von 1967 bereits als
Signal einer neuen oppositionellen Dynamik bis in die parlamentarischen Institutionen hinein: Der
einem Oppositionskurs zu den Bundesratsparteien folgende LdU gewann kräftig an Stimmen (9.1%;
5% bei den Wahlen von 1963).278 Im Kanton Zürich erreichte er sogar 23% der Stimmen (1963:
13.2%) und übertrumpfte dabei sowohl die FDP (14.8%; 1963: 16.2%) als auch die SP (22.2%; 1963:
27.3%). Dazu verhalfen diese Wahlen den jungen rechtsradikalen Parteien zum Durchbruch ins
Parlament: In Zürich wurde der charismatische NA-Leader James Schwarzenbach in den Nationalrat
gewählt. Zu den Wahlerfolgen dieser Partei sowie zu ihrem medialen Echo trug die Persönlichkeit, der
politishe Stil, die Medientauglichkeit sowie die Finanzmittel dieses rechtsradikalen Tribuns bei,
dessen politisches Engagement bis zu den Fronten der 1930er Jahren zurückreichte.279 Aber auch die

---

institutionelle Relais, als die SP insbesondere über SP-Figuren aus Basel wie den Parteipräsidenten Helmut
276 Epple: Die schweizerische Friedensbewegung, 1986. Mit der Friedensbewegung eng verbunden hatte sich
auch eine Solidaritäts- und Dritte-Welt-Bewegung entwickelt, welche sich an die Befreiungsbewegungen im
„Süden“ anlehnte.
278 Diese Veränderung zeigte sich u.a. durch den Vorschlag von alternativen Bundesratskandidaten (obgleich aus
Korsett der Konkordanz, 1994, S. 8f.
PdA profitierte von diesem Oppositionswind und von der internationalen Entspannung. Sie errang erneut Wahlerfolge, insbesondere in der Westschweiz, und konnte mit fünf Nationalräten wieder eine eigene Fraktion bilden.


285 Schwarzenbach hatte die NA 1971 verlassen, um die Republikanische Bewegung (SRB) zu gründen. Mitglieder der NA und SRB gründeten 1975 wiederum die Eidgenössisch-Demokratische Union (EDU).
Neue linke Parteien


Die leise Wende des Universalstimmrechts


290 Ebd., S. 356f.

1.5. Reformwind in den Parteien


*Dynamisierung und Generationenkonflikte in den Bundesratsparteien*


Gleichwohl kamen durch die neuen Bewegungen der 1960-70er Jahre neue Themen auf die politische Agenda, welche alle Parteien schlecht ignorieren konnten. Die Parole der Mitbestimmung tauchte beispielsweise in der Parteipolitik durch die im März 1971 lancierte gemeinsame Initiative vom SGB und CNG zur Mitbestimmung für Arbeitnehmer auf. Angesichts ihrer Popularität konnten sich selbst die bürgerlichen Parteien nicht dagegen stellen und übernahmen somit mildere Varianten dieser Forderung. Auch wenn die etablierten Parteien die Problematik des Umweltschutzes anfänglich verzögert wahrgenommen hatten, erwies sie sich bald als unvermeidlich auf dem politischen Feld, was

301 Degen: Mitbestimmung, 2010.

**Fusionen als Lösung aus der Parteikrise?**


**Gründung der CVP**


„Die Bezeichnung unserer Partei (Konservativ-Christlich-soziale Volkspartei/KCVP) wird mehr und mehr diskutiert. Man empfindet sie vielenorts als veraltet, zu lang und unzutreffend. Sie werde namentlich von der jungen Generation nicht mehr akzeptiert, und gegenüber potentiellen Wählerschichten wirke sie als Schranke statt als offene Türe. Somit müsse sie in Frage gestellt werden. Man wünscht einen modernen, kurzen und zutreffenden Namen, eine Bezeichnung, die einerseits Programmatik und Zusammensetzung unserer Partei wiedergebe und anderseits als Blickfang und Anziehungspunkt gegenüber neuen Wählerschichten fungiere.“

Als neuer Name führte die Statutenrevision der Delegiertenversammlung im Dezember 1970 Christlichdemokratische Volkspartei der Schweiz (CVP) ein. An Stelle des nun verpönten


317 Christlichdemokratischen Volkspartei der Schweiz (Hg.): Statuten, 1971.

Basierend auf einem umfassenden internen Konsultationsverfahren startete die FDP ab 1973 ihre eigene Parteireform, welche ebenfalls die Umwandlung in eine stärker zentralisierte Mitgliederpartei

\textsuperscript{328} Rohner: Der Weg zur Schweizer Christdemokratie, 1993, S. 196.
\textsuperscript{329} Vgl. ebd., S. 197; Altermat: Die Christlichdemokratische Volkspartei, 2000, S. 65.


1.6. Polarisierung als Regenerierung?


Freisinnig-demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Statuten der Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz, 1977.


Bald verstärkten sich aber wie in vielen westlichen Ländern jene Stimmen, welche in einer neoliberalen Politik die Lösung der Krise sahen. In der Schweiz schlug sich diese Rechtswende 1979 im berühmten Wahlslogan der Freisinnigen „Mehr Freiheit, weniger Staat“ nieder.\(^{341}\) Das neue Selbstvertrauen der rechten Stimmen zeigte sich dabei besonders im Kanton Zürich, wo neben der starken Zürcher FDP auch die SVP einen neoliberalen Kurs für mehr Eigenverantwortung und gegen die Bürokratie einschlug. Nach Jahren des Niedergangs schienen die Erfolge der Zürcher SVP bei den eidgenössischen Wahlen dieses Jahres, dem blocherschen Kurs gegenüber dem Öffnungskurs der Landespartei und der anderen Kantonalparteien Recht zu geben.\(^{342}\) Die FDP war aber die grosse Gewinnerin der eidgenössischen Wahlen von 1979 mit einem seit 1931 nie erlebten Stimmenanteil von 24%. Selbst wenn die SozialdemokratInnen ihrerseits wenig verloren hatten, fanden sie sich zunehmend in die Defensive gedrängt, da sie gegenüber dem Neoliberalismus hauptsächlich die Verteidigung des Bestehenden als politische Lösung anzubieten hatten und es ihnen an Durchsetzungskraft mangelte.\(^{343}\) Die steigende links-rechts Polarisierung erwies sich so schlussendlich, so Peter Hablützel, als Teufelskreis für die SP, „der zumal von der sozialdemokratischen Führung kaum zu durchbrechen war.\(^{344}\) Die Partei „sah sich eingeklemmt zwischen einem lautstarken, bewegungsortientierten und radikalisierten Flügel, für den Regierungsakteiligung und Konkordanz geradezu zum Symbol des Verrats sozialistischer Zielsetzungen geworden waren, und einem verhärteten Bürgerblock, der zu Konzessionen nicht mehr bereit war.\(^{345}\) Aus dieser Sackgasse heraus griffen die SozialdemokratInnen, wie übrigens die neuen sozialen Bewegungen und die anderen Linksparteien auch, das Instrument der Initiative vermehrt auf. Eine Strategie, der nur wenig Erfolg beschieden war.\(^{346}\)

Dabei lässt sich der Trend zur Polarisierung allgemein als nicht mehr zu bremsende Dynamik verstehen, mit welchem die schweizerische Politik sich endgültig von ihrer Tendenz zur Selbstmoderierung der ersten Nachkriegsjahrzehnte abwandte. Beide Wahlkämpfe von 1975 und 1979 wurden in politischen Kommentaren als Beispiele dieses Phänomens gedeutet. Dazu zählte aber auch die allgemeine Zunahme von Abstimmungen – Initiativen aber auch fakultative Referenden – sowie eine Rückkehr der seit den 1950er Jahren fast vollständig verschwundenen Streiks.\(^{347}\) Paradoxerweise wurde diese neue Polarisierung insofern begrüsst, als angenommen wurde, dass diese neue Belebung

---

\(^{341}\) Vgl. dazu Kap. 5.3.1.  
\(^{345}\) Ebd.  
\(^{347}\) Levy; Zwicky: Politische Partizipation, 1984, S. 294.
des politischen Lebens trotz abgeschwächter Entscheidungsfähigkeit eine Lösung für die andauernde Unbeliebtheit der Regierungsparteien bringen könne.348

_Zweite Welle der neuen sozialen Bewegungen_


l'environnement) gekrönt wurden. Hingegen waren die ersten grünen Parteien im Kanton Zürich wenig erfolgreich (1.3% für die Grüne Partei des Kantons Zürich bei den Nationalratswahlen von 1979). Schliesslich wuchsen auch die neuen Linksparteien wie die POCH, die PSA oder die RML (seit 1980 SAP/PSO), welche historisch starke, dabei aber nicht exklusive Verknüpfungen mit den neuen sozialen Bewegungen genossen hatten, zu organisierten, pragmatischen Parteien, die grüne und feministische Anliegen in die parlamentarische Politik einzubringen wussten.355

Die SP in der Krise


Die Revision des Programms Anfang der 1980er Jahre, dessen BefürworterInnen eine klarere Linkspositionierung als im Programm von 1959 verlangt hatten, gab einen neuen Anlass zu heftigen

358 1982 wehrte sich beispielsweise der Präsident Helmut Hubacher gegen die Absicht der JungsozialistInnen, eine Initiative zur Abschaffung der Armee zu lancieren, Année politique suisse, 1982.


**Zunehmender Wettbewerb im bürgerlichen Lager**


---

Mittellandes aus, war aber auch ein Ergebnis der Desinstitutionalisierung der Stände in der Partei mit der Reform von 1971.\textsuperscript{365} Gleichzeitig war die Reform von 1971 diesbezüglich nicht vollständig angewendet worden: In einzelnen Kantonen bestanden weiterhin getrennte christlichsoziale Parteigruppen, von denen einige sich nicht einmal an die neue CVP angeschlossen hatten.\textsuperscript{366} Die Nein-Parole der CVP-Delegiertenversammlung zur Mitbestimmungsinitiative von CNG und SGB 1976 machte die Isolation und den Machtverlust der Christlichsozialen deutlich, welche sich folglich neu zu organisieren versuchten, insbesondere durch die Reaktivierung der alten CSP, und eine bessere Vertretung in der Partei verlangten. In Reaktion darauf revidierte die CVP die Statuten und wertete die organisatorische Stellung der soziologischen Gruppierungen auf, womit sie teilweise zum ständischen Repräsentationsmodell zurückkehrte. Auf der anderen Seite erlebte aber der lange wenig aktive unternehmerische Flügel eine neue Dynamik, welche 1982 in die Gründung der Arbeitsgemeinschaft Wirtschaft und Gesellschaft (AWG) als lose Lobbygruppe und Wahlinstrument in Richtung von Gewerblern, Kleinunternehmern, Landwirten oder Freiberuflern katholischer Tradition mündete.\textsuperscript{367}


Auch die FDP erlebte parteiinterne Spannungen. Die traditionell geschätzte Heterogenität der Partei hatte sich mit dem Aufkommen neuer Parteixponenten und der Bedeutungszunahme von grünen Anliegen verstärkt und erwies sich aufgrund der verstärkten Machtstellung des neoliberalen Zürcher Flügels als immer weniger haltbar für die Partei. Die Tessiner Partei kannte eine nochmals weiter zugespitzte Konfliktlage dieses Kamps um die Deutungshoheit bezüglich des freisinnigen Gedankengutes und seiner Stellung zum Staat. Mit der Polarisierung des kantonalen Parteiensystems seit Ende der links-freiwilligen Regierungskoalition im Jahr 1967 und der Verschärfung der Raumplanungsfrage wurde eine alte, regional basierte Konfliktlinie zwischen „radikalem“ Sopraceneri und „liberalem“ Sottoceneri innerhalb der freisinnigen Kantonalpartei wiederbelebt, was die


\textsuperscript{366} Altermatt: Das historische Dilemma der CVP, 2012, S. 162ff.


\textsuperscript{368} Wie Altermatt bemerkte, lag dies auch daran, dass die Vertreter des unternehmerischen Flügels mehr Panaschierstimmen aus anderen bürgerlichen Parteien als die Christlichsozialen bekamen. Ebd., S. 82.

\textsuperscript{369} Année politique suisse, 1982.


Die Wahlen von 1983: Erstaunliche Stabilität


370 Dazu Argioni; Urio; Ceschi: Aspects de la régionalisation du Parti libéral-radical, 1986.

1.7. Die Lage der Parteien um 1980

Wenn die Kräfteverhältnisse sich also auch nur bedingt verändert hatten, zeigten die vier Bundesratsparteien um 1980 ein völlig verändertes Profil im Vergleich zu jenem der 1940er Jahre. Zudem sahen sich mit veränderten Bedingungen zur politischen Mobilisierung konfrontiert.

Nationalisierte Mitgliederverbände?

In der Nachkriegszeit hatten die Schweizer Parteien zunächst eine moderate Tendenz zum Ausgleich ihrer territorialen Verankerung aufgewiesen. Es zeigte sich mit steigender Mobilität der Bevölkerung durchaus eine Durchmischung der Parteipräferenzen jenseits der alten territorialen Unterschiede, sodass die CVP kleine Sektionen in neuen Kantonen wie Waadt oder Neuenburg gegründet hatte, während die SP nun auch in Kantonen wie Freiburg oder Graubünden Fuß fassen konnte.377 Ein ähnliches Phänomen zeigte sich auf Kantonsebene: Mit der Agglomerisierung entschärften sich die Grenzen zwischen Land und Stadt. In einem Kanton wie Zürich weichte der Zuzug von neuen Einwohnern die ehemaligen politischen „Monokulturen“ der Dörfer auf. Damit standen die Parteien, wenn nicht vor einem nationalisierten, dann doch durchaus vor einem offeneren, weniger territorial segmentierten politischen Feld.

Zudem hatten die bürgerlichen Landesparteien mit ihren Reformen der 1970er Jahre versucht, sich als nationale Organisationen zu behaupten. Dieses Ziel wurde allerdings nur bedingt erreicht, denn die neuen Statuten gaben den Mutterparteien nach wie vor keine Durchsetzungsmacht, während die Kantonalparteien ihre Unabhängigkeit bei jeder Meinungsverschiedenheit weiterhin betonen konnten, was insbesondere beim Fassen von Abstimmungsparolen zum Ausdruck kam. Die weiterhin starke Unabhängigkeit der Kantonalparteien ist zudem der Hauptgrund, weshalb die bürgerlichen Landesparteien die Einführung einer Mitgliederkartei nicht durchsetzen konnten. Anstelle des angepeilten Mitgliederparteichtarakters besassen insbesondere die CVP und FDP noch lange Züge des alten Honoratiorenparteitypus.378 Manche ihrer Kantonalparteien kannten noch keine formelle Mitgliedschaft, insbesondere da, wo die alten Konfliktlinien und Handlungssysteme weiterbestanden und diese Organisationsform kaum nötig machten.379


Späte Professionalisierung


389 Ebd., S. 222f.

**Krise der parteipolitischen Handlungssysteme?**


---

Bei der SP zeigten sich sowohl eine Abschwächung als auch eine Abkoppelung des Handlungssystems von der Partei. Mit der politischen Integration der Arbeiterbewegung und dazu der Tertiarisierung der Wirtschaft hatte die Arbeiterbewegung an Identität und Geschlossenheit verloren. Dazu entfernten sich Gewerkschaften und SP zunehmend voneinander: Die SP gewann Unabhängigkeit gegenüber den seit der Krise geschwächten Gewerkschaften und integrierte beispielsweise weniger Gewerkschaftler in ihre Entscheidungsgremien.399 Da sich die Gewerkschaften nach anfänglicher Ambivalenz zur Arbeitsmigration seit den 1970er Jahren vermehrt darum bemühten, ausländische Arbeiter besser zu integrieren und der Anteil der Arbeiter in der wahlberechtigten Bevölkerung seit den 1950er Jahren abgenommen hatte,400 gewannen in der SP ab den 1960er Jahren neue, sekundär ausgebildete Arbeitnehmerschichten insbesondere aus dem öffentlichen Sektor an Bedeutung.401 Wahlsoziologisch stellten also die Gewerkschaften weniger ein Wähler- und Nachwuchsreservoir für die SP dar als zuvor. Hingegen stellte sich ab den 1980er Jahren vermehrt die Frage der Beziehung der SP zu den neuen sozialen Bewegungen, welche sich aber nie als so exklusiv und dauerhaft wie diejenigen mit den Organisationen der traditionellen Arbeiterbewegung erweisen konnte.402


400 Degen: Sozialdemokratie und Gewerkschaften, 1988, S. 144.
404 Die Kirche selbst machte zunehmend politische Stellungnahmen, seitdem sie offiziell parteipolitisch neutral war. Ebd., S. 176.
hinaus der katholischen Identität als weltanschauliche Klammer kann darüber hinaus die steigenden parteiinternen Spannungen Anfang der 1980er Jahre mindestens teilweise erklären.407

Abschwächung der Parteibindungen und der Parteidisziplin


Trotz der relativen Stabilität der Wahlergebnisse sahen sich die Bundesparteien allesamt mit geschwächten Parteibindungen konfrontiert, was sich zunächst in der verstärkten Wahlvolatilität seit den 1960er Jahren ausdrückte, später auch von den ersten Umfrageergebnissen insbesondere bezüglich Jugendlichen und Frauen zu Ungunsten der Bundesratsparteien bestätigt wurde.412 Während darin der Bedeutungsverlust der alten Konfliktlinien zu Gunsten von neuen, „postmaterialistischen“ Aspirationen eine Rolle spielte, wirkte die Auflösung der Handlungssysteme als Rahmen für die politische Sozialisierung ebenfalls auf die abnehmende Weitergabe der Parteizugehörigkeit von einer Generation zur nächsten. Wenn Gruner 1969 noch schreiben konnte, dass Parteisympathien von einer

408 Schorderet: Crise ou chrysanthèmes, 2007, S. 91f.
409 Altermat: Von der katholischen Milieupartei zur Partei der bürgerlichen Mitte, 2013, S. 27.
410 Altermatt: Katholische Allklassenpartei, 1979, S. 100.
Generation zur nächsten vermittelt würden, 413 so zeigte eine Studie von 1980, dass nur 15% der unter 40-jährige KatholikInnen, dafür aber 41% ihrer über 40-jährigen GlaubensgenossInnen mit der CVP sympathisierten. 1972 hatte sich noch kein derartiger Generationsunterschied bemerken lassen. 414


Wandel der Beteiligungsformen


418 Wie in zwei bedeutenden und viel rezipierten Studien dokumentiert Kriesi u. a. (Hg.): Politische Aktivierung in der Schweiz, 1981; Gruner: Der Stimmbürger und die „neue“ Politik, 1983.

**Krise der Parteien?**


### 2. Parteieliten im Wandel

Um das Handeln der parteipolitischen Entscheidungsträger verstehen zu können, lohnt es sich nun, ihre Profile und Ressourcen im Laufe der Zeitperioden zu betrachten.

---


431 Vgl. Rossinis Diskussion der These von Mair, Müller und Plasser zum Parteiwandel im Fall der Tessiner Parteien, Rossini: Frn perdita di consensi e reazioni al cambiamento, 2015; Mair; Müller; Plasser: Political Parties and Electoral Change, 2004.
Vielfältige Perspektiven...


... und geteilte Ressourcen

Über die Vielfalt der Profile hinaus lassen sich aber wiederkehrende Merkmale bei den Profilen der Mitglieder der kantonalen und nationalen Führungsinstanzen in der Nachkriegszeit erkennen.

Zunächst ist die Kumulation mehrerer Ämter und Rollen auffallend. Die meisten nationalen Führungskader waren selbst politische MandatsträgerInnen und insbesondere ParlamentarierInnen, wobei ihre Funktionen sich weiter summierten, da sie oft in mehreren Parteigremien sassen.\textsuperscript{435} Folglich können die mangels entsprechender Daten nicht direkt erfassbaren Profile der parteipolitischen Führungskader anhand jener der ParlamentarierInnen angenehrt werden: Nach einer Demokratisierungsphase aufgrund des Wechsels zum Proporz erfuhr das eidgenössische Parlament zwischen 1937 und 1980 eine gebremste Demokratisierung, welche sich in erster Linie durch die paradoxen Wirkungen des Milizsystems erklären lässt: Das Milizparlament benötigte nämlich aufgrund der geringen Entschädigungen einen Politikertyp, der „in seiner Freizeit vollberuflich politisch tätig sein [konnte]", und der dafür einen unabhängigen oder politischen Hauptberuf ausübte.\textsuperscript{436} So waren Lohnabhängige im privaten und öffentlichen Sektor bei den Parlamentariern der Nachkriegszeit im Vergleich mit ihrem Anteil in der Bevölkerung stark untervertreten. Hingegen übten über 40\% der Parlamentarier weiterhin unabhängige Berufe aus, waren Anwälte, Unternehmer oder Bauern.\textsuperscript{437} Politische Berufe – Partei- oder Verbandssekretäre sowie auch Redakteure der Parteipresse – erreichten im Jahr 1957 ebenfalls fast 40\% im Nationalrat und noch mehr im Ständerat.\textsuperscript{438}

Die Bedeutung der politischen Berufe begann jedoch ab den 1980er Jahren im Parlament und in den Parteien abzunehmen. Mit der Professionalisierung der Parteisekretariate hat sich die Funktion des Parteisekretärs – auf eidgenössischer sowie auf kantonaler Ebene – spezialisiert: Kompetenzen im Bereich Werbung, Kommunikation oder Organisation zählten nun mehr als die politische Karriere.\textsuperscript{439} Im Gegensatz dazu hatten sich Parteisekretäre früherer Jahrzehnte beispielsweise viel öfter selbst zur Wahl gestellt.\textsuperscript{440} In ähnlicher Weise hat das Kumulieren mehrerer Mandate auf den unterschiedlichen Staatsenbenen zwischen 1957 und 1980 abgenommen.\textsuperscript{441} Insbesondere die Doppelfunktion Nationalrat/Staatsrat erschien über die Jahre immer weniger als tragbar oder wünschenswert. Frühere politische Mandate auf Gemeinde- und Kantonsebene blieben aber im Sinne eines \textit{cursus honorum}

\textsuperscript{435} Die statutorische Verflechtung der Entscheidungsgremien nennt Masnata im Fall der SP als einen Grund für die Konzentration der Rollen in einigen Händen, Masnata: Le Parti socialiste, 1963, S. 98.
\textsuperscript{436} Gruner; Daetwyler; Zosso: Aufstellung und Auswahl, S. 92.
\textsuperscript{437} Pilotti: Entre démocratisation et professionalisation, 2016, S. 361f. Anwälte waren besonders bei der FDP stark vertreten, Landwirte bei der SVP.
\textsuperscript{438} Ebd., S. 360f.
\textsuperscript{440} Ein solches Profil war sowohl bei wichtigen Akteuren auf eidgenössischer Ebene zu finden, wie im Fall des langjährigen CVP-Generalsekretärs und Nationalrats Martin Rosenberg, der zudem \textit{Vaterland}-Redaktor war, als auch bei den „Männern für alles“ bei kleinen kantonalen Parteien, wie der Parteisekretär und Nationalrat Pierre Teuscher für die waadtländische BGB.
\textsuperscript{441} Dazu Pilotti: Entre démocratisation et professionalisation, 2016, S. 262ff.


Mit dieser durchaus ausgeprägten Endogamie der Elite der Bundesratsparteien in der Nachkriegszeit kamen darüber hinaus geteilte Erfahrungen sowie eine Kenntnis von Spielregeln und Verhaltenscodes, welche etablierte PolitikerInnen über die jeweilige parteipolitische Zugehörigkeit und die Generation hinaus von Neulingen unterschieden. Das politische Feld war dabei auch nach 1971 stark androzentrisch, was sich insbesondere an der Bedeutung von für Frauen unzugängliche Ressourcen wie der Zugehörigkeit zu (männlichen) Studentenverbindungen sowie der Armeeerfahrung zeigte.

Das Parlament zählte sogar bis zu 40% Offiziere in den Jahren 1957 und 1980, welche sich überwiegend bei den bürgerlichen Parteien fanden. Die Bedeutung eines Verständnisses des

448 Pilotti: Entre démocratisation et professionalisation, 2016, S. 228ff.
Milizengagements als staatsbürgerliche Pflicht bei vielen Eliten der Zeit lässt sich auch aus diesen biographischen Annährungen verstehen.

Die soziale Endogamie der schweizerischen politischen Elite einerseits und ihre zahlreichen Kontakte und Netzwerkmöglichkeiten im Sinne einer „multipositionalität“ andererseits gelten dabei als günstiger Faktor für die Funktionsweise des Konkordanzmodells, indem sie die Grundlage sowohl für die zwischenparteiliche Zusammenarbeit als auch für die neokorporatistischen Entscheidungsprozesse bilden. ⁴⁴⁹ Wie der britische Politikwissenschaftler Christopher Hughes 1962 schrieb: „One cannot help being struck when following, for example, the committee career of a National Councilor, by the many points at which the leading actors come into contact with one another; and one can observe with one's eyes that they are intimately acquainted, though in a peculiar way, as hostile princes are 'dear cousins' to each other.⁴⁵⁰ Im Fall der Wahlkämpfe lässt sich vereinfachend zusammenfassen, dass die Parteieliten durchaus mehr Gemeinsamkeiten miteinander teilten, als mit manchen ihrer Wählenden.

3. Medienwandel und Berichterstattung zu den Wahlkämpfen

Um den Handlungskontext der Parteien im Wahlkampf zu verstehen, gilt es schliesslich, den Wandel der Medienlandschaft und der medialen Berichterstattung unter die Lupe zu nehmen.

3.1. Transformationen der Medienlandschaft

_Zwischen Parteipresse und Radio_


Für diese Jahre lässt sich insofern von einer (oder mehreren) höchst segmentierten, lokal geprägten Öffentlichkeit(en) sprechen. François Masnata machte dabei 1963 darauf aufmerksam, dass diese

⁴⁵⁰ Hughes: The parliament of Switzerland, 1962, S. 27.
Medienlandschaft hauptsächlich bürgerlich ausgerichtet war. Die schmalen Auflagen der zwanzig SP-Organe sei besorgnisregend für diese Partei, da viele linksorientierte Wähler hauptsächlich die auflagenstarke, bürgerliche Presse wie die *Neue Zürcher Zeitung* oder die *Gazette de Lausanne* lesen würden.453

**Neue Medienlandschaft**


---


3.2. Der Wahlkampf in den Medien


460 Reimann; Meier: Zum Einfluss ausländischer Medien, 1982.

*Les jeux sont faits?*

konnte der Wahlkommentator nach den Wahlen nur über das Ausmass dieser Bestätigungswahlen staunen, welche sogar „ausgesprochener [ausfielen], als vielerorts erwartet wurde“. Rituell zelebrierten insbesondere neutrale Medien immerhin den beeindruckenden Einsatz der zurücktretenden sowie das vielversprechende Engagement der wiederkandidierenden Parlamentarier, deren Wiederwahl als sicher dargestellt wurde.


466 Ihre letzte Session. 33 Nationalräte erklären ihren Rücktritt, in: Schweizer Illustrierte, 08.10.1947.

**Wachsende Neutralität der Parteipresse im Wahlkampf**


478 Ebd., S. 116ff.

wandten. Im Wahlkampf von 1983 hingegen druckte die NZZ keine FDP-Wahlparolen mehr, dafür aber Inserate diverser politischer Prägung.

**Feuilletonisierung des Wahlkampfs**


---

482 Vgl. Fleck; Bosshart; Anderau: Die Wahlsendungen zu den Nationalratswahlen vom Herbst 1971, 1975, S. 19f.
486 Zum parteipolitischen Gebrauch der Demoskopie in der Schweiz siehe Kap. 3.2.1.
bezüglich der zu erwartenden Wahlergebnisse. Dadurch wurden die unabhängigen Medien zu Hauptdeutungsinstanzen des Politischen und insbesondere der Wahlprozesse.


492 Flubacher, Rita: Jojo für die Urne, in: Schweizer Illustrierte, 03.10.1983.
sekretären wurden die Werbeberater nun auch zu Figuren des medialen Wahlkampf feuilletons, wie der FDP-Werbeberater Rudolf Bolleter 1983:

„Doch Lustlosigkeit prägt diesen Wahlherbst. Rudolf Bolleter, Werbefachmann in Zollikon und in Diensten der Freisinnig-Demokratischen Partei der Schweiz, überkommt gar ein Gähnen. So einen langweiligen Wahlkampf habe er noch nie erlebt.“

Der medialen Feuilletonisierung des Wahlkampfs geling es nur bedingt, die desinteressierte Wählerschaft für die helvetische Politik zu interessieren. In den 1970er Jahren bekam die SRG Beschwerden von Zuschauern, welche ihre üblichen Sportsendungen vermissten und achtete deshalb genau auf die Uhrzeit und Gestaltung der Wahlsendungen.

3.3. Medienwandel und Handlungsspielraum der Parteien


493 Ebd.
496 Ebd.


Der verschärfte Wettbewerb um mediale Aufmerksamkeit veränderte darüber hinaus die Art und Weise, wie Nachrichten und mediale Agenden produziert wurden. Die Forumszeitungen als Gatekeeper übten nun eine zentrale Selektionsfunktion bezüglich der als wichtig erachteten Themen aus, mit welcher die Parteien mehr als zuvor rechnen mussten. Laut Kamber und Imhof waren es zunächst nicht die etablierten politischen Akteure, welche an der Wende zwischen den 1960er und 1970er Jahren vom neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit profitierten. Die neuen sozialen Bewegungen, inklusive der sogenannte Überfremdungsbewegung, lernten schnell, die mediale

---

504 Schatz: Moyens de communication des partis politiques, 1982, S. 78f.
506 Für eine Analyse dieses Phänomens am Beispiel der Migrationspolitik, Kamber; Imhof: Der neue Kampf um Aufmerksamkeit, 2005.
Aufmerksamkeit mit neuen Themen und durch unkonventionelle Aktionen auf sich zu ziehen.\textsuperscript{507} Den Parteien, insbesondere den Bundesratsparteien, soll es aber, so Kamber und Imhof, bald gelungen sein, einen neuen Umgang mit den Medien zu finden und somit ebenso Resonanz für ihre Themen und Anliegen zu erzielen. Zudem ersetzten in der Meinungsrepräsentanz die etablierten Parteiakteure, insbesondere die Parteileader, bald die parteipolitisch gebundenen Redakteure von früher.

Schliesslich ist auch auf die Zirkularität dieser Prozesse hinzuzweisen: Medien interessierten sich umso mehr für die Hinterküchen der politischen Kommunikation, als die politischen Akteure ihre Medienstrategien verfeinerten. Die Medienarbeit der politischen Akteure zu enthüllen, sollte sowohl dem neuen Transparenzgebot entsprechen, als auch die neue Unabhängigkeit der Medien betonen.\textsuperscript{508}

Wo zumeist davon ausgegangen wird, dass dieser Effekt für die Schweiz erst ab den 1990er Jahren eine Rolle spielte,\textsuperscript{509} soll diese Arbeit die Medienarbeit der Parteien im Wahlkampf bereits im Zusammenhang mit dem Medienwandel der 1960-70er Jahre hinterfragen.

4. Zwischenfazit


\textsuperscript{507} Ebd., S. 151; dazu auch Romano: Die Überfremdungsbewegung als „Neue soziale Bewegung“, 1998.
\textsuperscript{508} Riutort: Sociologie de la communication politique, 2007, S. 92ff.
\textsuperscript{509} Udris: Schweizer Medien im Wahlkampf, 2013, S. 4.
Kapitel 3. Vorbereiten: Wie der eidgenössische Wahlkampf zum Wahlkampf wurde

„Wir stehen 1 1/2 Jahre vor den nächsten Wahlen. Diese sind keine Naturereignisse, die plötzlich auf uns zukommen, sondern bedürfen einer permanenten Vorbereitung. Sie sind auch in den dauernden Fluss von Wahlen und Abstimmungen hineinzustellen.“1


Um diesen Fragen nachzugehen, widmet sich dieses Kapitel zunächst den Zielsetzungen der Parteien für den Wahlkampf (1.). Anschliessend wird die Rolle von Informationen und des Expertenwissens im Wahlkampf erläutert (2.). In der Folge geht es darum, die Entscheidungsprozesse der Wahlkampfplanung zu analysieren (3.). Zum Schluss werden die resultierenden Kampagnen der Parteien, zwischen Amerikanisierung und Sonderfall, charakterisiert (4).

1. Zielsetzungen der Parteien

Um die Zielsetzungen der Parteien für den Wahlkampf zu erkunden, führt ein naives Bild der Konkordanz als Verhaltensnorm zunächst insofern in eine interpretative Sackgasse, dass Wahlkämpfe als Wettbewerb um Stimmen und Mandate sich mit der Vorstellung der Konsenssuche als gemeinsames, oberstes Ziel schwer vereinbaren lassen. Ein exklusiver Fokus auf die speziellen parteipolitischen Arrangements zur Machtteilung führt seinerseits zur Annahme, dass der damalige Wahlkampf dem Erhalt dieser Arrangements, und damit des Status Quo, untergeordnet war und sich deshalb für die Parteien kaum gelohnt habe. Beide Interpretationen verstellen dabei den Blick auf weniger sichtbare Zielsetzungen der Parteien im Wahlkampf. Gewiss konnten die parteipolitischen Akteure in der Regel davon ausgehen, dass der Wahlkampf wegen der dämpfenden Wirkung des Proporzes nicht zu einem abrupten Machtwoechsel im Parlament führen würde. Selbst mit der erstmaligen Teilnahme der PdA schätzten 1947 manche Wahlkommentatoren, anders als noch 1943, die Wahlergebnisse als im Voraus aufgeteilt ein, wie zum Beispiel Olivier Reverdin im Journal de Genève:

„Personne ne s'attend à un renversement de majorité, ni même à des changements importants. Les partis lutteront plus pour maintenir ou consolider leurs positions que pour en conquérir de nouvelles.“

Die Ziele des helvetischen Wahlkampfs müssen also schon entlang subjektiver Linien als der klassischen politikwissenschaftlichen Unterscheidung zwischen vote-, office- und policy-seeking gesucht werden. Wie der Politikwissenschaftler Robert Rohrschneider bemerkt, können die Wahlstrategien der Parteiakteure je nach Kontext höchst unterschiedliche Nuancen aufweisen.4

Vielfalt der Akteure, Vielfalt der Ziele

Die Kantonalparteien setzten sich zunächst eigenständige Ziele für den eidgenössischen Wahlkampf, oft in Verbindung mit ihrer Position auf dem kantonalen politischen Feld. Dies war insbesondere der

---


„Gewinnung einer Mehrheit“ oder Konsolidierung des eigenen Lagers?

Im Vorfeld der Wahlen von 1947 hatten die Sozialdemokraten noch grosse Ambitionen für ihre Kampagne. Zwar setzten sie sich zunächst das Ziel, eine möglichst grosse Zahl von Mandaten zu gewinnen – dabei stand langfristig die Möglichkeit eines zweiten Bundesratssitzes auf dem Prüfstand. Vielmehr wünschten sie sich aber, die Wahlen in den grösseren Aufbruchskontext des 1942 verabschiedeten Programms die Neue Schweiz einzurahmen, oder wie der SP-Kampagnenexperte Victor Cohen schrieb:


5 Wie die Tessiner SP 1959 argumentierte. ASTi FPC 01 62.2.1, Brief der Tessiner SP an die Sektionen und Mandatsträger, 30.09.1959.
7 SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: SPS-Propaganda-Plan 1946-47 (Entwurf), [1946].
8 Ebd.

Die bürgerlichen Parteien setzten sich hingegen bereits 1947 bescheidene Ziele. Als Zielscheibe der linken Kritik, nahm die KVP eine hauptsächlich defensive Haltung ein, mit dem Ziel, ihre nationale Stärke gegenüber den Freisinnigen und Sozialdemokraten beweisen zu können. Sie wollte 200000 Wählerstimmen erreichen, was sie auch schaffte.13 Dafür erwies sich die Mobilisierung des christlichsozialen Stimmenreservoirs, oder genauer, der demographisch immer wichtigeren katholischen Arbeiter und Angestellten in den Diasporakantonen als zentral, bei deren Ansprache sie sich teilweise im Wettbewerb mit der SP befand.14 Die FDP ihrerseits positionierte sich nach dem Eintritt der Sozialdemokraten in den Bundesrat 1943 mit der Absicht, ihre verbleibende politische Machtstellung zu verteidigen, wie es Parteipräsident Max Wey formulierte: „Es handelt sich bei diesen Wahlen nicht nur um die Erhaltung und Festigung der bisherigen Parteivertretung im Nationalrat, sondern letzten Endes *um die Erhaltung der 3 Parteispitzen im Bundesrat*“.15 Wey wiederholte dabei seinen Appell an die Kantonalparteien, sich in die Kampagne zu engagieren, denn:

„Halten wir im Nationalrat stand, so hat das auch Rückwirkungen auf den Ständerat, wo die K.K. [Katholisch-Konservativen, Anm. ZK] ihrer Bedeutung nach übervorragen sind. Man kann

---

10 Ebd.
11 SSA Ar 1.116.15, Parteitag, 30./31.08.1947, S. 130f.
12 SSA Ar 1.111.11, Parteivorstand, 16.08.1947.
hINBLICKEN, WO MAN WILL: IMMER SPIELT DER AUSGANG DER NATIONALRATSWAHLEN EINE ENTSCHEIDENDE ROLLE FÜR UNS.”16

Gerade solche Appelle zeigten zugleich, wie die Bedeutung der eidgenössischen Wahlen nicht für alle kantonalen Parteiakteure selbstverständlich war. Und die Wahlergebnisse von 1947 zeigten tatsächlich keinen klaren Gewinner unter den drei grössten Bundesratsparteien, obwohl sie als Legitimierung des bürgerlichen Status Quo im Bundesrat gedeutet wurden: Während die KVP dank ihrer Verankerung in vielen kleinen Kantonen ihre seit 1935 bestehende Mehrheit im Ständerat behielt, übertrumpfte die FDP die SP im Nationalrat nur um vier Mandate. Trotz Verlusten an die PdA blieb die SP stimmenmässig die grösste Landespartei. Mit diesem für die SP enttäuschenden Ergebnis rückt jedoch das Ziel eines mehrheitsfähigen Kurses in die Ferne.

ERHALT DES STATUS QUO?

In den kommenden Jahren festigten sich die mit diesen Wahlen skizzierten parteipolitischen Kräfteverhältnisse. 1959 strebten die Bundesratsparteien vorwiegend die Konsolidierung ihrer eigenen Positionen im politischen Feld an. Selbst dieses Ziel war aber politisch bedeutend, da die Konservativen und die Sozialdemokraten seit 1954 ein Einverständnis für eine neue Bundesratszusammensetzung hatten, welches bei den nachkommenden Bundesratswahlen verwirklicht werden könnte. Dabei konnten selbst die Begriffe „Wahlgewinn“ oder „-verlust“ sowie die entsprechenden Indikatoren Gegenstand von Definitionskämpfen inner- und ausserhalb der Parteien werden.17 Selbst leichte Mandatsverschiebungen konnten von den Parteiakteuren als äusserst wichtig eingeschätzt werden. So mobilisierte der Präsident der waadtländischen FDP Raymond Gafner am kantonalen Parteitag folgendermassen für den Wahlkampf:

„Les élections des 24 et 25 octobre sont d’autant plus importantes que trois partis ont aux chambres fédérales des effectifs à peu près égaux. Un déplacement d’un siège ou deux peut rompre cet équilibre et donner à l’un ou l’autre des protagonistes un rôle primordial, notamment dans la constitution des commissions fédérales.”18

Die Freisinnigen, deren historisch hegemoniale Stellung dabei mehr denn je bedroht war, setzten sich das Ziel, „wieder die stärkste Fraktion im Rate zu stellen“ – im Nationalrat waren sie von den Sozialdemokraten seit 1955 übertroffen worden, während die Konservativen seit 1951 die grösste Fraktion ins Bundeshaus schickten.19 Seitens der schweizerischen BGB ging es bei diesen Wahlen

zunächst darum, das 1955 in Baselland verlorene Mandat zurückzuerobern – die Partei gab sich nach den Wahlen zufrieden, da dieses Ziel erreicht wurde, obwohl sie gleichzeitig Wähler verloren hatte.  


„Es geht dabei nicht nur um Mandate – in der heutigen parteipolitischen Lage ist vielleicht noch entscheidender, die Gesamtwählerzahl der Partei weiter zu steigern. Der politische Einfluss auch unserer Partei hängt wesentlich von ihrer gesamt schweizerischen Stärke ab. […] Die Diaspora-Parteien sind in der Lage, weiteres Terrain zu gewinnen. Diaspora, paritätische Kantone und Stammlande zusammen aber vermögen die heutige, in hartem Einsatz und mit verlässlicher Ausdauer gewonnene Position im Bund nicht nur zu halten, sie können sie mit vereinter und voll eingesetzter Kraft weiter verstärken und ausweiten."


bürgerlichen Partei der Schweiz noch nicht endgültig entschieden ist und weiter geht.“

Rosenberg verglich dabei die absoluten Wählerzahlen pro Kanton mit jenen von 1955, und stellte fest:

„Hätten diese Kantonalparteien auch nur ihre Wählerzahl von 1955 gehalten – obwohl in der Politik Stillstand bereits Rückschritt bedeutet – so wäre die Konservativ-christlichsoziale Volkspartei der Schweiz mit einem Wählerzuwachs von 6769 (Freisinn 4566) nicht nur zur absoluten Siegerin der Herbstwahlen 1959 geworden, sie hätte auch mit 232891 durch die Wahl ausgewiesene Wählerstimmen die Freisinnig-demokratische Partei eindeutig überrundet.“


„Was heisst übrigens, die Wahlen gewinnen?“


26 Ebd., S. 4.
27 Ebd., S. 10.
28 SSA Ar 1.230.6, Brief des SP-Sekretariates an die Sektionen, 11.09.1959; SSA Ar 1.110.49, Geschäftsleitung, 21.03.1959.
32 Escher: Rückblick auf die Nationalratswahlen 1959, 1959, S. 320.

„Es ist eine Gesetzmäßigkeit auch der ‚politischen Physik‘, dass Ruhe gerne Ruhe bleibt, Bewegung aber ebenso häufig neue Bewegung zeugt. Für den Freisinn (und für die übrigen ‚betroffenen‘ Regierungsparteien) wird es entscheidend sein, dafür zu sorgen, dass die Bewegung des Herbstes 1971 im Sinne der Reaktion (d.h. der Wiedergewinnung oder gar des Ausbaus der 1967 geschwächten Positionen) und nicht der Aktion (im Sinne des weiteren Fortschritts der ‚oppositionellen Unruhestifter‘) erfolgen wird.“

Bei den anderen Parteien im Bundesratsbündnis regten sich allerdings Zweifel, ob die Zauberformel um jedem Preis beibehalten werden solle, wie es der CVP-Nationalrat Julius Binder zu bedenken gab:

„In jeder Demokratie ist eine starke Opposition notwendig… Die Jugend spürt, dass etwas nicht stimmen kann, wenn die Parteien alle 4 Jahre gegeneinander antreten und dann nach den Wahlen wieder im gleichen Boote sitzen.“

Gerade in der CVP wurde die Frage aufgeworfen, ob man nicht in Hinblick auf die Wahlen das Prinzip der Regierungsbeteiligung in Frage stellen solle. In diesem Sinne äusserte sich nicht zuletzt auch der Parteipräsident Franz Josef Kurmann:

„Was heisst übrigens, die Wahlen gewinnen? Für mich: Fraktionsmandate nicht zurückfallen, Stimmentotal erhöhen. […] Selbstverständlich sind die Nationalratswahlen unser nächstes Ziel. Und für mich ist es auch klar, dass die eventuelle Übernahme der Oppositionsrolle die Partei nicht mit einem Schlag ‚rettete‘. Aber täuschen wir uns nicht: Mit konventionellen ‚Waffen‘ kommen wir nicht mehr durch.“


---

37 Ebd.
38 Ebd.
39 Ebd.

Trotz optimistischer Bekundungen der Parteispitzen bekräftigten aber diese Wahlen alle vier Bundesratsparteien in ihrer Bewertung, dass Veränderungen eingeleitet werden müssten. Ein Wahlbericht der FDP stellte dazu fest: „bestimmte konkrete Folgerungen sind aber unumgänglich, um in Zukunft nicht mehr oder weniger zu bestehen, sondern um auch wieder gewinnen zu können.“

Zwischen Stimmenerfassung und offensiver Werbung


41 Ebd.
42 Ebd.
43 Ebd.
45 Ein Fest für die FDP, in: Schweizer Illustrierte, 03.10.1983.
Wahl galt, erklärte sich als „gar nicht pessimistisch“ und gab das bescheidene Ziel kund, die Parteiposition zu halten. Der SP-Sekretär Christoph Berger gab immerhin zu, dass die SozialdemokratInnen „zwar nicht gerade als Favoriten an diese Wahl [gingen], […] aber weder resigniert noch überheblich [seien].“ Tatsächlich herrschte im Hintergrund eine weitgehende Demoralisierung in der verunsicherten, intern tief gespaltenen SP. Vor der Geschäftsleitung fasste die Bündnerin Anna Ratti das Problem im offenen Worte:


Gegen diesen Fatalismus riefen weitere Mitglieder der Geschäftsleitung zu vermehrten Mobilisierungsbemühungen auf, zunächst aber bei der eigenen Basis. Laut dem Parteisekretär Andreas Lutz gehe es darum, zuerst die Vertrauensleute zu mobilisieren – die Partei zählte 1% Mitglieder im Verhältnis zur gesamten Bevölkerung –, um den Wähleranteil von 1979 (24%) zu sichern.


50 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 29./30.01.1983.
51 Ebd.
53 Ebd.
54 PA CVP ZH, Wahlkampfleiter der Zürcher CVP: Der orange Faden. Eine praktische Anleitung für die Nationalratswahlen, August 1983.
Kantonalparteien ohne Mandatschancen schien es noch notwendiger, den ParteiaktivistInnen den Sinn der Wahlen nahezubringen: Laut der CVP des Kantons Schaffhausen bezwecke somit der Wahlkampf die bestmögliche Stimmenerfassung für die CVP auf eidgenössischer Ebene sowie die Unterstützung der bürgerlichen Familie im Kanton auf der Basis der eingegangenen Listenverbindung.55

Noch stärkere Argumente setzte der Sekretär der Tessiner SP Dario Robbiani ein, um die AktivistInnen der Sektionen für die Wahlen zu mobilisieren: Im Kanton drohe der Kampf zwischen PSA und FDP um den zusätzlichlichen achten Sitz, was den üblichen einzigen SP-Sitz gefährde. Zudem würden es die Intensivierung des Wahlkampfs und die Rechtswende auf eidgenössischer Ebene notwendig machen, auch im Tessin richtig Wahlkampf durchzuführen, um desinteressierte Stammwählernde und Mitglieder zur Urne zu bringen.56 Den eidgenössischen Wahlen konnte für die Tessiner SP-AktivistInnen zudem mehr politische Bedeutung gegeben werden, indem das Ziel ausgegeben wurde, neben dem reinen Erhalt des einzigen SP-Nationalratsmandates auch die linke Positionierung der SP im politischen Feld des Tessins durch eine gute Kampagne zu stärken, beispielsweise mit der Kritik am freisinnig-christlichdemokratischen Duopol im Ständerat aufgrund des „antidemokratischen“ Majorzwahlystems.57 Der verstärkte Wettbewerb im Kanton durch die Ambitionen der PSA sowie die Bedeutungszunahme des Wahlkampfs auf eidgenössischer Ebene gaben diesen somit auch im Tessin eine verstärkte Bedeutung, zumindest für die Parteikader.

2. Expertenwissen als Entscheidungshilfe im Wahlkampf


56 ASTi FPC 01 63.2.2, Rundschreiben von Dario Robbiani an die Sektionen, 13.10.1983.
57 ASTi FPC 01 63.2.1, o.A.: Elezioni nationali 23 ottobre 1983, [1983].
2.1. Von der Wahlstatistik zur Demoskopie

Die Entstehung der Demoskopie in der Schweiz ist noch wenig erforscht.\(^{59}\) Laut einigen Autoren habe die Konkurrenz der Abstimmungen ihre Entwicklung in der Schweiz im Vergleich mit anderen Ländern verzögert, da dieses regelmässige, legitime Messinstrument der öffentlichen Meinung Umfragen lange Zeit unnötig gemacht hätte.\(^{60}\) Dabei hatte die Wahlstatistik früh Handwerkszeug geliefert, um die Wahlen zu verstehen und zu prognostizieren. Sie trug somit zu den „micro-savoirs“ des Wählens bei, auf die sich Parteien lange vor der Etablierung der Wahlforschung und der Demoskopie stützen konnten.\(^{61}\)

Die „Schnellstatistiker“ der Parteien

Um die Wählerschaften zu erfassen, stützten sich die Parteien in den 1940-50er Jahren zunächst auf statistische Daten zu den Wahlen, welche sie teilweise sogar selbst erhoben hatten. Kurz nach den Wahlen konnten sie so zwar erste Daten dank der Presse, aber auch ihrer eigenen Wahlbeobachter zusammenfügen. Nach dem offiziellen Wahlbericht im Bundesblatt\(^{62}\) dauerte es dann aber oft einige Monate bis einige Jahre, bis die eidgenössischen und kantonalen Statistiker genauere Daten und Analysen veröffentlichen konnten.\(^{63}\) Die zeitliche Verschiebung dieser Veröffentlichungen erklärt, weshalb die Presse, aber auch die Parteien selbst, kurz nach den Wahlen eigene Statistiken und Wahlanalysen produzierten und veröffentlichten. Am weitesten ging dabei die konservative Partei in der Zeit unter dem zahlenaffinen Generalsekretär Martin Rosenberg, der nach jeder eidgenössischen Wahl einen ausführlichen Bericht zum Wahlausgang veröffentlichte.\(^{64}\) Damit bestritten Medien und Parteien die Deutungshoheit der offiziellen Wahlstatistik und scheuten sich nicht davor, alternative Rechnungen aufzustellen.\(^{65}\)

Bemerkenswert sind dabei die Variablen, welche die Parteistatistiker für ihre Analysen berücksichtigten. Mit den genauen Daten zu jeder Gemeinde sowie zu jedem Kandidierenden bekamen

---


\(^{62}\) Als erste offizielle und national geltende Quelle bestätigte dieser Bericht ungefähr einen Monat nach den Wahlen die in der Schweiz höchst komplizierte Umwandlung der Stimmen in Mandate. Damit machte er insbesondere die genauen Zahlen der Kandidatenstimmen bekannt, welche über die Verteilung der Mandate innerhalb der Parteien entschieden, aber auch eine hohe symbolische Hierarchisierungsfunktion unter den erfolglosen Kandidierenden besassen.


\(^{64}\) Sein Bericht erschien unter anderem in der Zeitschrift C ivitas. Laut Rosenberg gehöre die Wahlstatistik nämlich „auch zur staatspolitischen Schulung“. Rosenberg: Die politische Lage in Zahlen, 1948, S. 5.


Stimmenthaltung,71 die Verdoppelung der Wählerschaft im Jahr 197172 sowie schliesslich die Verbreitung demoskopischer Prozentzahlen beigetragen. Denn die „Schnellstatistiker der politischen Presse“,73 wie die Zürcher Wahlstudie von 1943 sie nannte, gaben diese Aufgabe langsam auf, als sich die Wahlstatistik entwickelte und beschleunigte – dank der Hilfe der ersten Computer,74 aber vor allem da die florierende Demoskopie nun elaboriertere Deutungen und Prognosen der Wahlprozesse vorschlug.

Die durchkreuzten Anfänge der Demoskopie in der Schweiz

In starkem Kontrast zu der raschen Entwicklung der amerikanisch inspirierten Marktforschung ab dem Zweiten Weltkrieg, zeichnet sich die Entstehung der Demoskopie in der Schweiz durch gescheiterte Versuche und versteckte Untersuchungen aus.75 Das ambitionierte Projekt der Volksunfrage 1946, welches von einem Kreis konservativer Intellektueller initiiert und von der Neuen Helvetischen Gesellschaft finanziert wurde, ist dafür emblematisch.76 Nebst der Erstellung eines Fragebogens zur Zukunft des Landes, der an 2.5 Millionen Haushalte gesendet wurde, führte das 1943 gegründete Lausanner Marktforschungsinstitut Institut suisse de l’opinion publique (ISOP) bei einer kleineren Stichprobengruppe eine repräsentative Umfrage mit den Methoden seines amerikanischen Mutterinstitutes Gallup durch. Dieses Projekt stiess aber auf viel Kritik bei den politischen Akteuren, weil die Ansichten der Initianten die ambivalente Rolle der Demoskopie – als Spiegel des ‚Volkes‘ aber auch als mögliches Einflussmittel – sichtbar werden liessen. Umfragen blieben in den folgenden Jahren und bis Ende der 1950er Jahre vor allem Sache der wachsenden Marktforschung zu Gunsten von Firmen; dies umso mehr, als die Schweizer Politikwissenschaft noch wenig institutionalisiert war und hauptsächlich mit der Wahlstatistik arbeitete.77 Die wenigen politischen Umfragen dieser Jahre betrafen die Außenpolitik oder auch die Einstellung der Frauen zum Frauenstimmrecht – eine sensible Frage, deren Untersuchung von Gegnern wie Befürwortern in der Debatte angegriffen wurde und welche ansonsten nur Gegenstand einiger Konsultativbefragungen war.78

73 Statistisches Amt des Kantons Zürich (Hg.): Die Nationalratswahlen 1943 im Kanton Zürich, 1944, S. 4.
Heimliche Versuche beim Wahlkampf von 1959


Denn die Demoskopie etablierte sich unaufhaltsam als unabdingbares Werkzeug für die Wahlkämpfe in Westeuropa. Selbst die Sozialdemokraten interessierten sich nun dafür, obwohl sie aufgrund ihrer traditionell starken Parteikultur sowie ihrer schwachen Beziehungen zu den Wirtschaftsdemokraten gewiss am weitesten entfernt von der Demoskopie standen.\(^83\) Bereits Ende 1958 war der SP-Präsident Bringolf in Kontakt mit einer amerikanischen Werbeagentur, der NOWLAND Organization, der Markt- und seit kurzer Zeit auch Wahlforschung betrieb und gerade dabei war, sich nach erfolgtem Aufbau von Niederlassungen in anderen europäischen Ländern auch in der Schweiz zu etablieren. In einem Angebotsbrief ging der Vertreter der Firma in der Deutschschweiz, Carl Bürgin, auf die Erwartungen von Bringolf ein: Die Partei wolle „der Verbreitung ihres Programms die besten Wirkungsbedingungen bei dem beeinflussbaren Wähler [sichern], der übrigens als typischer Vertreter


der als „Flugsand“ bezeichneten Masse angesehen werden darf“.

Dies sei durch neue Methoden erreichbar, „welche es ermöglichen, das Verhalten der Öffentlichkeit zu studieren und zu beeinflussen“.


Im Wahlkampf von 1959 kam ein neuer Wettbewerb zum Ausdruck: einerseits zwischen den Parteien hinsichtlich der Modernität ihrer Wahlkampfinstrumente und andererseits zwischen Umfragefirmen, die sich den wachsenden Markt bestehend aus Parteien, Verbänden, Unternehmen und bald auch Medien und Behörden aufteilen. Im gleichen Jahr wurde die Schweizerische Gesellschaft für praktische Sozialforschung (GfS) gegründet, mit der FDP und dem Schweizerischer Metall- und Uhrenarbeitnehmerverband (SMUV) neben zahlreichen Firmen, Wirtschaftsverbänden und Medien als

85 Ebd.
86 Ebd.
87 Ebd., Geschäftsleitung, 24.01.1959.
88 Ebd.
89 Ebd.
91 Vgl. dazu Kap. 4.2.1.
erste Mitglieder.92 Nach dem Modell der damals bereits zwei Jahrzehnte existierenden Gesellschaft für Marktforschung sollte die GfS laut ihrem Gründer Werner Ebersold in der „vielfältigen, unübersichtlichen, vermassten“ Gesellschaft dabei helfen, „diese Vielfalt gedanklich zu ordnen, die Masse zu durchblicken, das Gefüge ‘transparent’ zu machen, ein umfassendes, repräsentatives Echo zu erhalten auf die eigenen Massnahmen“.93

Demoskopie als neue Öffentlichkeit?

Es erforderte aber den Einsatz der Medien, welche bereits seit einigen Jahren ein Interesse für Marktforschung gezeigt hatten, damit die Demoskopie Anfang der 1960er Jahre in eine neue Phase eintreten konnte.94 Aus den vertraulichen Sitzungen der Firmen, Wirtschaftsverbände und Parteien drang nun die Konsultation von Umfragen in die Öffentlichkeit. Ein Meilenstein in dieser Richtung stellt eine Umfrage zu den Wahlen von 1963 dar, welche das Basler Marktforschungsinstitut Konso im Auftrag von sechs Tageszeitungen und unter der Leitung von Erich Gruner durchführte.95 In der Broschüre zur Umfrage lieferte Gruner ein Plädoyer für einen offenen Umgang mit der Demoskopie in der Schweiz, in welchem er sowohl ihre verdeckte Existenz anerkannte, als auch ihre potentielle Wirkung, um die gegenwärtigen Wähler besser zu erreichen:


92 Ende 1959 lud die GfS sogar die SP ein beizutreten und führte dafür die Mitgliedschaft der FDP als Argument an. Die SP lehnte dieses Angebot zunächst ab. SSA Ar 1.112.11, Brief der schweizerischen Gesellschaft für Sozialforschung an Benno Hardmeier, 10.12.59; Mitgliederverzeichnis der SGfS, 1959.
politischen Parteien nähern sich einander so sehr, dass man von einem ‚Profilverlust der politischen Parteien‘ spricht. Dieser tiefgreifende Wandel des politischen Lebens führt naturgemäß auch zu völlig neuen Methoden der Werbung." 96

Angesichts dieser Veränderungen der politischen Kommunikation solle man, so Gruner, damit aufhören, das Votum des Souveräns wie eine „Naturkatastrophe“ zur Kenntnis zu nehmen. 97 Zwar sei der Reiz von Wahluntersuchungen aufgrund der Stabilität der Wahlergebnisse geringer als bei Abstimmungen. Die Demoskopie könne aber besser als die traditionelle Wahlstatistik die sich in dieser Zeit schnell verändernden „Motive“ der Wähler beleuchten. 98 Er sah in der Demoskopie sogar die Möglichkeit, die Willensäußerung selbst in der Schweiz zu verbessern:


96 Ebd., S. 5f.
99 Ebd., S. 6.
100 Voici comment les instituts de sondage peuvent faire de vous un „Suisse moyen“, in: Gazette de Lausanne, 04.01.1961.
Hinter dem Widerstand gegen die Demoskopie steckte dabei nicht zuletzt das Argument, dass die Schweiz als direkte Demokratie keine Demoskopie brauche, oder sogar davon bedroht werden könne, wie Max Imboden es formulierte:

„Die Meinung des Individuums wird mit der Meinung der für die Gemeinschaft repräsentativen Personen konfrontiert; den unreflektierten Anliegen des Einzelnen werden als läuternde Gegenkräfte die sich nur in einem Prozess innerer Selbstüberwindung erschliessenden Anliegen der Gemeinschaft gegenübergestellt: das allein bleibt demokratische Meinungsbildung. In der Technik der Volksumfrage, in der blossom statistischen Erfassung vorgegebener und unreflektierter „Meinungen“ droht heute die wahre Demokratie zu ersticken.“

Innerhalb der Parteien verbreitete sich hingegen ein Pragmatismus den Umfragen gegenüber. Sogar in der Roten Revue warb der Journalist Martel Gerteis 1964 auf der Basis unveröffentlichter Umfrageergebnisse anonymer Auftraggeber für die Möglichkeiten der Meinungsforschung, um das „Image“ der Partei in der Bevölkerung besser zu verstehen und gegebenenfalls zu korrigieren. Denn die Sozialdemokraten würden auf den „Mann von der Strasse“ alt oder sogar unmodern wirken: „Ja, der Willy Brandt, das wäre ein Typ, aber in der Schweiz haben sie nicht allzu viel anzubieten“.

Allgemein schwanke aber das Interesse für die Parteien und die Politik: „Man ist gegen den Kommunismus, für ‚Leute wie Kennedy‘, für den Gewässerschutz, gegen die Luftverpestung, gegen die Italiener… aber im Übrigen will man in Ruhe gelassen werden“. 105


105 Ebd, S. 124f.
106 Zu dieser Diskussion vgl. Kap. 2.

144
fürchten], der soeben aufwacht". Zugleich sei sie selbst für das „politische Selbstbild der Schweiz“ hilfreich.

**Umfragen als Muss im Wahlkampf von 1971**


„Die wissenschaftlichen Analysen politischer Einstellungen und politischen Verhaltens haben in den letzten Jahren stark an Bedeutung gewonnen. Sie sind ebenso wenig aus dem öffentlichen Leben wegzudenken wie Konjunkturanalysen oder -prognosen und Bevölkerungsprojektionen."

Infolgedessen konnten sich die CVP-Parteikader auf die Legitimierung durch diese Studie bei der Annahme ihres Wahlkampfkonzeptes durch den Leitenden Ausschuss stützen, selbst wenn der Parteisekretär Hans Niemetz insistierte, dass es sich dabei „nicht um einen Entscheidungsersatz, ...

109 Ebd. Schmidtchens Argumentation bewegt sich tatsächlich geschickt zwischen der Betonung des Nutzens der Demoskopie für die ermüdete Schweizer Demokratie und der zusichernden Wiederholung des Sonderfallcharakters der Schweiz. Dies fällt insbesondere im Vergleich zu den bundesdeutschen Diskussionen auf, in welchen die Demoskopie im Gegenteil als Kontrollsystem gegenüber einem nicht zuverlässigen Volk fungierte.
111 So zitierte die waadtländische FDP eine von der Wirtschaftsförderung beauftragte GiS-Umfrage, welche insbesondere die Bedeutung des Umweltschutzes bei vielen Wählerinnen betonte, ACV PP 552/208, Bulletin du PRDV, 24.06.1971.
112 StABS 947 D17.1, Generalsekretariat der CVP: Vertraulicher Bericht, Das politische Bewusstsein in der Schweiz, 1970.

Paradoxe Allgegenwärtigkeit der Demoskopie im Wahlkampf von 1983

In der Folge war der Wahlkampf von 1983 von einer Allgegenwärtigkeit der Demoskopie gekennzeichnet. Lange vor den Wahlen interessierten sich nun die Medien für die in Deutschland bereits seit 1949 etablierte „Sonntagsfrage“, selbst wenn ihre prognostische wie auch symbolische Kraft sich als geringer als im Nachbarland erwies, da sie die Mandatsverschiebungen zwischen Parteien aufgrund des komplexen Wahlsystems nicht fein genug voraussagen konnte.118 Im Herbst 1983 veröffentlichte der Blick sogar jede Woche eine Isopublic-Prognose der zu erwartenden

Wahlprognosen, welche auch zunehmend anhand jüngster Wahlergebnissen in Schlüsselkantonen gemacht wurden, zirkulierten stetig zwischen Medien und Parteien. Sie kamen dabei sicherlich einem Bedürfnis nach, da die verstärkte Volatilität und Stimmenthaltung der Wählerschaft die Wahlergebnisse unsicherer machte. Die Unsicherheiten und Schwankungen der Wahlprognosen trugen auch dazu bei, die in der Schweiz normalerweise geringe Spannung im Vorfeld der Wahlen ein wenig zuzuspitzen. Der unerwartete Tod des populären Bundesrates Willy Ritschard im Oktober 1983 wurde im Blick sogar als nachträgliche Erklärung dafür aufgeführt, weshalb die SP mehr mobilisieren konnte, als die von ihm veröffentlichten Umfragen es vorausgesagt hatten.121


---

119 Année politique suisse, 1983. Das Isopublic Institut für Markt und Meinungsforschung war der Beauftragte des älteren ISOP für die konkrete Durchführung der Umfragen.
123 Ebd.
124 Ebd.
125 Ebd.


---

128 Ebd.
130 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 29./30.01.1983; 27.04.1983; Parteivorstand, 28.02.1983.
Argumentation, hinter welcher wohl der CVP-Sekretär Hans-Peter Fagagnini stand, selber Politikwissenschaftler, betonte die begrenzte Repräsentativität der Umfrage und ihre folglich geringe Voraussagekraft. Dabei hatte sich die gleiche Partei doch auf eine andere Umfrage des ISOP gestützt, um die Kantonalparteien mit dem angeblichen „Vertrauensvorschuss“ der Partei bei den WählerInnen zu trösten.


2.2. Werbeberater im Wahlkampf

Ebenso wie die Demoskopie ist die Geschichte der politischen Werbung als professionelles Feld vor den 1990ern Jahren wenig erforscht. In einem auf die 1980er Jahre zurückblickenden Artikel nannte

---


Victor Cohen und die Propaganda für die „sozialistische Idee“


138 SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: Reflexionen zu Propaganda, Propaganda für die sozialistische Idee, (Entwurf), März 1943.
139 SSA Ar 1.111.11, Parteivorstand, 16.08.1947.
ihren Inhalt herausstrich: Sie seien „keine Broschüren, sondern Programme, mit denen wir an die Öffentlichkeit müssen“. Mit Cohens Plan war die SP den anderen Parteien weit voraus: Keine andere Partei leistete sich 1947 eine Kampagnenberatung.

Wirksame und wünschenswerte politische Werbung?


---

140 Ebd.
Organisatorisch gesehen waren es nach wie vor unabhängige Künstler und Graphiker, die die Plakate und Bilder für die Inserate entwarfen. Keine Partei liess ihre gesamte Wahlkampagne von externen Experten konzipieren, wie es die SP mit Victor Cohen 1947 noch getan hatte. Unklar blieb tatsächlich, ob eine professionalisierte Werbung für eine Wahlkampagne entscheidend sei, also ob sie überhaupt einen Einfluss auf das Wahlergebnis haben konnte – die junge internationale Politikwissenschaft ihrerseits lehnte jedenfalls einen solchen Einfluss klar ab.\textsuperscript{145}

Trotz dieser Vorbehalte verbreitete sich die Vorstellung, dass die Parteien in Zeiten eines steigenden politischen Desinteresses mehr denn je auf ein professionelles Werbewissen für ihre politische Kommunikation angewiesen waren, insbesondere in den wettbewerbsintensiven Wahlkontexten wie etwa im Kanton Zürich.\textsuperscript{146} Die Erfolge des LdU in den 1960er Jahren, der sich früh auf die Verkaufspychologie für seine emotionalen, visuell starken Kampagnen gestützt hatte, schienen diese Entwicklung weiter zu legitimieren. Diese Vermarktung der Politik wurde aber zunehmend zur Zielscheibe der Kritik in der Öffentlichkeit.\textsuperscript{147} Manche Parteien schützten sich davor, indem sie ihre eigenen Praktiken von der Werbung distanzierten, so die Zürcher Freisinnigen 1971 anlässlich einer Pressekonferenz:

\begin{quote}
„In der Überzeugung, dass für eine Partei nicht auf gleiche Weise geworben werden kann wie für ein Waschmittel, hat die Freisinnig-demokratische Partei des Kantons Zürich bisher stets darauf verzichtet, die Propaganda einer Werbeagentur zu übertragen. Die parteiinterne Propagandakommission, die unter der Leitung des Parteisekretärs arbeitet, verfügt zwar für die technischen Fragen über Fachleute aus der Werbebranche, legt aber alle wesentlichen Einzelheiten der Kampagne selbst fest. Die Absicht, mehr Information und weniger Propagandaslogans zu vermitteln, sowie das Bestreben, mit dem Wähler ins Gespräch zu kommen, sind seit längerer Zeit massgebend für die freisinnig-demokratische Propagandaarbeit.“\textsuperscript{148}
\end{quote}

Dabei hatte diese Kantonalpartei eigentlich besonders früh mit Werbeexperten zusammengearbeitet, bereits bei den Kantonalratswahlen 1959 mit der PR-Agentur von Robert Eibel.\textsuperscript{149} Wie bezüglich der Demoskopie ging es dieser Partei darum, die Verwissenschaftlichung des Wahlkampfs intern so voranzutreiben, dass sich die Politiker weiterhin als Hauptgestalter einer möglichst bürgernah und


\textsuperscript{149} Werner: Für Wirtschaft und Vaterland, 2000, S. 285ff.
unprofessionalisierter politischen Kommunikation darstellen konnten. Selbst auf diese Weise internalisiert war das Werbewissen umso notwendiger geworden, da es Lösungen für die in den „Image“-Umfragen diagnostizierten „Profilneurose der Parteien“ bieten konnte.150

Leitmotive oder Hypnose?


151 SSA Ar. 1.110.61, Geschäftsleitung, 2.03.1971.  
153 ACV PP 225/38, Comité directeur, 7.06.1971.
schliessen – war den meisten Parteiakteuren das werbestrategische, durchaus entpolitisierte Denken der Kampagnenrichtlinien weiterhin fremd.


166 Cassidy; Loser: Der Fall FDP, 2015, S. 37.
wissenschaftlichen Leitung von Gerhard Schmidtchen und veröffentlicht im *Tages-Anzeiger* zeigte ferner, dass die FDP-Werbung bei den Wählenden am meisten Beachtung fand.\textsuperscript{167} Dieser Fall einer werbeintensiven und erfolgreichen Kampagne prägte die Kommunikationspraktiken der kommenden Jahre: Laut dem Handbuch *Wahlkampf von A bis Z* des Werbeberaters Klaus Stöhlker hätten diese Wahlen den bürgerlichen Parteien gezeigt, wie sie mit einem „zeitgemässen Wahlkampf“ Stimmen gewinnen könnten.\textsuperscript{168} Diese Werbeoffensive sei dabei umso legitimer gewesen, weil sie zur Bürgernähe beigetragen und somit eine demokratische Pflicht erfüllt habe.


„*Zeitgemässer Wahlkampf*“


\textsuperscript{168} Stöhlker; Graf: Wahlkampf von A bis Z, 1981, S. 1f.

\textsuperscript{169} Ebd., S. 199; 381.


Organisation der schweizerischen Kundgebung im Oktober 1983.172 Die Expertise der Agentur sollte also der Partei dazu verhelfen, ihre ganze Organisation für die Kampagne vorzubereiten. Dabei arbeiteten manche Kantonalparteien zusätzlich mit eigenen Werbeberatern: Bei den Zürcher Freisinnigen betreute mittlerweile die Farner-Agentur die Nationalratswahlkampagne, während die Ständeratskampagne sowie manche Nationalratskandidierende ihre eigenen Berater hatten.173 Der Einsatz von Professionellen aus der Werbebranche war bei dieser Kantonalpartei besonders ausgeprägt, aber auch viele grosse und mittelgroße Kantonalparteien in Zürich oder in der Waadt arbeiteten nun mit eigenen Beratern, die insbesondere ihre immer umfangreicheren Inseratenkampagnen koordinierten. Dass eine solche Expertise in diesen Kantonen notwendig erschien, zeigte sich darin, dass selbst die finanzschwachen Waadtländer und Zürcher Sozialdemokraten mit (ehrenamtlichen) FachspezialistInnen zusammenarbeiteten.174

Für die Mutterparteien schien die Zusammenarbeit mit Werbeberatern folglich umso wichtiger, um den Kantonalparteien trotzdem eine zwar kantonal anpassbare, aber verbindende, einheitliche Linie vorschlagen zu können. Die CVP beauftragte dafür die Sankt Galler Agentur FU&L Werbe AG mit der Kampagnenplanung für die Deutschschweiz und zwei Korrespondenten in Freiburg mit der Anpassung der Kommunikation und der Koordination für die Westschweiz.175 Damit entlastete sich die Mutterpartei von einem grossen Teil der konkreten Kampagnenorganisation, vor allem von der Planung der nationalen Inserate und der Logistik der Kampagnenmaterialien, welche die Werbeagentur nun den Kantonalparteien direkt via Katalog anbot. In diesem wurde die Zusammenarbeit mit Werbeberatern gerade mit der Möglichkeit begründet, für die Kantonalparteien Zeit und Kosten zu sparen. Es wurde auch betont, dass „[la] publicité n'est pas tout dans une campagne électorale; mais sans publicité, une campagne n'en est pas une.“176 Dieser pragmatische Umgang mit der politischen Werbung lässt sich auch darin bemerken, dass die CVP eine gewisse Distanz zu ihrer Agentur beibehielt und sich für den Inhalt der Kampagne weiterhin auf ihr internes Wissen stützte: In

173 StAZH WII 13.483, Parteivorstand, 16.03.1983.
seiner Einschätzung einer Infosuisse-Umfrage riet somit der Politikwissenschaftler Leonhard Neidhart der CVP davon ab, die Verfassung von Wahlkampfbriefen einem PR-Büro zu überlassen.\footnote{PA CVP CH W (2), Neidhart, Leonhard: Anmerkungen zur Infosuisse-Studie, 12.08.1982.}


3. Entscheidungsfindung im Wahlkampf


Das „hochpolitische Jahr“ 1947

Der Wahlkampf von 1947 krönte, in den Worten des FDP-ParteiPräsidenten Max Wey, ein „hochpolitisches Jahr“ mit drei historischen Abstimmungen.\footnote{BAR J2.322-01 2009/263_2, Zentralvorstand, 18.01.1947.} Dabei lässt sich hier bereits ein komplexes Zusammenspiel zwischen direktdemokratischen und repräsentativen Wahlprozessen beobachten, bei welchem Letztere nicht per se untergeordnet waren. So beharrte die SP gegen den
Wunsch des Bundeskomitees des SGB auf ihrer eigenen staatsplanerischen Initiative *Wirtschaftsreform und Rechte der Arbeit* im Hinblick auf den Wahlkampf, als die Bürgerlichen sie zum Rückzug bewegen wollten, um damit den Erfolg des obligatorischen Referendums über den Wirtschaftsartikel nicht zu gefährden. Die SP forderte sogar die Kantonalparteien und Sektionen auf, ihre gesamte politische Tätigkeit samt den Abstimmungskampagnen des Frühjahrs 1947 auf die Nationalratswahlen zu orientieren. Die Freisinnigen ihrerseits verbanden die Abstimmungen des 7. Juli zu den Wirtschaftsartikeln und vor allem zur AHV mit ihren Wahlfreundlichkeiten Ende Oktober, so Parteipräsident Max Wey:

„Die Altersversicherung muss angenommen werden. Man kann heute *vom kleinen Mann* nicht verlangen, dass er für die private Wirtschaft eintritt, wenn sie ihn in den Tagen des Alters sich selbst überlässt. […] *Die Annahme der AHV wird für uns auch eine wertvolle Grundlage für den Kampf um die Nationalratswahlen sein; denn das wird in unserm Parteivolk wirken.*“


Bei der KCVP hatte die AHV-Abstimmungskampagne die internen Konflikte zwischen Konservativen und Christlichsozialen sichtbar gemacht: Während sich die Christlichsozialen mit dem Parteipräsidenten Josef Escher für die AHV engagierten, nahm der konservative Parteiflügel, darunter Redaktoren der Parteipresse wie der Zentralsekretär Martin Rosenberg selbst, öffentlich Stellung dagegen. Nach langen Diskussionen ist die Partei dem AHV-Aktionskomitee trotzdem beigetreten. Für den kommenden Wahlkampf stellte sich also mehr denn je die Herausforderung der inneren Spaltungen der Partei. Bereits im Frühjahr 1946 hatte Martin Rosenberg das Zentralkomitee auf die Bedeutung der Wahlen hingewiesen:

„Es kann sich niemand des Eindrucks erwehren, dass wir *durch den Willen der Linksparteien* schon heute mitten in der Auseinandersetzung stehen, die in den National- und Ständeratswahlen vom Herbst 1947 *ihren Abschluss* finden werden“.

---

181 ACV PSV PP 225/8, Secrétariat central: Directives pour les élections au Conseil national 1947, [1946].
183 SSA Ar 1.111.11, Geschäftsleitung, 22.03.1947.
185 BAR J2.181 1987/52_21_175, Einladung zur Sitzung des Zentralkomitees am 22.02.1946 und 9.03.1946.


---

190 Ebd.
191 BAR J2.181 1987/52_60_528, Brief der Zürcher Partei an das Sekretariat der KVP, 21.02.1948.
192 SSA Ar 1.111.11, Parteivorsitz, 15.02.1947 (Konferenz der Präsidenten und Sekretäre November 1946).
193 SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: SPS-Propaganda-Plan 1946-47 (Entwurf), [1946].
194 So seine Einschätzung im Jahr 1943, SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: Reflexionen zu Propaganda, Propaganda für die sozialistische Idee, (Entwurf), März 1943.

Die FDP blickte bei ihrer Wahlkampfplanung über den Tellerrand und der Vergleich mit der SP fiel dabei nicht zur Zufriedenheit aus. Den Freisinnigen Parteikadern schien tatsächlich die Beobachtung der politischen Gegner besonders wichtig. Gewiss als Relikte der Zwischenkriegs- und Kriegsstimmung herrschte bei der FDP ein Klima des defensiven Argwohns gegenüber den anderen Parteien. Der Sekretär der Zürcher FDP Albert Hauser befürwortete sogar einen „politischen Nachrichtendienst“ folgendermassen:


Auch wenn hingegen für den FDP-Präsident Max Wey „das Entsenden von Vertrauensleuten ins gegnerische Lager […] äusserst gefährlich“ sei,201 bemühte sich die Partei im Frühjahr tatsächlich

199 SSA Ar 1.111.11, Geschäftsleitung, 18.09.1947.
201 Ebd.

„Die Finanzen bilden das ewige Sorgenkind des Freisins. Die Sozialdemokraten verfügen über reiche Gewerkschaften, die KK [sic] über Kloster und Vereine und der Freisinn über reiche Leute, die nichts geben“205

Obwohl diese Aussage in Bezug auf manche Kantonalparteien und Kandidierende, die viel Propaganda unternahmen, zu nuancieren ist, entsprach sie der begrenzten Handlungsfähigkeit der Mutterpartei im Wahlkampf. Konsens schien gleichwohl darüber zu herrschen, dass „das Schwergewicht im Wahlkampf und in der Propaganda […] bei den kantonalen Parteien liegen [muss], deren Anstrengungen die schweizerische Parteileitung nach Möglichkeit zu unterstützen hat“, so der Parteipräsident selber.206 Ein Minimum an einheitlicher nationaler Propaganda wurde offensichtlich doch als notwendig erachtet, da sich die Kantonalparteien auf ein gemeinsames Manifest und Plakat einigten. Intensiv wurde allerdings diskutiert, wieviel Platz den kantonalen Besonderheiten, insbesondere den nach wie vor sehr unterschiedlichen Parteibezeichnungen, auf den Plakaten gelassen werden sollte.207 Gerade die Schwäche der Mutterpartei erklärte aber die Mängel der freisinnigen Kampagne gegenüber jener der SP. Auf die Anregung, eine nationale Inseratenkampagne im Sinne der SP-Inseratenserie durchzuführen, reagierte der Parteipräsident ablehnend mit dem Hinweis auf die mangelnden Ressourcen der Mutterpartei, weshalb Inserate Sache der Kantonalparteien bleiben

206 Ebd.
207 Ebd., 8.05 und 8.08.1947.
sollten. Die Parteieliten waren sich auch ihres Mangels an Vertrauensleuten im Vergleich mit den milieustarken KVP und SP, bewusst.


Wahlkampfs und die Offensive der Linksparteien (SP, aber auch PdA und LdU) den bürgerlichen Parteien Anlass gaben, ihre Kampagnenplanung zu überdenken.

Zwischen lauer Stimmung und „amerikanischen“ Plakaten


218 ASTi 3.3.3 74.2.1, Parti radical-démocratique suisse: Notre chemin. Guide pour les élections fédérales 1951, 1951.
220 Escher: Rückblick auf die Nationalratswahlen 1959, 1959, S. 310.


225 BAR J2.322-01 2009/263 _14_51, Geschäftsleitung, 2.05.1958 (Alfred Schaller).
229 PA SVP BE 6.2.20, Aktionskommission für Nationalratswahlen (1959), 1955.
230 PA SVP BE 1.62.3, Geschäftsleitung der Schweizer BGB, 18.03.1959; Einladung zu einer Sekretärenkonferenz am 18.06.1959, 10.06.1959.
231 PA SVP BE 1.62.3, Geschäftsleitung der Schweizer BGB, 18.03.1959.
233 Wie die finanziellen Arrangements zwischen der Freiburger BGB und der Mutterpartei beweisen: So entschädigte die Mutterpartei dem Freiburger Parteisekretär und Staatsrat Georges Ducotterd 50 Franken für seine Übersetzung der Wahlzeitung, was zugleich als Beitrag für den Freiburger Wahlkampf dienen sollte. Während die Freiburger Bauernpartei nämlich sehr begrenzte Mittel zu Verfügung hatte, existierte immerhin ein
Insbesondere im Kontrast zur FDP erwies sich die SP-Kampagne von 1959 als weniger aufwendig als 1947. Die nationale Geschäftsleitung plante den Wahlkampf erst Anfang 1959 und der Parteipräsident Walther Bringolf schlug ein eher „traditionelles Vorgehen“ vor: Das nun vom erfahrenen Sekretär Fritz Escher und einem jüngeren Adjunkten geleitete Sekretariat solle zusammen mit der Agitations- und Propagandakommission der Partei für „das Nötige“ sorgen.\textsuperscript{234} Die Mutterpartei stützte sich also auf langjährige Strukturen und Ressourcen. Eschers Kampagnenplan beschränkte sich auf eine landesweite Haushaltsflugschrift und ein landesweites Plakat. Inserate der Nationalpartei erschienen nur in einigen Sportzeitungen und nicht wie 1947 im \textit{Beobachter}, was mit zu hohen Kosten begründet wurde.\textsuperscript{235} Die Finanzen waren tatsächlich eine Dauersorge der Partei, die deshalb den Verkauf von Kampffondsmarken für den Wahlkampf organisierte.\textsuperscript{236} Gleichzeitig war aber die politische Stimmung in der Partei alles andere als optimistisch, was gerade die Mobilisierung der Basis für die Parteifinanzen und schlussendlich für die Wahlen erschweren sollte. Neben den Unstimmigkeiten um die 1958 entstandene Anti-Atom-Bewegung hatte auch die LdU-Initiative für die gesetzliche Einführung einer Vierundvierzigstundenwoche die Arbeiterbewegung tief gespalten.\textsuperscript{237} Die späte Lancierung einer Initiative zur Arbeitszeitbeschränkung zusammen mit dem SGB maskierte die Entmutigung der Parteibasis vor den Wahlen nur bedingt.\textsuperscript{238} Die traditionelle Koordinationsarbeit der Mutterpartei für die Basismobilisierung wurde insofern nötiger denn je, stiess aber auf einen geringen Enthusiasmus. Vielmehr strebten die Parteispitzen die Annahme des neuen reformistischen Programms noch vor den Wahlen an. Anlässlich des Parteitages von Winterthur im Mai blockierte die Geschäftsleitung Anträge von Sektionen, welche eine spätere Verabschiedung des Programms verlangten, um mehr Zeit zur Diskussion zu haben.\textsuperscript{239} Der Wahlkampfkontext führte also zu einem Kontrollbedürfnis der Parteispitzen gegenüber jeglicher Unstimmigkeit, was aber die interne Stimmung weiter verschlechterte.

Bei der KCVP waren 1959 die Meinungsunterschiede zur Wahlkampfdurchführung noch grösser. Die Partei befand sich seit Anfang der 1950er Jahre im Aufwind und der mittlerweile allgegenwärtige Zentralsekretär Martin Rosenberg hatte sie in wachsendem Masse national organisiert, nicht zuletzt durch den Aufbau eines straffen Informationssystems innerhalb der Partei: Die „Vertrauensmänner“ bekamen direkt von der Mutterpartei eine Schriftenserie, welche sie, so Rosenberg, wie eine

\textsuperscript{234} SSA Ar 1.110.49, Geschäftsleitung, 24.01.1959.
\textsuperscript{235} SSA Ar 1.111.13, Parteivorstand, 29.08.1959.
\textsuperscript{236} SSA Ar 1.230.6, Brief des Zentralsekretariates an die Sektionen, 14.10.1959.
\textsuperscript{238} SSA Ar 1.110.49, Geschäftsleitung, 23.09.1959.
\textsuperscript{239} SSA Ar 1.111.13, Geschäftsleitung, 18.04.1959.
„Kartothek“ behalten sollten.\textsuperscript{240} Um seine ambitionierten Wahlziele zu erreichen, beharrte Rosenberg bei den Kantonalparteien auf einer einheitliche Kampagne unter dem Motto der „christlichen Demokratie“.\textsuperscript{241} Während die Führungsinstanzen Rosenbergs Plan weitgehend zustimmten, drückten einige Kantonalparteien ihre Unsicherheiten gegenüber der konfessionsoffenen Strategie der christlichen Demokratie aus. Gerade auch die Zentralisierung der Kampagne um diese umstrittene, „allzu stark strapazierte“ Parole wurde parteiintern in Frage gestellt.\textsuperscript{242} Laut Rosenberg habe die Sankt Galler Kantonalpartei öffentlich erklärt, „Wahlplakate seien ‚amerikanisch‘ und stiessen die Bürger ab, weshalb man darauf verzichte“.\textsuperscript{243} Für ihn belegte der Stimmenverlust der Kantonalpartei – circa 13000 Stimmen im Vergleich zu 195 – jedoch die Absurdität dieser Strategie. Nach den Wahlen befürwortete Rosenberg deshalb eine weitere Umorganisation des Wahlkampfs:

„Die bisherigen Erfahrungen zeigten immer wieder und der Wahlausgang 1959 bestätigte es erneut: \textit{Wahlerfolge müssen erarbeiten werden – unermüdliche Kleinarbeit auf lange Sicht. Mit einem ‚kurzen Wahlkampf‘ sind heute keine Wahlen mehr zu gewinnen, keine Fortschritte zu erzielen, höchstens noch Amtsinhaber zu bestätigen}. Gerade das genügt aber nicht in einer Wahlauseinandersetzung, bei der es darum ging, wählermässig sich an die Spitze der bürgerlichen Parteien zu stellen. […] Wir sollten in Zukunft dazu kommen, dass für eidgenössische Wahlen eine gewisse \textit{Einheitlichkeit} in der Kampfführung und in den Propagandamitteln sich durchsetzt, nur so kann auf schweizerischer Ebene eine Stimmung geschaffen werden, die sich an den Urnen auswirkt.“\textsuperscript{244}

Zu diesem Zweck betonte er die Führungsrolle, welche die schweizerische Partei insbesondere in den Bereichen Kommunikation und Schulungen auch ausserhalb der Wahlen übernehmen sollte. Denn selbst die kleinsten Kantonalparteien, mit wenigen oder nichtexistierenden Mandatschancen, besässen eine „Ehrenpflicht“ gegenüber der Partei, die nationale Wählerzahl zu erhöhen.\textsuperscript{245} Im Laufe der 1960er Jahre sollten sich seine Vorstellungen eines nationalisierten und verlängerten Wahlkampfs allmählich durchsetzen.

\textit{Der „spannendste Wahlkampf in diesem Jahrhundert“?}


\textsuperscript{240} BAR J2.181 1987/52_164_1280, KCVP: Politische Dokumentationen, 1959.
\textsuperscript{242} BAR J2.181 1987/52_24_243, Leitungausschuss und Fraktionsvorstand, 28.11.59.
\textsuperscript{244} Ebd.
\textsuperscript{245} Ebd.


249 Vgl. dazu Kap. 5.2.2.
Im Nachhinein wurde vom Sekretär Aloïs Bertschinger eingeräumt, dass die Hauptgründe hierfür in einer nicht realistischen Planung und in der mangelhaften Kommunikation zu sehen seien.  

Die Uneinigkeit und die Handlungsblockaden in der Partei entstanden aber ferner auch aus den Befürchtungen vieler Parteikader, dass die Ablehnung der Überfremdungsinitiative durch die SP einen Teil der Arbeiterchaft entfremdet hätte, und dass die „Nationalen“ nun ihre Themen für den Wahlkampf diktieren und die SP sowie die Gewerkschaften weiter spalten würden. In einer Analyse kurz nach der Überfremdungsinitiative hatten der Zürcher SP-Sekretär Karl Gmünder und der Journalist Sebastian Speich gemeint, dass die SP deshalb „selbst die Wahlkampfdiskussion bestimmen“ solle, indem sie sich mit klaren Forderungen als echte Alternative darstelle. Nachdem die Zürcher SP im Frühling bei den Kantonalratswahlen einen Dämpfer gerade zu Gunsten der neuen rechtsextremen Parteien erlitten hatte, brachte Gmünder genau diese Strategie an die nationale Geschäftsleitung und plädierte für die Lancierung einer Initiative zur Verlängerung der Ferienzeit als Mobilisierungsmoment für den Wahlkampf:

„in den nächsten 3 Jahren [wird] sowieso eine solche Initiative beschlossen werden […] Findet man jetzt nicht den Mut dazu, so kann man für die Nationalratswahlen nichts mehr profitieren. Eine Ferieninitiative würde der Mobilisierung dienen, den gegenwärtig herrschenden Pessimismus mindestens neutralisieren und „symbolhaft“ zeigen, was die SP eigentlch will. Die Initiative brächte die „Nationalen“ in Zugzwang – sind sie dafür, liefen sie im Windschatten von uns, sind sie dagegen, zeigen sie ihr arbeitnehmerfeindliches Gesicht.“

Obwohl sie die Befürchtungen Gmünder bezüglich der Anziehungskraft der Nationalen bei der Arbeiterchaft teilten, widersetzten sich andere Mitglieder der Geschäftsleitung „Gmünder „Evangelium der Flucht nach vorn“. Mangels einer klaren gemeinsamen Linie wählten die Kantonalparteien ihre eigenen Schwerpunkte für die Kampagne, so die Zürcher SP mit der Lancierung einer Initiative zur Weiterbildung, welche sich an verunsicherte ArbeiterInnen richtete. Bei dieser Diskussion liess sich dabei auch die schwierige Position der SP zwischen Bundesrat und Opposition spüren: Gmünder forderte diesbezüglich ein, dass die SP „endlich über einen ‚Reaktionsverein‘ hinauswachse“.


---

255 Ebd.
256 SSA Ar 27.660.1, Inserat „Mit 40 nicht beim alten Eisen: Rechtsanspruch auf Weiterbildung und Umschulung für jeden Erwachsenen“, [1971].

Die FDP ging an den Wahlkampf von 1971 eher optimistisch gesinnt heran und konnte sich auf die langjährige Erfahrung Leuenbergers sowie die bewährten Organisationsmodi der letzten zwei Kampagnen stützen.263 Dabei blieb die Aufteilung der Entscheidungsbefugnisse ähnlich wie bereits 1959, nur dass die nationalen Parteispitzen einen stärkeren Wunsch nach Zentralisierung ausdrückten.264 Auch die Unterteilung der Mutterpartei in viele Ausschüsse blieb erhalten, nun widmeten sich aber mehrere dieser Ausschüsse speziell der Kampagne.265 Von Sommer bis Herbst 1970 wurde das Kampagnenkonzept fertiggestellt, was Leuenberger positiv hervorhob: „Noch nie lag bei eidgenössischen Wahlen das Propagandakonzept der schweizerischen Partei so frühzeitig, so umfassend und so detailliert vor.“266 Dies sei sowohl für die Kantonalparteien eine Hilfe als auch eine Chance des Freisims gegenüber den Gegnern. Das Konzept von Küng sah die Propagandatätigkeit im


170
Wahljahr als ein „geschlossenes Ganzes“, von der Abstimmungskampagne um das Frauenstimmrecht Anfang des Jahres, während welcher die Partei mit Plakaten und Inseraten für sich auch werben solle, bis zur eigentlichen Wahlkampagne im Oktober 1971.\textsuperscript{267} Die Mutterpartei visierte im Gegenzug eine moderate Nationalisierung der Kampagnenmassnahmen an, blieb diesbezüglich aber sehr vorsichtig. Ein einheitliches Erscheinungsbild bei der Kommunikation sei zwar wünschenswert, da es Einheit zeige und die Kampagnenplanung sowie die Kosten rationalisiere. Das Konzept verfolge aber „in keiner Weise den Zweck […], die Initiative der einzelnen Kantonal- und Ortsparteien zu bremsen oder gar eine Art Propagandadiktatur zu errichten. Die Vereinheitlichung der Wahlpropaganda bedeutet auch nicht eine sture Schematisierung, wie sie zeitweise von andern, bedeutend zentralistischer organisierten Parteien praktiziert wird.“\textsuperscript{268}

Tatsächlich überliessen sowohl die Koordinationsarbeit der Mutterpartei als auch Küngs Plan den Kantonalparteien einen bedeutenden Handlungsspielraum. Jene Kantonalparteien, welche in den letzten Jahren bereits neue Werbeträger eingesetzt hatten, wurden lediglich eingeladen, diese mit der neuen graphischen Linie der nationalen Partei in Einklang zu bringen. Sie konnten auch das Programm der Mutterpartei an kantonale Schwerpunkte anpassen. Die Mutterpartei gab zwar Richtlinien für ihre interne Organisation aus, insbesondere zur Aktivierung der Sektionen im Wahlkampf, diese kamen in den Kantonalparteien aber gut an.\textsuperscript{269} Insgesamt folgen die meisten Kantonalparteien den Empfehlungen der Mutterpartei: So begannen sie bereits im Herbst 1970 mit der Vorbereitung und konnten bei den häufigen Konferenzen der Sekretäre über ihre Massnahmen berichten.\textsuperscript{270} Das Prinzip einer nationalen Kampagnenkoordination stiess somit durchaus auf Konsens bei den Kantonalparteien, welche den Grossteil der angebotenen Kommunikationsmaterialien der Mutterpartei übernahmen.\textsuperscript{271}

Die Tessiner Kantonalpartei bildete hier einen paradoxen Fall. Ihre Parteikader, die selten an den interkantonalen Treffen vertreten waren, thematisierten den Nationalratswahlkampf erst nach den Tessiner Kantonalwahlen im Sommer 1971 und waren danach viel mit den Nominierungsprozessen beschäftigt. Die Kantonalpartei übernahm folglich die Wahlmaterialien der Werbeagentur ohne größere Diskussionen und kümmerte sich von da an hauptsächlich um die Übersetzung und Anpassung des Wahlmanifestes für die Tessiner Wähler.\textsuperscript{272} Schlussendlich diente also das mangelnde Interesse der Tessiner Partei an den Nationalratswahlen der Zentralisierung der Kampagne.


\textsuperscript{269} So in der waadtländischen FDP, welche ihr Terrain mittels Sektionenbefragungen erkundete und eine sehr präzise Arbeitsaufteilung zwischen den verschiedenen Parteibenen vorsah, ACV PP 552/208, Brief der waadtländischen FDP an die lokalen Propagandaverantwortliche, 12.08.1971.

\textsuperscript{270} Z.B. BAR J2.322-01 2009/263_17_52, Konferenz der kantonalen Sekretäre, 18.01.1971.


\textsuperscript{272} ASTi 3.3.3 23.3.2, Direttiva cantonale, 9.07.1971.
In gewisser Weise wurden die Tessiner Kampagnen (bei der FDP wie bei den anderen Parteien) für Bern aufgrund der stärkeren Zentralisierung aus Bern geführt, was mit der lauen Wahlkampfstimung im Kanton trotz der Bedeutung dieser Wahlen auf eidgenössischer Ebene zusammenpasste.\textsuperscript{273}

Der Wahlbericht des FDP-Generalsekretariates beklagte im Nachhinein, dass manche Kantonalparteien die Richtlinien und Vorschläge zu lange diskutiert oder zu spät angewendet hätten. Um mehr Einheitlichkeit zu erreichen, könne „das freiwillige System zum Einspuren auf ein Aktionskonzept […] nicht aufrechterhalten bleiben“.\textsuperscript{274} Dies verband das Generalsekretariat mit der Frage einer möglichen Parteireform nach dem Vorbild der CVP: Die Mutterpartei sollte insbesondere neue Kompetenzen im Bereich politischer Kommunikation erhalten, wobei dies mit einer Demokratisierung einhergehen sollte. Zudem rechtfertigte der Bericht das Prinzip einer weiteren Intensivierung und Nationalisierung der Kampagne folgendermassen:

„Die allgemeine Verlagerung der politischen Aktualität auf eidgenössische Probleme, bedingt im Sachzwang, die modernen Kommunikationsmittel, die Lebensgewohnheiten und andere mehr heben die Bedeutung der Aktionen auf schweizerischer Ebene in ganz besonderem Masse. Die Zeiten, in denen eidgenössische Parlamentarier und politische Prominenz nach der Septembersession vor den Wahlen Urlaub von der eidgenössischen Politik zur Bewältigung des Wahlkampfs in ihrem Kanton nehmen konnten, dürfte ein für alle Mal vorbei sein. Es ergibt sich deshalb zwangsläufig, dass neben den nach wie vor wichtigen Aktionen in den Kantonen der Wahlkampf in vermehrtem Masse auch auf gesamt schweizerischer Ebene geführt wird.\textsuperscript{275}"


\textsuperscript{273} Wie die anderen Tessiner Parteien sowie die Medien bemerkten. ASTi FPC 01 20.4.1, Comitato Cantonale, 27.11.1971; Tessiner Pressestimmen. Von der Kirchtturmpolitik zur Gesamtschau, in: Neue Zürcher Zeitung, 03.11.1971.


\textsuperscript{275} Ebd.

gemeinsame politische Linie reflektieren sollte. Die NZZ kommentierte, dass es eigenartig sei, ein Programm erst nach den Wahlen vorzuschlagen. 277 Neben diesem Programm veröffentlichte die Schweizer Partei für ihre Kampagne lediglich noch Informationsmaterialien für Kandiderenden aber kein gesamtschweizerisches Plakat. Die Kantonalparteien arbeiteten deshalb in sehr hohem Masse selbstständig. Während die waadtländische Partei aufgrund ihrer finanziellen Schwierigkeiten eine bescheidene Kampagne durchführte, 278 arbeitete die Zürcher Partei neuerdings mit einer Werbeagentur zusammen und führte eine Inseratenkampagne durch. Sie bemängelte aber die zu geringe Reaktivität der lokalen Parteien auf ihre Organisationsbemühungen. 279 Die neue SVP verzeichnete also Impulse zur Professionalisierung ihrer Wahlkämpfe, sah sich aber durch ihre geringe Zentralisierung sowohl auf eidgenössischer als auch auf kantonaler Ebene darin gebremst.

*Zwischen permanent campaigning und widersprüchlichen Zentralisierungsprozessen*


279 PA SVP ZH W 1971, Parteivorstand, 15.11.1971.
Werbeberater, eine landesweite Einheitlichkeit des Parteiimages zu erreichen, erzielte nämlich keinen parteiinternen Konsens.\textsuperscript{282} Der Zentralisierungswillen stieß ferner unvermeidlich auf die nach wie vor stark eingeforderte Selbstständigkeit der Kantonalparteien: Während manche wie die Tessiner Parteien immer noch bescheidene, kurze Kampagnen befürworteten,\textsuperscript{283} führten die größten Kantonalparteien zwar professionalisierte Kampagnen, aber in eigenem Namen.

Im Rahmen ihrer seit 1979 bestehenden Wahl offensive hatte sich die schweizerische FDP auch 1983 für eine besonders ambitionierte Kampagne entschieden. Die Kampagne sollte auf drei Beinen stehen: „interne Motivation, publizistische Offensive mit ‚guten Köpfen‘, einheitliche, flotte Werbung“\textsuperscript{284} Die Ambition des Kampagnenkonzepts, nicht zuletzt durch den Input der Werbeberater, war nämlich, die Partei bei den Wahlen weiter zu reformieren. Über die üblichen zwischenkantonalen und sprachregionalen Konferenzen hinaus sollte die Kommunikation zwischen Basis und Spitze verbessert werden; das zentrale Sekretariat wandte sich mit Schreiben direkt an die Kandidierenden und sendete den lokalen Parteipräsidenten „Briefe von Präsident zu Präsidenten“.\textsuperscript{285} Neben dieser Informations- und Koordinationsrolle stellte sich die Mutterpartei gegenüber den Kantonalparteien zudem als Dienstleister dar. Ihre Angebote stießen jedoch auf ein relativ grosses Desinteresse seitens der Kantonalparteien.\textsuperscript{286} Als unvermeidbares Hindernis für die Koordinationsbemühungen der Mutterpartei erwies sich zunächst die starke Meinungsvielfalt im Innern der Partei, wodurch die politische, aber auch organisatorische Linie von 1979 nach wie vor auf Widerspruch stieß.\textsuperscript{287} Abgesehen von programmatischen Unterschieden behaupteten zudem manche Kantonalparteien ihre organisatorische Autonomie und professionalisierten sich unterdessen zunehmend auf ihrer Ebene. Während zum Beispiel die waadtländische FDP das Kampagnenkonzept der Mutterpartei 1971 noch weitgehend umgesetzt hatte, arbeitete sie 1983 mit einer eigenen Werbeagentur zusammen und entwarf ihre eigenen Kommunikationsmaterialien mit eigenem grünen-weissen Design, den kantonalen Farben entsprechend.\textsuperscript{288}


\textsuperscript{283} Ähnlich wie 1971 kümmerten sich die Tessiner Parteien um die nationale Kampagne erst nach den kantonalen Wahlen des Frühlings, z.B. die Tessiner FDP. ASTi, 3.3.3 35.3.2 Ufficio presidenziale, 16.05.1983.


\textsuperscript{287} Vgl. dazu Kap. 5.3.1.

\textsuperscript{288} ACV PP 175/9, Broschüre „PRDV Lignes de force. Les radicaux force vive de notre canton“, [1983].


\footnotesize{\begin{itemize}
  \item Die Geschäftsleitung einigte sich auch darüber, dass interne Zwistigkeiten nicht mehr an die Presse kommen sollten. SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 29./30.01.1983. Im Jahr 1982 hatte u.a. der Fraktionssekretär Félicien Morel die Parteileitung und die Programmreform stark angegriffen, Félicien Morel et la direction du PSS. „Il faut que ça change!“, in: Tribune - Le Matin, 23.05.1982.
  \item ACV PP 225/165, Brief des SP-Zentralsekretariates an die westschweizerischen Kantonalparteien, 26.08.1983; PA SP VD E 1983, Brief des Zentralsekretariates an die Kandidierenden und Kantonalparteien, 2.09.1983; ASTi FPC 01 63.2.2, Groupe de travail pour les élections au conseil national 1983: Premier catalogue d'idées, 1.11.1982.
  \item SSA 1.230.9, SP der Schweiz: Detail-Budget für den Wahlkampf 1983, Juli 1983.
  \item ACV PP 225/165, Brief der waadtländischen SP an die neuenburgische SP, 13.06.1983.
  \item SSA Ar 27.600.14, Zimmermann, Peter: Organisation der Wahlkämpfe 1983, 17.08.1982.
  \item ACV PP 985/23/1, PDC suisse: Offre de produits publicitaires (projet), 13.11.1982.
\end{itemize}}


299 PA CVP ZH, Wahlkampfstab der Zürcher CVP: Der orange Faden. Eine praktische Anleitung für die Nationalratswahlen, August 1983.
301 Ebd.
aufschwatzen zu lassen“.


Arbeitsteilung als Ausdruck der Professionalisierung

Der Wahlkampf von 1983 zeichnet sich also durch eine paradoxe Umgestaltung der Beziehungen zwischen Kantonal- und Mutterparteien im Wahlkampf aus, durch welche die Kampagnen wieder vermehrt auf kantonaler Ebene koordiniert wurden. 307 Die Professionalisierung der Kampagnen in Zürich und in der Waadt geschah tatsächlich durch eine Vereinheitlichung auf kantonaler Ebene, wofür die zeitliche Nähe der kantonalen Wahlen zu den nationalen Wahlen eine ganz andere Rolle spielte als im Tessin, wo dieser Kalender die eidgenössischen Kampagnen nach wie vor zweitrangig machte. Nichtdestotrotz scheint sich aber 1983 eine Entwicklung vollendet zu haben, die sich bereits seit 1947 abgezeichnet hatte: die Spezialisierung der Entscheidungsstrukturen für die Kampagnenplanung, welche die Bedeutungs zunahme des Wahlkamps als eigenständiges

---

304 Die SVP will ein sechtes Nationalratsmandat, in: Tages-Anzeiger, 24.05.1983.
305 PA SVP VD 4.2, Rencontre des candidats au Conseil national, 9.06.1983.

4. Parteienkampagnen zwischen Amerikanisierung und Sonderfall

Im folgenden Teil werden schliesslich drei brisante die Kampagnenplanung betreffende in der Schweiz diskutiert: mögliche ausländische Einflüsse, die Ausgaben und der Einsatz direktdemokratischer Instrumente.

4.1. Ausländische Wahlkämpfe als Vorbild oder Schreckgespenst?

*Internationale Vernetzungen und Inspirationen*

Der Wandel der Wahlkämpfe wird häufig sowohl in der Literatur als auch in der öffentlichen Diskussion unter dem Schlagwort der Amerikanisierung subsumiert. Dass sich Schweizer Wahlkampfakteure in ihrer politischen Kommunikation von Praktiken und Ideen aus dem Ausland – insbesondere aus den USA, aber auch aus Deutschland – inspirieren liessen, lässt sich in der Tat vielfach nachweisen, selbst wenn direkte, einseitige Übernahmen schwieriger zu finden sind. Das grosse Interesse der Schweizer Öffentlichkeit für das ausländische politische Geschehen, besonders für jenes aus den jeweiligen Nachbarländern, erklärt die stetige Beobachtung von Wahlprozessen im Ausland durch die Parteiaakteure, aber auch durch Journalisten – oft mit einem kritischen Blick, welcher die Selbstbeobachtung der Schweizer Politik als Sonderfall prägte. Nicht erstaunlich ist dabei das Interesse deutschschweizerischer Eliten für die bundesdeutsche Politik, besonders für Praktiken
der politischen Kommunikation sowie für brisante politische Themen und Reformprojekte. Bei international vernetzten Parteien wie der CVP und der SP war zudem die Zirkulation von Ideen und Praktiken insbesondere durch Kontakte mit ausländischen Gleichgesinnten an Kongressen oder Schulungsveranstaltungen möglich.\textsuperscript{308} Dies wurde besonders deutlich bei den Parteitagen der SP und der CVP 1959, welche beide eine von ihren deutschen Schwesterparteien inspirierte Wende unternahmen.\textsuperscript{309} Zudem zirkulierten mit dem europäischen Professionalisierungstrend der Wahlkämpfe vermehrt Dokumente und Wahlkampfhandbücher innerhalb der europäischen Parteifamilien, wozu die Koordination der ersten Wahlen für das europäische Parlament 1979 einen bedeutenden Impuls gab.\textsuperscript{310}

Ferner hatten die schweizerischen Werbeexperten häufig am Anfang ihrer Karrieren Erfahrungen im Ausland, überwiegend in den USA, gesammelt. Nicht zuletzt dank den internationalen Berufsgenossenverboten der Branche verfolgten sie amerikanische und internationale Kampagnenentwicklungen – immerhin gehörten amerikanische Werbetechniken zu den Berufsstandards.\textsuperscript{311} Gerade in der Werbeeinflussarbeit sind also amerikanische Einflüsse am deutlichsten zu spüren. Aber auch Parteikader übernahmen beispielsweise einen angelsächsischen, aus der Werbung sowie aus dem Management stammenden Wortschatz – von \textit{Image}, \textit{Goodwill-Action} bis \textit{Brain-Trust}. Diese Fremdwörter aus der Welt der Wirtschaft ergänzten langsam, aber ersetzten nie völlig, die Armeebegriffe und -metaphern, welche in den 1940er Jahren die parteipolitische Herangehensweise an die Kampagnenplanung noch dominiert hatten (\textit{Rapport}, \textit{Manöverkritik}, u.a.).


\textsuperscript{309} Vgl. Kap. 7.2.


Union (CDU) für die Wahlen von 1976 („Freiheit statt Sozialismus“). Dabei stellte schon allein die neoliberale Inspiration dieses Slogans eine Anlehnung an einen internationalen Trend dar.


**Verpönte Amerikanisierung**


Auch wenn die Amerikanisierung als Schreckgespenst keine schweizerische Besonderheit darstellte, trugen solche diskursiven Abgrenzungen zu ausländischen Politikstilen wohl zum zwischen Politik, Medien und Wissenschaft gern gepflegten Sonderfalldiskurs zur schweizerischen Demokratie bei. Dabei diente der Sonderfall als Argument gegen die Nutzung neuer Wahlkampftechniken sowie als
Grund um eigentlich stattfindende Entwicklungen der politischen Kommunikation als per se unschweizerisch abzustempeln, zum Beispiel die Bedeutungszunahme der politischen Werbung oder der Demoskopie.

Gleichwohl entwickelte sich die Debatte um die Amerikanisierung zu einer Konfliktlinie innerhalb des politischen Feldes, und manchmal sogar innerhalb von Parteien: Während die FDP und die bürgerlichen Kantonalparteien von Zürich für die Wahlen von 1983 Kampagnen im grossen Stil planten, begründete ein Dokument der Berner SVP die Entscheidung der Partei, das Wahlbudget auf 100000 Franken zu beschränken, folgendermassen: „Gegen Veramerikanisierung des Wahlkampfs“.

Die kleine waadtändische CVP ihrerseits begründete sogar in einem Inserat ihren Verzicht auf eine „campagne à l’américaine“ damit, dass „il faut laisser les jeux du cirque aux gens du cirque“.

4.2. Steigende Ausgaben als dauerhafte Wahlkampfpolemik

Das Geheimnis der Wahlkampfausgaben


318 ACV PP 985/23/2, Inserat „Au lieu d’éblouir, faisons réfléchir!“, [1983].
320 Année politique suisse, 1971.
sich mit fast 2 Millionen Franken Wahlkampfausgaben (Mutter- und Kantonalparteien) ein Kopf-an-Kopf-Rennen, folgten die SP (1.65), CVP (1.37) und schliesslich die SVP (0.79). Letztere Partei stellte insofern noch eine Ausnahme zum allgemeinen Zentralisierungstrend bei den bürgerlichen Parteien dar, da die Mutterpartei nur für 5% der Gesamtausgaben aufkam. Bei den Wahlen von 1979 soll sich laut der bürgerlichen Presseagentur Schweizerische Politische Korrespondenz (SPK) die finanzielle Überlegenheit der FDP auf allen Ebenen dank erfolgreicher Finanzierungskampagnen weiter verstärkt haben. Besonders bürgerliche Parteien waren um diese Zeit dabei, ihre Finanzierung neu zu organisieren und Finanzierungsauftritte innerhalb ihrer Mobilisierungsarbeit durchzuführen.

Für den Wahlkampf von 1983 schätzte der Journalist Peter Amstutz in der Basler Zeitung gemäss Angaben von Fachleuten die Gesamtausgaben für den Wahlkampf auf 20 Millionen ein. Er merkte ironisch an, dass die Parteisekretäre anscheinend Finanzgenies seien:

„Spricht man sie auf ihre Kassenlage im Wahljahr an, dann nennen sie fast durchwegs mitleiderregende Summen. Fragt man sie nach den Kosten einer Gesamterneuerung der eidgenössischen Räte, sind sie mit schwindelerregenden Beträgen sofort jammerbereit. Nur über die diskreten Methoden zur Finanzierung der offensichtlichen Differenz wird zumeist vornehm geschwiegen.“

Nur der LdU wendete das in anderen Bereichen des Parteilebens existierende Transparenzgebot im Finanzbereich an und gab für 1983 1.5 Millionen Franken Einnahmen an. Der LdU-Geschäftsführer meinte auch, „[u]nter einer Million Franken […] läuft bei eidgenössischen Wahlen gar nichts“.

Solche Aussagen liessen, so Amstutz, an der Glaubwürdigkeit der anderen Wahlbudgets zweifeln: etwas mehr als eine halbe Million für die FDP, was der Generalsekretär Hans-Rudolf Leuenberger selbst für zu wenig hielte, 600000 für die CVP, 320000 für die SP, zwischen 150000 und 200000 für die SVP, deren Generalsekretär Max Friedli eigentlich „siebenstellige Beiträge“ als erforderlich ansah, „um kurzfristig mit gezielten Propagandasalven in der Schweiz Kräfteverschiebungen zu bewirken“. Vielmehr versteckten die nationalen Angaben die Ausgaben der Kandidierenden, sowie der Kantonal- und Ortsparteien, welche nicht nur bei der SVP in der Regel die Hauptlast des Wahlkampfs trugen. „Wer da wem wieviel spendet, überweist, verspricht, verrechnet und belastet, das bleibt grösstenteils im Dunkeln verborgen.“ Immerhin gaben einige Kantonalparteien ihre Zahlen kund: So soll die Zürcher SVP 350000 Franken im Wahlkampf (ohne Ausgaben der Bezirks- und Stadtparteien) eingesetzt haben, was mit den 150000 Franken der nationalen Partei zu vergleichen ist.

324 Der Weg ins Bundeshaus wird mit vielen Millionen geebnet, in: Basler Zeitung, 27.08.1983.
325 Ebd.
326 Ebd.
327 Ebd.
328 Ebd.
Um nicht von den Angaben der Parteien abhängig zu sein, suchten Wahlkampfbeobachter nach anderen Wegen, um die Wahlkampfausgaben einzuschätzen. 1983 untersuchte dafür der *Argus der Presse* erstmals die Inseratenausgaben im Wahlkampf und kam auf ein Total von 7.4 Millionen Franken – davon fielen 33.9% auf die FDP, 21.2% auf die SVP, 14.4% auf die CVP, 7.6% auf die SP, und 22.9% auf die weiteren Parteien.329 Diese Zahlen berücksichtigten Inserate der Parteien sowie jene von Kandidierenden oder von nicht-parteilichen Akteuren wie Interessengruppen, Wirtschaftsverbänden oder Vereinen, welche ebenfalls immer wichtiger wurden.330 Im Kanton Zürich waren diese Ausgaben für Inserate besonders auffällig – mit 3586263 Franken, darunter 2/3 für die Listen und Kandidierenden der SVP und FDP.331


329 Année politique suisse, 1983.
332 Vgl. dazu Kap. 5.2.2.

Wenn die PdA im Wahlkampf von 1947 sicherlich das Hauptziel aller Kritiken bezüglich der Parteifinanzierung war, tauchten aber auch regelmässig Angriffe zwischen allen Parteien auf. So enthüllte das kommunistische Parteiorgan Vorwärts die Zahlungen von katholischen Klöstern und Erziehungsanstalten an die KVP. Während die Schweizer FDP 1947 ihre finanzielle Mittelknappheit beklagte, kritisierte das Volksrecht die Kampagne der FDP gegen die Neue Schweiz hauptsächlich auf der Basis der umfangreichen Mittel, welche die FDP vermeintlich gesammelt hätte: „Bereits sind sehr erhebliche Geldsummen der freisinnigen Wahlkasse in neuen Propagandamitteln mit ausgeleiertem Inhalt investiert worden“. Humbert-Droz warf zudem den Bürgerlichen beim SP-Parteitag vor, den Abstimmungskalender so gestaltet zu haben, dass die SP-Kassen bei den Wahlen von 1947 leer seien.

In kommenden Jahren standen aber hauptsächlich die PdA und zum Teil auch der LdU im Zentrum der Ausgabenpolemik. So appellierte die SP in einem Inserat von 1959 an die Wähler, der PdA keine Stimme zu geben, denn „Die ‚Partei der Arbeit‘ führt mit auffallend grossem Geldaufwand eine Wahlkampagne, die vor allem gegen die Sozialdemokratische Partei und gegen die Gewerkschaften gerichtet ist. Die Politik der PdA hat bisher der Arbeiterbewegung immer nur Schaden zugefügt.“

Die angeblich starken Finanzen der zunehmend isolierten PdA waren ein umso beliebterer Dauerbrenner aller anderen Parteien im Wahlkampf, als ihr Ursprung Gegenstand von Spekulation

336 Vgl. dazu Kap. 4.1.
338 Freisinn flankert, 1947.
339 SSA Ar 1.116.15, Parteitag, 30./31.08.1947, 58ff.

---

345 Ebd.


4.3. Direkte Demokratie als Wahlkampftrumpf?

Eine letzte (seit den 1990er Jahren speziell brisante) Frage über die Kampagnenplanung der Parteien betrifft ihre mögliche Instrumentalisierung der direkten Demokratie für Wahlzwecke. Wie bei der Analyse der Entscheidungsprozesse bereits skizziert spielten Abstimmungen auch bei Wahlkämpfen der Nachkriegszeit eine Rolle, selbst wenn Parteien sich weniger offensichtlich auf die direkte Demokratie als Möglichkeit des agenda-settings oder des permanent campaignings stützten, als sie und insbesondere die SVP es seit den 1990er Jahren tun. Auch vor den 1990er Jahren waren also die Wahlen in den parteipolitischen Strategien den Abstimmungen nicht untergeordnet, obwohl die politischen, journalistischen oder intellektuellen Kommentare zur Schweizer Politik im Sinne des Sonderfalls oft die Zweitklassigkeit der Wahlen hinter der direkten Demokratie betonten.

Selbst der Wahlkampf von 1947, auch wenn er vor der Bedeutung der drei Abstimmungen des Frühjahrs erblasste, prägte nämlich die Strategien der Parteien in diesem historischen Jahr. In den folgenden ersten Nachkriegsjahren wurden direktdemokratische Instrumente relativ wenig in Anspruch genommen, und erst recht nicht von den drei bürgerlichen Bundesratsparteien.349 Die Frage

349 Vgl. dazu Linder; Bolliger; Rielle: Handbuch der eidgenössischen Volksabstimmungen, 2010. Der stärkste Kontrast zu den 1990-2000er Jahren ist somit in der besonder Regierungstreue der BGB/SVP zu finden,
nach dem Platz der direkten Demokratie im Wahlkampf stellte sich dabei hauptsächlich für die drei Linksparteien: vor allem dem LdU und der PdA, aber auch der SP. Alle drei lancierten nämlich Initiativen, um sich in ihrer oppositionellen Positionierung zu profilieren. Ein gängiges Wahlthema der 1950er Jahre war darum die Frage der Arbeitszeitverkürzung, welche der LdU mit seiner eigenen Initiative erfolgreich auf die Agenda gesetzt hatte. Im Wahlkampf von 1959 war die SGB- und SP-Initiative zur Vierundvierzigstundenwoche ein Versuch, linke Wähler von der Handlungsfähigkeit der Arbeiterbewegung zu überzeugen und sie zu mobilisieren. Ebenfalls hatte die Geschäftsleitung entschieden, ihre eigene Initiative für die Invalidenversicherung, welche als Druckmittel dienen sollte, vor den Wahlen nicht zurückzuziehen, um sie in der Kampagne als Wahlargument zu nutzen.350


354 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 8.06.1983; Vgl. Kap. 5.3.1.
NZZ, ob „hier mit einem ernsten Problem auch parteipolitische Wahlaktik getrieben [und] der Kampagne einen Teil ihrer Glaubwürdigkeit genommen [wird]“.355

5. Zwischenfazit


189
Kapitel 4. Definieren: Parteien und ihre Zielwählerschaften

„Derzeit ist das Wählerpotential größer als die Zahl der aktiven Wähler und wesentlich größer als die Zahl Ihrer Wähler. Dies bedeutet: Gehen Sie fischen in diesem Teich, aber wählen Sie die richtige Angel mit dem richtigen Köder.”¹


Von den Strategien der Parteien...

Für welche Strategien des targetings haben sich die Schweizer Parteien entschieden, welche Wählerschaftskategorien haben sie gebildet? Um die möglichen Strategien der Parteien zu analysieren, schlägt Robert Rohrschneider ein Kontinuum zwischen einer mobilizing- und einer chasing-Strategie vor, wobei das mobilizing die Aktivierung einer bestehenden Wählerschaft bedeutet, während das chasing die Aneignung neuer Wählergruppen kennzeichnet.³ Rohrschneider geht davon aus, dass europäische Parteien im stabilen politischen Kontext vor den 1970er Jahren hauptsächlich mobilizing-Strategien anwendeten. Die Fokussierung auf die eigenen, lange treuen Stammwählenden und möglicherweise auf ein entsprechendes Handlungssystem habe zudem im Fall der Schweiz laut vielen Autoren mit der als Folge der Konkordanz beschränkten Wettbewerbslogik zu tun. Für Otto Kirchheimer war die zwischenparteiliche Zusammenarbeit sogar der Grund, weshalb die Schweiz wie

Schweden und Norwegen den von ihm postulierten Trend der entideologisierten, *catch-all* Volksparteien nicht kannten.\(^4\)


Auch die CVP ging im Wahlkampf von 1971 zunehmend in Richtung einer *chasing*-Strategie, wobei manche Parteikader darüber Bedenken äusserten, zum Beispiel der Zürcher Parteisekretär Karl Hackhofer vor dem leitenden Ausschuss:

> „Es muss versucht werden, die befürchtete Abwanderung von früheren SP-Wählern durch den Einbruch in andere Wählerschichten zu kompensieren. Diese Überlegung spielte beim Manifest (Vorwort), beim Film, sowie bei den Inseraten eine bestimmende Rolle.\(^8\)"

5 SSA Ar 1.111.11, Parteivorstand, 15.02.1947.
6 SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: SPS-Propaganda-Plan 1946-47 (Entwurf), [1946].
„Es ist sehr schwierig, Entscheide zu treffen. Die zentrale Frage stellt sich in der Ansprache des Randwählers. Riskieren wir nicht, Leute zu verlieren, ohne neue Randwähler zu gewinnen?"  


... zu ihren Repräsentationsansprüchen im Wahlkampf


Im Verlauf der hier vorgenommenen Quellenanalyse haben sich sechs Trennlinien herauskristallisiert, auf welche die Parteiakteure ihre Kartographie der Wähler hauptsächlich gründeten: sozioökonomische Identitäten, Religion, Raum, Alter, Geschlecht und schliesslich politisches Verhalten. Es fällt auf, dass sich alle diese Kategorien überlappen, was den Konstruktionscharakter vieler als gegeben verstandener Stammwählerschaften umso mehr ans Licht bringt – wie zum Beispiel die sozioökonomisch recht heterogene, aber über eine lange Dauer hauptsächlich katholische Wählerschaftsgruppe der CVP. Die hier dargestellten Unterscheidungslinien sind zudem bei weitem nicht vollständig. Parteien und Bewegungen fanden immer wieder neue Wege, die diversen

---

11 Ebd.
Zugehörigkeiten, Sensibilitäten und Anliegen der BürgerInnen im Wahlkampf anzusprechen. Als emblematisch hierfür kann der LdU gelten, der die Bürger – und Bürgerinnen – vorwiegend als KonsumentInnen ansprach, was im Kontext der Entwicklung des Massenkonsums zur Konstruktion einer neuen sozio-politischen Identität beitrug.

1. Sozioökonomische Identitäten: „Wirtschafts-“, „Klassen-“, „Standes-“ oder doch „Volkspartei“?


Die Unsicherheiten der Stammwählerschaft(en)

Der Wahlkampf von 1947 zeigt eindrücklich, wie die Parteien sich in einer Zeit der starken Fragmentierung des politischen Feldes zwar hauptsächlich auf die ihnen traditionell nahestehenden sozioökonomischen Gruppen stützten, diese mobilizing-Strategie zugleich aber Unsicherheiten aufwies.

Die Ambivalenz zwischen einer partikularen Klassen- und einer universalen Volksrepräsentation lässt sich dabei besonders deutlich bei der SP beobachten. Zwar beriefen sich die Sozialdemokraten weiterhin auf die Repräsentation der Arbeiterschaft. Um anlässlich der Wahlen Mitglieder zu rekrutieren und die Gründung von Sektionen zu fördern, empfahl der SP-Sekretär Jules Humbert-Droz somit den Sektionen, günstige Adressen für Hausbesuche basierend auf Listen von Zeitungsabonnenten, Gewerkschaftern oder Mitgliedern der sportlichen und kulturellen Arbeitsorganisationen auszuwählen. Mit dem Wiederauftauchen der Kommunisten war aber die SP mit einem Konkurrenten um den Anspruch auf die legitime Repräsentation der Arbeiterbewegung...

12 ASTi FPC 01 61.2.4, Brief von Jules Humbert-Droz an die Sektionen, 9.09.1947.
konfrontiert, insbesondere in Städten und in der Romandie. Es galt also, die „Korruption der Arbeiterschaft durch die PdA“ zu bekämpfen und die „ehrlichen Sozialisten“ wiederzugewinnen. Zu diesem Zweck ritt die Partei im Wahlkampf Angriffe gegen die PdA und reichte den PdA-Wählern gleichzeitig eine offene Hand. Zudem prangerte sie kräftig die „Macht der Reichen“ an, wie in einem Inserat im *Beobachter* zu lesen war:


---

14 In den Worten von Robert Grimm nach dem für die SP enttäuschenden Wahlergebnis, SSA Ar 1.111.11, Politische Kommission und Geschäftsleitung, 22.11.1947.
15 Ar 1.110.37, Parteivorstand, 31.05.1947.
Humbert-Droz die „gewaltige Steigerung der Zahl der Arbeiter. Diese neuen Massen müssen wir gewinnen“.


---

20 SSA Ar 1.111.11, Parteivorstand, 4.10.1947.
24 Ebd., S. 128.
25 SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: SPS-Propaganda-Plan 1946-47 (Entwurf), [1946].
26 SSA Ar 1.111.11, Parteivorstand, 4.10.1947.
27 SSA Ar 1.230.3, Wahlzeitung „Auf zur Entscheidung, Werktätige Bürger des Kantons Zürich!“, [1947].
CVP stand, die je nach Kanton die Repräsentation der protestantischen bzw. katholischen Bauern für sich beanspruchen konnten. Die Berufung der SP auf die Bauern wie am Parteitag mag insofern rein symbolischer Art gewesen sein – keine schweizerische Partei konnte es sich leisten, den Anschein zu erwecken, die besonders in Kriegszeiten gelobte Landwirtschaft zu vernachlässigen.


Beginnende chasing-Strategien in Zeiten der „nivellierten Wohlstandsgesellschaft“

Während die verbreitete Strategie des mobilizings bereits 1947 Unwägbarkeiten aufzeigte, tauchten 1959 Zeichen von chasing-Strategien bei allen Parteien auf. An einer breiten Berufskategorie schien es

32 Ebd., 15.02.1947.
1959 nun definitiv kein Vorbei mehr zu geben: den Angestellten. Mit dem Wandel zu einer Dienstleistungswirtschaft stellten sie eine wachsende Wählerschicht dar, deren gewerkschaftliche Vertretung weniger klar organisiert war als bei anderen Berufsgruppen und deren parteipolitischen Loyalitäten noch teilweise zu gewinnen waren, selbst wenn sie mancherorts bereits bei den Freisinnigen oder Demokraten verankert waren.33 Somit ist bei allen Parteien ein neuer Fokus auf diese Wählerkategorie und damit ein deutlicher Wandel hin zu einer chasing-Strategie festzustellen.34 Parallel dazu fand um diese Zeit die Idee von kategorienlosen, universalistischen, entideologisierten Volksparteien Anklang zusammen mit dem neuen Leitbild einer „wohlfahrtsnivellierten Mittelstandsgesellschaft“, welches aus der deutschen Soziologie entstammt und nun auch in der schweizerischen politischen Diskussion angekommen war.35 Am sichtbarsten ist diese Entwicklung bei der SP, deren neues Programm eben gerade auf diesen beiden Überlegungen basierte. Seit einigen Jahren zeigten sich Parteikader über die reduzierte politische Mobilisierbarkeit der traditionellen Arbeiterklasse besorgt, sahen aber eine Lösung dafür in der Öffnung hin zu weiteren Schichten, insbesondere zu den Angestellten.36 Das Winterthurer Programm vom Mai 1959 stilisierte die SP noch deutlicher als zuvor als Volkspartei und sprach einen als universell gedachten „Menschen“ an, was im Slogan der folgenden Wahlkampagne – „Der Mensch im Mittelpunkt“ – übernommen wurde.37 Hinter dieser neutralen Sprechweise stand die von den Parteikadern klar verdeutlichte offensive Öffnungsstrategie – so im Vorwort des neuen Parteiprogrammes:

„Gewandelt haben sich aber auch die Träger der sozialistischen Ideen. Der Sozialismus war ursprünglich eine Sache der durch den Kapitalismus ausgebeuteten Arbeiterklasse allein. Doch die gesellschaftliche Schichtung ist differenziert geworden. Teile der Arbeiterschaft haben eine erhebliche ökonomische Besserstellung erfahren, während andere immer noch an der Grenze eines menschenwürdigen Daseins leben. Aber auch viele Kleinbauern, Angestellte und Gewerbetreibende leiden unter den Mängeln der heutigen Ordnung. Ihnen allen will der Sozialismus Gerechtigkeit verschaffen. So ist der Sozialismus heute eine Sache der ganzen Menschheit.“38

So anerkannte die SP den sozialen Wandel, welcher die Notwendigkeit eines traditionellen Klassenkampfes vermindere. Das weiterbestehende Ziel der „Gerechtigkeit“ sollte nun die Grundlage bieten, um neue soziale Gruppen, über die Arbeiterschaft hinaus, für die SP zu gewinnen. Vor der Geschäftsleitung gab der Berner Nationalrat Fritz Grütter in diesem Sinne deutlich vor, dass nun die

33 So zog der Winterthurer Demokrat Philipp Schmid-Ruedin dank intensiver Kampagnebemühungen die Stimmen mehrerer Angestelltenverbände des Kantons auf sich. Vgl. Kap. 6.2.2.
38 Sozialdemokratische Partei der Schweiz (Hg.): Programm der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, 1959.
Bezeichnung „Arbeiterschaft“ zu vermeiden sei, „da wir ja über die Arbeiterkreise hinaus […] auch die Angestellten erreichen wollen“. In der Roten Revue sprach Grütter weiterhin die Arbeiter an, ordnete sie aber der gleichen politischen Kategorie zu wie die Angestellten; den Unselbstständigerwerbenden, deren Demographie jene der „Selbstständigerwerbenden – Industrielle, Bankiers, Handelsleute, Gewerbetreibende und Landwirte“ – nun überstieg. Da der „Stimmzettel des Arbeiter und Angestellten [] an der Urne genau gleich viel wie derjenige des Unternehmers“ wiege, sei es „das Recht, mehr noch die Pflicht des Arbeitnehmers, mit dem Stimmzettel seine eigenen Interessen zu verteidigen.“ Diese neue Analyse der politischen Konfliktlinien ohne Verweis auf den Klassenkampf nuancierte und bestätigte zugleich Max Weber am Winterthurer Parteitag im Mai 1959:


41 Ebd.
42 SSA Ar 1.116.16, Protokoll des Parteitages in Winterthur, 27./28.06.1959, S. 182f.
43 Ebd., S. 170.
44 Ebd.
45 Nowland Organisation: Das politische Verhalten von drei Kategorien peripherer Wähler, 1959, S. 9f. Da die Studie ihre Methodik abgesehen von Umfang und Ort ihrer qualitativen Interviews nicht darstellte, lässt sich der
soziologische Erklärungen für deren politisches Unbehagen vor: Dem Mitglied von allen dreien Kategorien gelinge es nicht, „sich da einzuordnen, wo er durch die Andern eingestuft wird“, aus der Angst, „diesem rasenden Fortschritt der Technik einmal nicht mehr folgen zu können, zurück zu bleiben, früher oder später übergangen und verdrängt zu werden durch Andere, besser informierte und moderner Ausgebildete, die sich leichter und rascher dieser Mechanisierung und Automatisierung anpassen können“. Die Furcht vor dem eigenen sozialen Abstieg und/oder dem sozialen Aufstieg der Anderen würde das politische Verhalten dieser Wähler beeinflussen, beginnend damit, dass sie sich individuell und kollektiv nicht mit der Arbeiterbewegung und der SP identifizieren könnten:

„Hierin liegt auch der Grund, warum er sich nicht mehr gefallen lassen will, dass man sich an ihn wendet als an den ‚armen Kerl‘. Er will sich selber nicht so anerkennen und will sich auch nicht so angesehen wissen. Darum will er auch nicht zu einer Partei gehören, die aus notleidenden Bedürftigen zu bestehen scheint und die Allüren von Kämpfern ohne Haltung und Zucht annehmen [sic]. Auf keinen Fall will er in die Gruppe der ‚Roten‘ eingeteilt werden, denn niemand ist so vulgär und so gewöhnlich wie diese.“

Um die sozialen und folglich politischen Unsicherheiten der peripheren Wähler zu beruhigen müsse hingegen die SP den Traum dieser Wähler, den „neuen und grossen Mittelstand“ erreichen zu können, ansprechen. Die Studie empfahl also, auf den Klassenkampf als mobilisierende Kollektiverzählung zu verzichten. Die Partei solle die Wähler individuell ansprechen und sich dabei „im Lichte einer väterlichen Klugheit“ darstellen, ihr Programm in „einer ruhigen und würdigen Art“ erklären. Hinter der Idealvorstellung der nivellierten Wohlstandsgesellschaft und des universalistischen Labels der Volkspartei basierten also die NOWLAND-Demoskopen (und mit ihnen die SP-Parteikader) ihre Herangehensweise an den Wahlkampf auf einer differenzierten Diagnose der Unsicherheiten und Zurücksetzungsängste intermediärer sozialer Klassen ihrer Zeit.

Im rechten Parteispektrum stützte sich der Versuch, als Volks- und nicht mehr als Wirtschaftspartei zu gelten und dabei die eigene repräsentative Legitimität zu erweitern oft auf dem stark symbolisch aufgeladenen Sammelbegriff des Mittelstandes. Sehr ähnlich wie bei früheren Plakaten, stellte das BGB-Wahlplakat von 1959 beispielsweise eine dreiteilige Zusammensetzung rund um die Bauern, das Gewerbe und die Bürger dar, mit dem Foto dreier männlicher Hände, die gemeinsam drei verknotete Leinen halten (Abbildung 1). Die Partei betonte aber mehr denn je den Mittelstand als positive


47 Ebd, S. 105f.

48 Ebd, S. 106.

49 Ebd, S. 109.

50 Die drei Stände sind relativ leicht zu erkennen: Bürgerliche oder unabhängige Berufe – die oberste Hand trägt einen Ehering und der dazugehörende Arm eine Armbanduhr, ein Hemd und ein schwarzes Jackett; Gewerbetreibende – der mittlere Arm trägt ebenfalls eine Uhr, diesmal ist dazu aber nur eine graue, einfache Jacke sichtbar; und die unterste Hand, die die Bauern repräsentiert, ist nackt. Auf einer Postkarte der Zürcher BGB wurde das Bild übernommen und durch die Legende „Zäme hebe“ verdeutlicht. PA SVP ZH W 1959,
Identifikationsgruppe für breite Gesellschaftsschichten und sogar als regelrechte Ideologie der „Mitte“ jenseits ihrer traditionellen Standespolitik, wie die französischsprachige Erklärung zu diesem Begriff in Kurt Guggisbergs Broschüre zur Mittelstandspolitik für den Wahlkampf von 1959 nahelegt:

„C'est pourquoi il est question de la classe moyenne et non des classes moyennes, comme l'expression est communément employée de nos jours. Car, la classe moyenne, traduction exacte de l'allemand 'Mittelstand', représente le centre auquel se rattachent différentes catégories d'individus, diverses professions, comme par exemple, celles des arts et métiers, de l'agriculture, des salariés (fonctionnaires, employés, etc), des professions indépendantes, les petits rentiers, etc."51

Als sich viele Parteieliten zunehmend vom Bauernmilieu entfernten, kam auch Kritik an der oft verwendeten, vereinfachenden Bezeichnung „Bauernpartei“ zur Sprache. In diesem Sinne beurteilte der Präsident Walter Siegenthaler die zukünftige Strategie:

„Insbesondere in landwirtschaftlichen Belangen wird sich die Partei einer klaren und deutlichen Sprache zu bedienen haben, ohne jedoch dabei in einseitig landwirtschaftliche Politik zu verfallen. Es ist namentlich Wert darauf zu legen, eine einheitliche Politik der Mitte zu konzipieren, was bekanntlich nicht immer sehr leicht fällt."52

Andere Parteikader betonten hingegen die zentrale Bedeutung der Bauern für die Partei und manche Kantonalparteien beharrten hauptsächlich auf ihrer traditionellen bäuerlichen Interessenvertretung. Für die waadtländische Partei war es beispielsweise zentral, eine ländliche Partei zu bleiben sowie möglicherweise weitere Gesellschaftsgruppen auf dem Land anzuziehen.53 Abgeleitet aus dieser Situation sah auch der Nationalrat Rudolf Reichling in der Vernachlässigung der Landwirtschaft eine Gefahr:

„Auch ich bin der Ansicht, dass wir nicht einseitig Agrarpolitik zu betreiben haben, immerhin dürfen wir sie in keiner Weise vernachlässigen oder als zweitrangig behandeln. Alle anderen Parteien stürzen sich nämlich vor allen wichtigen Wahlen jeweils auf das Stimmenreservoir der landwirtschaftlichen Bevölkerung und machen plötzlich für einen Augenblick in Agrarpolitik [sic]."54

Während die Kategorie der Bauern arithmetisch an Bedeutung verlor, beschäftigten sich die Parteikader in Hinblick auf die Wahlen tatsächlich viel mit der Agrarpolitik. Die FDP beispielsweise rief Ende 1958 in Hinblick auf die kommenden Wahlen eine Kommission zu Landwirtschaftsfragen ins Leben, deren Ziel es war, diese „vorerst rein intern [zu behandeln], da sonst andere Parteien (KK!), die ebenfalls einen Bauernflügel aufweisen, über uns herfallen werden“.55 In diesem Wahlkampf nahm

52 PA SVP BE 1.62.3, Zentralvorstand, 26.06.1959.
53 PA SVP VD 4.1, Conseil exécutif, 6.11.1959.
54 PA SVP BE 1.62.3, Zentralvorstand, 26.06.1959.
zudem auch die FDP die Vertretung des Mittelstands für sich in Anspruch, wie im Vorwort zur Wahlbroschüre „Freisinnige Gedanken zur schweizerischen Mittelstandspolitik“ deutlich wird:

„Die politische und wirtschaftliche Entwicklung während der letzten Jahre hat auch in unserem Land zu verschiedenen Wandlungen geführt [...] Eine der wichtigsten Zukunftsfragen ist das Problem des Mittelstandes. Dieser ist wie vor hundert Jahren Haupträger des Bundes, hat aber durch die Entfaltung der modernen Wirtschaft neue Elemente erhalten. Sie aufzunehmen und im Sinne bester mittelständischer Gedanken einzuordnen, ist unserer Partei aufgetragen.“

Unter dem Mittelstand schloss die FDP ihrerseits Landwirte, Handwerker, Gewerbetreibende und Freierwerbende zusammen, aber auch „unsere Angestellten und Arbeiter“ oder „unsere Beamten“. Unter dem Banner der Volks- oder demjenigen der Mittelstandspartei waren also die Wahlkampfstrategien der Parteien 1959 vom Versuch geprägt, in einem sich schnell wandelnden sozialen Kontext neue Wählerschichten zu erschliessen und zugleich ihre parteipolitische Legitimitätsbasis durch breite Wahlappelle über die traditionelle Klassen- und Interessenvertretung hinaus zu erweitern. Die Strukturierung der sozioökonomischen Identitäten hatte sich in dieser Zeit aber noch nicht grundlegend geändert, was heisst, dass den Parteien für die konkrete Mobilisierungsarbeit hauptsächlich die traditionellen Übertragungsriemen in Richtung der von ihnen anvisierten Berufsgruppen zur Verfügung standen, nämlich die Berufsverbände und Gewerkschaften.

Während die landesweiten Wahlkampagnen immer stärker universalistisch angelegt wurden, adressierten kantonale Parteien weiterhin gezielt Berufsgruppen – wie die Berufsverbände selbst es auch für die Promotion ihrer eigenen Kandidierenden taten. Im Kanton Waadt lieferten sich die FDP und die SP beispielsweise einen Inserate- und Briefwettbewerb um die ihnen nahestehenden Arbeiter, Staats- und Privatangestellten und um „Intellektuellen“. Dass die diskursive Öffnung der parteipolitischen Zielwählerschaften vorwiegend symbolisch funktionierte, zeigte sich schliesslich in ihrer geringen Wirkung auf die Wahlergebnisse, welche zumindest bis 1967 höchst stabil blieben. Die SP erhielt weiterhin ihre Stimmen mehrheitlich von (qualifizierten) Arbeitern (61% bei den Wahlen von 1963), während Angestellten den Freisinn vorzogen (26% bzw. 44%).

Volksparteien in Worten und Praxis

Die Selbstdarstellung als kategorienlose, universalistische Volksparteien setzte sich bei den vier Bundesratsparteien in den kommenden Jahren durch, wie zunächst in den Parteireformen der CVP und

57 Ebd, S. 7.
der SVP deutlich wurde. Die parteipolitischen Strategien im Wahlkampf von 1971 adressierten die üblichen sozioökonomischen Unterscheidungslinien zwischen den Wählenden erstaunlich wenig. Auch wenn die Umfragen für diesen Wahlkampf sozioökonomische Identitäten berücksichtigten, so entfernten sie sich doch von früheren, breiten Kategorisierungen in Klassen und nahmen feinere Unterscheidungsmerkmale wahr. Die WEMA-Umfrage für die CVP bat die Adressaten beispielsweise darum, sich auf drei Dimensionen selbst einzurunden: „Besitz-Nicht-Besitz (Hauseigentümer - Arbeiter, arme Leute)/ Abhängigkeit-Unabhängigkeit (Mieter - Unternehmer)/ Erhaltung-Wandel (ältere, religiöse Menschen - junge Menschen)“, kam aber zum Schluss, dass die religiöse Praxis für die Wahl der CVP am wichtigsten sei.60 Auch in ihrer Kommunikation sprachen die Parteien die traditionellen sozioökonomischen Identitäten wenig an; a minima bauten sie ihren Volksparteicharakter darauf. In einer Broschüre für die Jugendlichen distanzierte sich die FDP davon, eine „Unternehmerpartei“ zu sein und beschrieb sich „als echte freiheitliche Volkspartei, die politische Heimat von immer mehr Arbeitern und Angestellten“.


Im Kontrast zu den sich auf sozioökonomischer Ebene wenig unterscheidenden Werbekonzepten mobilisierten die parteipolitischen Akteure weiterhin entlang der traditionellen beruflichen Linien,

\textit{Konkurrenz um die „neue Mitte“}

Ab Mitte der 1970er Jahre brachten die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und, als Reaktion darauf, die international neu auftauchenden Heilsversprechen des Neoliberalismus eine Rückkehr wirtschaftlich basierter Konfliktlinien und somit sozioökonomischen Identitäten in den politischen Diskurs mit sich. Sie waren sogar die Basis der verstärkten Wettbewerbsorientierung zwischen den Parteien. So wollte die FDP nun die Angestellten und Arbeiter – den „unselbständigen Mittelstand“ – besonders erreichen.\textsuperscript{69} Dafür versuchte sich die Partei als sozial darzustellen, platzierte, anders als 1979, die Anliegen der Arbeitnehmer an zweiter Stelle ihrer „Zielsetzungen 83/87“ und sprach diese Gruppen mittels gezielter Inserate an.\textsuperscript{70} Damit erhoffte sich die Partei ihr Image als Partei der Oberschichten und des „Weniger Staat“ abzumildern, welche diese Wählerne laut einer von der Partei im Auftrag

\textsuperscript{65} ACV PP 552/208, Brief der waadtländischen FDP an die lokalen Propagandaverantwortlichen, 12.08.1971.
\textsuperscript{67} ACV PP 175/6, Wahltausgabe von \textit{Le Pays vaudois}, 28.10.1971.
gegebenen GfS-Studie tendenziell in den „Schmollwinkel“ treiben würde.\(^{71}\) Dabei war die Konkurrenz zwischen den bürgerlichen Parteien in Bezug auf die urbanen Mittelschichten besonders akut, deren soziale Positionen weniger als zuvor segmentiert waren und deren parteipolitischen Loyalitäten in Bewegung schienen. Während die neoliberalen Positionierungen der FDP, insbesondere die Kritik der Steuern und der Bürokratie, eine erste Offensive in diese Richtung darstellte, reagierte die CVP defensiv, indem sie ihren eigenen Repräsentationsanspruch auf den (katholischen) Mittelstand verteidigte. Nach der Gründung der AWG ein Jahr zuvor sah die Partei für die Wahlen von 1983 einen stärkeren Fokus auf Kleinunternehmern und Gewerbetreibende vor, welche die Partei andernfalls an die anderen bürgerlichen Parteien verlieren würde.\(^{72}\) Dieser Perspektive entsprang die ambitionierte Kampagne der kleinen waadtländischen CVP, die gezielt Briefe an Leiter von Kleinunternehmen in der Industrie und im Gewerbe sandte, in denen sie sich gegen die „Illusionen“ des FDP-Slogans richtete.\(^{73}\)

Auch die SVP befand sich in diesem nun offenen Wettbewerbsfeld um bürgerliche Mittelschichten, wobei Mutter- und Kantonalparteien divergierende Strategien verfolgten. Die nationale Partei blieb bei ihrem insbesondere seit 1976 eingeleiteten Öffnungskurs in Richtung Arbeitnehmer, Junge und Frauen und weg vom traditionellen Mittelstandsleitbild treu.\(^{74}\) Für den Wahlkampf pries der Präsident der Schweizer SVP, Fritz Hofmann, ihren ausgewogenen Volkspartei Charakter: ihre Zusammensetzung sei nun Abbild der schweizerischen Bevölkerung, mit drei Fünfteln Arbeitnehmern, einem Fünftel Selbständigerwerbenden und einem Fünftel Bauern.\(^{75}\) Jedoch setzte die waadtländische SVP ihrerseits die mobilizing-Strategie bei ihrer traditionellen Wählerschaft fort: Als Wahlkampfmassnahme empfahl beispielsweise die kantonale Leitung den Kandidierenden, kurz vor den Wahlen Briefe an Bauern und Selbstständige zu schicken.\(^{76}\) Wieder einigten sich die Parteikader erst nach den Wahlen darauf, dass die Zukunft der Partei doch „ausschliesslich in der Öffnung“ liege, weshalb die Partei sich nun vom bäuerlichen Anhängsel „PAI“ (Paysans, artisans et indépendants) in ihrem Namen verabschieden solle.\(^{77}\) Die nach rechts tendierende Zürcher SVP hingegen orientierte sich immer stärker in Richtung einer offensiven chasing-Strategie, jedoch – anders als die Schweizer Partei – in Richtung der konservativen urbanen Mittelschichten, welche auch die FDP und im geringeren Masse die CVP anvisierten. Seit Ende der 1970er Jahre zielte die Strategie des Parteipräsidenten Christoph Blocher auf eine doppelte Zielwahlerschaft: einerseits die breit verstandenen Mittelschichten des Kantons,


80 Die Mitte, 26.01.1979, zitiert nach ebd.  
83 Die Mutterpartei regte bspw. bei den Kantonalparteien an, die kantonalen Gewerkschaftsakteure (ggfs. das Kartell) früh in die Kampagnenplanung zu integrieren, um ihr Mobilisierungspotenzial auszunutzen. ASTi FPC 01 63.2.2, Groupe de travail pour les élections 1983: Premières infos PSS sur la campagne électorale, 1.11.1982.  
85 Ebd., Geschäftsleitung, 29./30.01.1983.
Kategorien, welche sowohl soziologische Gruppen als auch Typen von Wahlverhalten umfassten.\textsuperscript{86} Die Herausforderung, im Wahlkampf eine politische Linie zu entwickeln, stellte sich dabei im Kontext der Opposition zwischen „rot“ und „grün“ oder zwischen Wirtschafts- und Umweltfragen.\textsuperscript{87} Angesichts der schwierigen Wirtschaftslage beharrten manche Kader auf einem Fokus auf Erstere, und daher, auf die ArbeitnehmerInnen als zentrale Zielgruppe. Am Parteitag schlug der Neuenburger Nationalrat René Felber in diesem Sinne Alarm, wobei er gleichzeitig versuchte, die verschiedenen Anliegen der Neuen Linken mit diesem Fokus zu vereinbaren:

„Camarades, dans les communes de mon canton, le plus durement touché de Suisse par la crise économique, sans que les travailleurs en soient [responsables, il] y a des centaines d’hommes et de femmes qui doivent chômer, qui constatent avec amertume que leur travail, leurs qualités propres de travailleurs minutieux, consciencieux, sont devenues tout à coup sans valeur, leur dignité foulée aux pieds. Nous sommes un parti de travailleurs. Nous devons penser aux travailleurs. Penser aux travailleurs c’est aussi les faire vivre dans une société meilleure, plus juste, plus équilibrée, qui aura su résoudre ses problèmes de survie, ceux de l’écologie, qui aura su résoudre aussi les graves problèmes de solidarité. Solidarité entre les cantons suisses, entre les travailleurs du pays, mais aussi vis-à-vis de l’étranger, vis-à-vis du Tiers-monde…“\textsuperscript{88}

Aufgrund dieser Spannungen behielt die Mutterpartei dabei breite Zielgruppen im Auge, während sich die konkrete Ansprache der Wählerschaft vom Kanton zu Kanton stark unterschied. Die Tessiner und Waadtländer Parteien orientierten sich vorwiegend in Richtung der Gewerkschaften als Stimmenreservoir und Mobilisierungsräumen und fokussierten insofern auf Wirtschaftsfragen.\textsuperscript{89} Dies bedauerte jedoch eine Wahlstudie der Waadtländer SP nach den Wahlen: Die Kampagne habe damit keine „neue Sprache“ für die „neuen Wählerschaften“ (mittlere Führungskräfte, Konsumenten, Mieter, Angestellte, Rentner, Frauen und Jugend) gefunden.\textsuperscript{90} Die Studie begründete dabei die Notwendigkeit einer Kursänderung weg vom engen Fokus auf die Stammwählenden (qualifizierte Arbeiter, Beamten, Mitglieder) mit dem Wandel der Arbeitsverhältnisse: „déplacement vers le tertiaire, gonflement des cadres, maintien d’une fraction non-qualifiée aussi bien dans le secondaire que dans le tertiaire (il est vrai souvent immigrée donc privée du droit de vote)“.\textsuperscript{91} Die Frage des Platzes der ausländischen ArbeiterInnen in der Arbeiterbewegung stellte sich dabei erneut, wo hingegen sie in den 1950-60er Jahren im Zuge der spalterischen Debatte um die sogenannte „Überfremdungsfrage“ weitgehend

\textsuperscript{86} „a) membres du parti b) membres de syndicats c) travailleurs spécialisés d) fonctionnaires e) activistes critiques f) déçus [der Kategorien a) bis d), Anm. ZK] g) consommateurs h) locataires i) rentiers j) femmes k) Organisations sportives et culturelles l) jeunes primoélecteurs m) classe moyenne post-matérialiste n) autres partis o) fluctuants p) électeurs „au hasard““, PA SP VD E 1983, Rapport du Comité du groupe parlementaire: Conception de campagne électorale 1983, 17.02.1983.
\textsuperscript{87} SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 29./30.01.1983.
\textsuperscript{88} SSA Ar 1.116.26, Parteitag, 10./11.09.1983.
\textsuperscript{91} Ebd.
unterschlagen worden war. Eine ähnliche Diskussion führte die intern tief gespaltene Zürcher SP als Reaktion auf ihre Stimmenverluste bei den Kantonalratswahlen von 1983. Sie stelle sich ebenfalls die Frage, welchen Teil der immer heterogenen „arbeitenden Bevölkerung“ die SP vertreten solle, wenn nun die „Übergwäntli“-Arbeiterschaft – Arbeiter im Overall – mit der Zunahme der Dienstleistungswirtschaft eine Minderheit darstelle.92 Noch grundsätzlicher fragte aber der provokative Nationalrat Hansjörg Braunschweig nach der gegenwärtigen Aufgabe der Sozialdemokratie, denn

„die Arbeiterschaft der Schweiz werde heutzutage nicht nur ausgebeutet, sondern heute selber aus (Randgruppen [Frauen, Jugendlichen, Ausländer, Anm. ZK], 3. Welt). […] Die Gewerkschaften, Anm. ZK] und auch Teile unserer Partei wollten nicht einsehen, dass sich der Klassenkampf heute nicht mehr vor allem am Arbeitsplatz abspiele, sondern auf den Gebieten der Friedenssicherung und des Umweltschutzes“93

Von den drei Kantonalparteien sprach die Zürcher SP tatsächlich diese Themen am deutlichsten an, und adressierte somit mehr die „neue Mitte“ als die traditionelle Arbeiterschaft.


2. Religion repräsentieren: Glauben als Konfliktlinie oder verbindendes Erbe?


92 SSA Ar 27.100.55, Parteivorstand, 17.05.1983.
93 SSA Ar 1.110.74, Parteivorstand, 17.05.1983.
Ähnlich wie die sozioökonomischen Identitäten führte die konfessionelle Verankerung der Parteien anlässlich des Wahlkampfs von 1947 auf den ersten Blick zu wenigen Diskussionen in den Parteien. Die KVP setzte den Fokus im Wahlkampf auf ihre eigene innere Einheit. Die Bischöfe riefen den Klerus dazu auf, die katholischen Männer zur Erfüllung ihrer Wahlpflicht zu Gunsten der „einzigen grundsätzlich katholisch orientierten Partei“ zu ermuntern.95 Wie in früheren Wahlkämpfen sprachen die Konservativen die Katholiken in ihren Wahlkampfmaterialien als natürliche Zielwählerschaft an: So plante die Zürcher Partei Handzettel für Kirchentüren, die dank dem Einsatz der Vertrauensmänner vor jedem Sonntagsgottesdienst im Oktober „jeden männlichen Kirchenbesucher mindestens einmal erreichen [sollen] und bezwecken 1. dass er zur Urne geht und 2. dass er unsere Liste Nr. 2 [die Liste der Zürcher Christlichsozialen Partei, Anm. ZK] einwirft“.96 Die Flugschriften der Kantonalparteien sprachen Themen wie die Schulfreiheit an und wendeten sich an „katholischen Wähler“, ermunterten aber zugleich Katholiken (und Katholikinnen) dazu, diese auch in den Haushalten von gemischten oder gar protestantischen Ehen zu verbreiten, da „die mit uns sympathisierenden Protestanten und die mit Katholikinnen verheirateten Protestanten […] sehr oft empfänglich […] für unsere Ideen und Ziele [sind]“.97 Denn manche KVP-Kader erwogen schon zu dieser Zeit eine Öffnung in Richtung „nichtkatholischer Kreise“, was beispielsweise durch Inserate in der Zeitschrift Beobachter erfolgen könne.98 In seiner Rede am KVP-Parteitag stellte der Parteipräsident Josef Escher die Partei den Protestanten gegenüber als offen dar: „es haben immer positive Protestanten mit der Schweizerischen Konservativen Volkspartei mitgemacht und darin führende Stellungen bekleidet.“99 Gleichwohl assoziierte er die Partei vorwiegend mit Katholiken aller Lebenslagen: „Es ist […] klar, dass vorab alle Katholiken der Schweiz, wo sie immer sein mögen, in den katholischen Stammländen oder in der Diaspora, ob sie Bauern sind oder Arbeiter, Selbständigerwerbende oder Lohnempfänger, zu uns gehören.“100 Zur sensiblen Frage, ob es eine religiöse Grundpflicht für Katholiken gebe, die KVP zu unterstützen, gab Escher eine durchaus offene Antwort:

„Ein Katholik, dem es wirklich ernst ist um seine religiöse Überzeugung, der darf seine katholischen Grundsätze nicht auf das Privatleben beschränken, nein, der hat die Pflicht, seine innerste Überzeugung auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens zur Geltung zu bringen. […] Die Partei befasst sich mit vielen andern Dingen, die mit Religion direkt nichts zu tun haben“
und in diesen rein politischen Fragen kann auch der Katholik denken und stimmen, wie er will. Dagegen ist es jedem Katholiken verboten, einer politischen Partei beizutreten oder die Stimme zu geben oder in ihrem Sinne zu handeln, die Grundsätze und Forderungen vertritt, die mit der christlichen Sitte und Lehre im Widerspruch stehen.\textsuperscript{101}

Damit räumte Escher die Möglichkeit ein, dass Katholiken divergente Positionen zu politischen, nicht religiösen Themen (wie in diesem Jahr zur AHV) einnehmen konnten. Während die Freisinnigen die Frage der Gewissenspflicht früher als Hauptkritik an der Staatstreue der KVP verwendet hatten, versuchten sie nun diese Aussage des Parteipräsidiums in Inseraten für sich zu nutzen, in denen sie basierend auf verstümmelten Zitaten von Eschers Rede Katholiken in die FDP einluden. Die Antwort der KVP darauf machte nun deutlich, dass die Partei als einzige „...auch im öffentlichen Leben die Grundsätze des Christentums verficht“, während die Kirche die Unvereinbarkeit zwischen Katholizismus und Liberalismus klar postuliert habe.\textsuperscript{102} Ähnlich erinnerte vor den Wahlen die Zeitung \textit{Vaterland} an die Unvereinbarkeit von Sozialismus und Christentum mit einem unkommentierten Zitat aus der Enzyklika \textit{Quadragesimo anno} (Pius XI, 1931).\textsuperscript{103}

Die konfessionelle Frage blieb 1947 also eine Trennlinie zwischen den Parteien und bot noch einiges Zündstoff: Am offiziellen Besuch des Bundesrats in Rom anlässlich der Heiligsprechung von Bruder Klaus Anfang 1947 stiessen sich die Freisinnigen sehr. Sie zögerten jedoch, dies öffentlich als Bruch der Staatsneutralität zu kritisieren.\textsuperscript{104} Die bissige Kritik der Sozialdemokraten an diesem Anlass hingegen lieferte den Konservativen Munition im Wahlkampf, um ihre Anhänger zur Verteidigung des Christentums zu mobilisieren.\textsuperscript{105} In einigen Kantonen, oft jenen mit gemischten Konfessionsverhältnissen, prägte noch ein regelrechter Kulturkampf die Mobilisierungspraktiken der Parteien. In den Kantonen wo die Protestanten die Minderheit darstellten, nützte die FDP beispielsweise ihre Nähe zu den protestantischen Vereinen für ihre Wahlmobilisierung.\textsuperscript{106} Trotz oder wohl eher dank der gegenseitigen Anfeindungen in der Öffentlichkeit gelang es katholischen und protestantischen Parteien in der Regel, die betreffenden bürgerlichen Wahlstimmen gut unter sich aufzuteilen. Nach den Wahlen reflektierte in diesem Sinne der Zürcher CSP-Sekretär das angespannte Wettbewerbsverhältnis mit den „katholikenfreundlichen Demokraten“, während die Partei mit den (protestantischen) Freisinnigen und Bauern eigentlich gut zusammenarbeiten könne.\textsuperscript{107} Nur die kleine Evangelische Volkspartei (EVP) behalte starke „antikatholische Affekte“ bei.\textsuperscript{108} Für die Partei konnte

\textsuperscript{101} Ebd.
\textsuperscript{102} BAR J2.181 1987/52_60_528, Communiqué: “Freisinniger Stimmenfang”, [1947].
\textsuperscript{103} Sozialismus unvereinbar mit Christentum, in: Vaterland, 24.10.1947.
\textsuperscript{104} BAR J2.322-01 2009/263_13_50, Geschäftsleitung, 2.04.1947.
\textsuperscript{105} BAR J2.181 1987/52_60_528, Communiqué der KVP: „Katholiken geben die Antwort mit dem Stimmzettel! 4 Jahre sozialistische Katholikenhetze“, [1947].
\textsuperscript{107} BAR J2.181 1987/52_60_528, Brief der Zürcher CSP an das Sekretariat der KVP, 21.02.1948.
\textsuperscript{108} Ebd.
dabei gerade diese Opposition die Mobilisierung der katholischen Wähler durch die Auslösung eines Minderheitsreflexes vereinfachen.

„Christliche Demokratie“ für alle Bürger?


„Dass Katholiken und Protestanten ein gemeinsames politisches Programm haben können, zeigt Deutschland, wo die Schaffung einer einzigen Partei es ermöglicht hat, die Zugehörigkeit zum Westen zu behaupten, die christlichen Prinzipien aufrechtzuerhalten, die Stabilität der Regierungen zu gewährleisten und die lebenswichtigen Probleme der Nation zu lösen. Ich will nicht so weit gehen, eine gleiche Lösung für unser Land zu fordern. Seine Geschichte scheint dies zu verunmöglichen... Aber wenn eines Tages die Umstände dies erfordern sollten, so wird man auf alle Menschen guten Willens appellieren müssen, alles Trennende auszuschalten... Auch über die konfessionellen Schranken hinaus verlangt die geschichtliche Wirklichkeit unseres Landes den Willen zur Zusammenarbeit.“

Während die Möglichkeit einer Fusion mit der EVP im Sinne dieser Zusammenarbeit nur kurz im Gespräch stand, erfüllte die offensive Besetzung und Verwendung der christlichen Werte durch die KCVP die anderen Parteien mit Sorge. Diese setzten als Reaktion ebenfalls religiöse Themen auf ihre Wahlkampfagenda, sodass in diesem Wahlkampf die Bedeutung des Christentums – ob katholisch oder protestantisch – in der Schweizer Politik nahezu als Konsensthema erschien. Selbst die SP erkannte im neuen Parteiprogramm die historische Bedeutung christlicher Überzeugen an und richtete


113 PA SVP BE 1.62.3, Communiqué „Christ und Politik“, 28.08.1959.
115 Ebd.
116 Ebd.
118 Inserat „Ein offenes Wort an die katholischen Wähler“, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 23.10.1959.
119 Ebd.
120 BAR J2.181 1987/52_63_532, Mitteilungen des Generalsekretariates des SKVV, 1.02.1959.
einer konfessionellen Öffnung fielen nämlich zur gleichen Zeit wie die Abkoppelung des katholischen Handlungssystems von ihr.

Die meisten Reaktionen gegen die KCPV-Kampagne aus dem protestantischen Lager bezogen sich dabei auf die protestantischen Wähler selbst, welche die KCVP nun an sich zu binden versuchte. Persönlichkeiten aus protestantischen Organisationen zweifelten öffentlich an der Offenheit der „christlichen Politik“ der KCVP, welche schlussendlich doch nur katholisch sei und dem reformierten Glauben keinen Platz lassen würde. Ohne klare Wahlgebote zu äussern, wurde damit den protestantischen Wählern klar davon abgeraten, sich der KCVP anzuschliessen. Schlussendlich brachte die neue KCVP-Linie also mancherorts eine Rückkehr kulturkämpferischer Töne seitens der protestantischen Parteien, ob säkular (FDP) oder konfessionell (EVP, zum Teil auch BGB). Damit bezweckten sie, antikatholische Affekte protestantischer Wähler für sich zu mobilisieren, was der EVP neue Stimmen und sogar ein zweites Nationalratsmandat in Zürich brachte.

Dabei gab es innerhalb der KCVP selbst keine klare Linie, ob das Bekenntnis zur christlichen Demokratie wirklich an neue protestantische Wähler adressiert war oder ob sie weiterhin vor allem katholische Stammwähler überzeugen sollte. Manche kantonalen Parteiakteure kritisierten die Vernachlässigung der traditionellen katholischen Identität als Bindeglied für Katholiken, und sahen sich darin durch die Stimmenverluste der Partei bestätigt. In seinem Wahlbericht antwortete Rosenberg auf diese Kritik und verdeutlichte dabei die ambivalente Neuorientierung der Partei zwischen mobilizing und chasing. Die nur halbwegs guten Ergebnisse der Partei seien einfach durch die Demographie zu erklären: Der Stimmenzuwachs der 1950er Jahre dank der Bedeutungszunahme der Christlichsozialen in den Diasporakantonen habe sein Ende gefunden, was die neue Ausrichtung der Wahlkampagne nötig mache. Die Öffnung in Richtung Protestanten sei ohnehin eine historische Tradition der Partei, welche „nie eine konfessionelle Partei nur der Katholiken“ war. Dabei könnten wohl, so Rosenberg, die Katholiken die Hauptzielgruppe der Partei bleiben: Die neue Wahlparole hindere sie nicht daran, „die catholicen Christen als Katholiken anzusprechen überall dort, wo dies zum Erfolg nötig ist“, „Protestanten, die sich dadurch abgestossen fühlen sollten, gehören kaum in unsere Partei“. Die Verteidigung der schweizerischen Katholiken und insbesondere die Anfechtung der Ausnahmeartikel zum Verbot der Jesuiten in der Schweiz gehörte weiterhin zum Kern der KCVP-Existenzberechtigung. Viele Wahlkampfmaterialien sprachen weiterhin direkt Katholiken an. So

124 Ebd.
wendete sich die KCVP in einem französischsprachigen Wahlauftrag zwar an „concitoyens“, beanspruchte aber deren Repräsentation klar entlang einer konfessionellen Linie: „En votre nom, nous réclamons ce que la démocratie laïque nous a refusé: égalité de droit par la suppression des injustes articles d'exception, incompatibles avec un Etat fondé sur le droit“.

Vielmehr als eine angebotene Hand an protestantische Wähler stellte die christliche Demokratie für Rosenberg ein positives Mantra zur Stärkung der Partei in all ihrer Heterogenität dar. Katholiken sollten damit endlich aus dem „Ghetto“ aussteigen können:


Gerade mit der vollzogenen politischen Integration der Katholiken schwächte sich aber die Notwendigkeit und Legitimität des politischen Katholizismus ab. Während einige Kantonalparteien, zum Beispiel in der Diaspora, noch einige Jahre an ihrer „katholischen“ Identität festhielten, gab die Mutterpartei selbst bald ihre doppelte Ansprache der „Christen“ und „Katholiken“ in Wahlen auf:

Bereits 1963 wendete sie sich an „alle Bürger guten Willens“, um ihren säkularisierten, breit gehaltenen Slogan „Mit uns die Zeit gestalten!“ zu erfüllen.

_CVP weiterhin als Katholikenpartei?_


Die WEMA-Umfrage identifizierte immerhin die Selbsteinordnung als „religiöös“ als bedeutendstes Merkmal für CVP-Sympathisanten. Neben ihrer Offensive in Richtung protestantischer Wähler benutzte die CVP somit weiterhin eine _mobilizing_-Strategie, um die älteren, praktizierenden KatholikInnen zur Urne zu bringen.

---

130 StABS 947 D17.1, Generalsekretariat der CVP: Vertraulicher Bericht, Das politische Bewusstsein in der Schweiz, 1970.

Christliche Parteien für Werte und Familie


132 PA CVP ZH, Kantonalkomitee, 18.05.1971.
133 PA CVP CH W (2), Neidhart, Leonhard: Anmerkungen zur Infosuisse-Studie, 12.08.1982.
134 PA CVP ZH, Wahlanalyse 1979, [1981].
135 ACV PP 985/9, Comité cantonal, 11.06.1982.
Diasporakantonen geschwächt habe.\textsuperscript{136} Das von Urs Altermatt beschriebene „historische Dilemma der CVP“ zwischen Sondergesellschaft und Integration wurde tatsächlich in den 1980er Jahren immer spürbarer: Die chasing-Strategie in Richtung Protestanten hatte ihre Grenzen gezeigt und nun war auch das reine mobilizing der Stammwähler aufgrund der Auflösung des katholischen Handlungssystems in Gefahr.\textsuperscript{137} Erst dieser Prozess lockerte in den 1990er Jahren die lange scheinbar feststehenden konfessionellen Grenzen der bürgerlichen Parteilager langsam auf.

3. Raum repräsentieren: Zwischen Kantonen, Städten und Landschaft

Der Einfluss des Raumes auf Wahlprozesse hat die Wahlforschung seit den Anfängen der géographie électorale im 19. Jahrhundert bis zu den gegenwärtigen Analysen helvetischer Urnengänge auf der Basis des sogenannten Röstigrabens oder des Bruchs zwischen Stadt und Land beschäftigt.\textsuperscript{138} Weil sie auch zentral für die Ausübung der demokratischen Rechte ist, insbesondere in einem ausgeprägten föderalen System wie jenem der Schweiz, prägt die Dimension des Raumes tatsächlich bis heute die Wahrnehmung der Wählerschaft. Für die parteipolitischen Akteure war der Raum als Einordnungskategorie eine politische Realität, die sehr früh auch quantitativ greifbar wurde. Die lange starren politischen Karten von Hochburgen und Missionsgebieten, auf die die Parteien implizit oder explizit ihre Mobilisierungsstrategien ausrichteten, wurden dabei bald von den Bevölkerungsbewegungen zwischen Kantonen sowie zwischen Stadt und Land in Frage gestellt.

Eidgenossen und Diaspora


\textsuperscript{137} Altermatt: Das historische Dilemma der CVP, 2012.
\textsuperscript{139} Voutat: La codification du vote en Suisse, 1996.
verbessern. Für die Wahlen von 1947 plante die Partei Listen in allen Kantonen vorzustellen, was aber mangels entsprechendem politischen Personal nicht gelang.\textsuperscript{140} Nach den Wahlen verortete Rosenberg noch grosse Reserven an katholischen Wählern in protestantischen Kantonen, welche für die Erhöhung der KVP-Stimmenzahl auf eidgenössischer Ebene mobilisiert werden könnten.\textsuperscript{141} Diese Strategie trug in den 1950er Jahren zum stimmen-, aber auch mandatsmässigen Wachstum der Partei bei, wie 1951 mit dem ersten KVP-Nationalrat aus der Waadt.

Über diese Rechnungen und Langzeitstrategien auf eidgenössischer Ebene hinaus ging es in Bezug auf die Binnenmigranten für die Kantonalparteien auch um konkrete Mobilisierungspraktiken und Detailberechnungen der Wählerschaft. Auch auf dieser Ebene konnten nämlich Emigrierte die Stimmenzahlen beeinflussen. Diese Überlegung kam vor allem im Kanton Tessin zum Ausdruck, der eine bedeutende Aus-, aber auch Einwanderung erlebte. Bei der straffen Kampagne der Tessiner KVP von 1947 berücksichtigte beispielsweise das konservative Kontroll- und Mobilisierungsnetz in den Gemeinden auch die parteinahen Tessiner, welche sich temporär in anderen Kantonen befanden.\textsuperscript{142} Zudem interessierte sich der Parteisekretär Amedeo Boffa nach den Wahlen für die 13500 gemeldeten Eidgenossen im Tessin: Von den 2000, welche gewählt haben sollen, habe sich ein grosser Teil freisinnig entschieden – was die höhere Stimmenanzahl dieser Partei durcharaus erkläre. Der Partei fehle also ein „schneller Anzeigedienst“ zu den konservativ tendierenden Zuzügler ins Tessin, welcher anscheinend auf freisinniger oder auch sozialdemokratischer Seite vorhanden sei.\textsuperscript{143} Auch wenn dieser Vorschlag auf eidgenössischer Ebene nicht verwirklicht wurde, zeigte sich Boffa im Vorfeld der Wahlen von 1959 wieder bezüglich der Bevölkerungsbewegungen im Tessin besorgt: Die leichten Stimmenverluste der Partei seit 1951 erklärte er nämlich mit den rund 2000 naturalisierten Ausländern seit den 1940er Jahren, die laut seiner Schätzungen zu zwei Dritteln freisinnig wählen würden, und wieder mit den Eidgenossen – nun 11.7% der Tessiner Bevölkerung (9.2 % im Jahr 1947).\textsuperscript{144} Dieses Mal führte er eine Umfrage bei den lokalen Sektionen durch mit dem Ziel, neue konservative Wähler oder zumindest „jene, deren politische Farbe uns nahe steht“ zu registrieren (damit war möglicherweise eine EVP-Nähe im Fall protestantischer Eidgenossen gemeint).\textsuperscript{145} Die Sektionspräsidenten lieferten genaue Angaben zu den Zugewanderten aus der Deutschschweiz sowie aus der Romandie in ihren Gemeinden, insbesondere über ihre Konfession sowie ihre sicheren oder möglichen parteipolitischen Sympathien oder sogar ihre gewerkschaftliche Zugehörigkeit.\textsuperscript{146} Sie

\textsuperscript{140} BAR J2.181 1987/52_22_234, Leitender Ausschuss, 17.10.1946.
\textsuperscript{141} Rosenberg: Die politische Lage in Zahlen, 1948.
\textsuperscript{142} BAR J2.181 1987/52_60_528, Brief von Amedeo Boffa an Martin Rosenberg, 30.01.1948. Die Kantonalpartei organisierte sogar finanzielle Entschädigungen für die Heimreise aufgrund der Wahlen.
\textsuperscript{143} Ebd.
\textsuperscript{144} ASTi 3.3.1 56.4.2, Rapporto del segretario Amedeo Boffa al presidente Franco Maspoli, 2.03.1959.
\textsuperscript{145} ASTi 3.3.1 56.2.3, Inchiesta sui confederati con diritto di voto in vista delle elezioni nazionali del 1959, 1959.
\textsuperscript{146} Aus der Gemeinde Medeglia meldete der Sektionspräsident einen 40-jähriger Mechaniker aus Emmen (Luzern), über den die Sektion aber noch wenig erfahren habe, abgesehen davon, dass er mit einer „Medeglierin von einem freisinnigen Haus“ verheiratet sei, dass ihre vier Söhne jedoch die Kirche besuchen würden. Ebd.
meldeten auch, dass manche protestantischen Wähler bereits deutschsprachige Wahlpropaganda von den Freisinnigen bekommen hätten. Und tatsächlich richteten die anderen Tessiner Parteien im Wahlkampf Broschüre und Flugblätter auf Deutsch an diese Wähler.\textsuperscript{147} Die Frage war offensichtlich so sensibel, dass Boffa kurz vor den Wahlen die Sektionen anwies, die Neuanmeldungen im Wahlregister nach Missbräuchen zu prüfen: Kurzzeitaufenthalter durften nämlich nicht im Tessin abstimmen.\textsuperscript{148} Diese Mobilisierungspraktiken lassen sich gewiss mit dem besonderen Tessiner Kontext und insbesondere mit der starken parteipolitischen Markierung jeder Familie, sogar jedes Wählers, erklären, welche ein solches Registrieren der mobilen Wähler mehr als anderswo denkbar machte. In anderen Kantonen versuchten Parteien aber ebenfalls, zugewanderte Wähler anzusprechen, welche konfessionell, aber auch sozioökonomisch als Teil ihrer selbstverständlichen Stammwählerschaft wahrgenommen wurden.\textsuperscript{149}

Während die KVP in den 1950er Jahren am meisten von dieser Ausschöpfungsstrategie ihrer Stammwähler in Diasporakantonen profitiert hatte, nahm ihr dortiges Stimmenreservoir an KatholikInnen ab den 1960er Jahren ab. Weil die Partei aber auf neue protestantische Wähler in diesen stark bevölkerten Kantonen hoffte, nahm das CVP-Konzept von 1971 auf der Basis der WEMA-Studie die Kantone Zürich, Aargau, die zwei Basel sowie Genf in den Fokus der Kampagne. Hingegen wurde das Wallis als „problemlos“ bezeichnet, während das Tessin „nicht in die Basiswertung einbezogen“ wurde.\textsuperscript{150} Der Leitende Ausschuss und die Fraktion diskutierten jedoch die Anpassungsmöglichkeiten der Kampagne auf kantonaler Ebene, wobei der Aargauer Nationalrat Julius Binder zu bedenken gab: „In dieser Betrachtungsweise ist es dann eine Frage der Dosierung, um zu verhindern, dass Stammwähler absplittern. Diese Dosierung muss von Kanton zu Kanton neu gefunden werden.“\textsuperscript{151} Bei der Themensetzung seien beispielsweise laut dem Graubündner Nationalrat und ehemaligen Parteipräsidenten Ettore Tenchio die Probleme der Strukturpolitik „entscheidend, um noch mehr Leute anzuziehen in jenen Gebieten, die uns nahestehen“.\textsuperscript{152} Somit würde diese Strategie „keine Vernachlässigung der Stammgebiete“ bedeuten, denn die föderalistische Funktionsweise der Partei würde eine solche „Dosierung“ je nach kantonalem Kontext ermöglichen.\textsuperscript{153} Die Landespartei investierte jedoch in den Mittellandskantonen klar am meisten Mittel für Inserate und Plakate. Hans Niemetz beurteilte diese Strategie nach den Wahlen durchaus positiv:

\textsuperscript{147} ASTi FPC 01 62.2.1, Flugblatt Liberal-radikale Partei des Kantons Tessins, „Zu den bevorstehenden Nationalratswahlen“, [1959].
\textsuperscript{148} ASTi 3.3.1 56.3.3, Rundschreiben Amedeo Boffa an die lokalen Sektionen, 3.10.1959.
\textsuperscript{149} So wendete sich die SP 1947 bspw. an die deutschsprachigen Bürger in der Waadt. ACV PP 225/8, La voix socialiste, Bulletin du parti socialiste vaudois, Oktober 1947.
\textsuperscript{152} Ebd.
\textsuperscript{153} Ebd.
„Falls eine detaillierte Analyse bestätigen sollte, dass die von der Partei angestrebte relative Verbesserung ihrer Positionen in der Diaspora – wenn auch nicht überall und nur in bescheidenem Rahmen – tatsächlich geglückt ist, dass ihr auch der Einbruch in neue Wählerschichten teilweise gelungen ist, dann war der Wahlkampf trotz des Rückgangs des Stimmenanteils und trotz des Verlusts eines Mandats ein Erfolg.”


Zwischen „Missionsgebieten“ und „Einheit von Stadt und Land“

Erstaunlich diskret blieb hingegen die Frage der Stadt/Land Unterschiede in den Diskussionen der Parteien in den 1940er und 1950er Jahren, obwohl die fortgesetzte Landflucht auch diesbezüglich die politischen Gleichgewichte langfristig zu verändern drohte. Das Schreckgespenst der in der Zwischenkriegszeit teilweise daraus entstandenen Spannungen blieb stark in Erinnerung. In den ersten Nachkriegsjahrzehnten betonten die bürgerlichen Parteien daher gerne die Einheit zwischen Stadt und Land, verstanden als ein weiteres Zeichen des eidgenössischen Konkordanzgeistes. Diese Einheitsrhetorik und das darunter verborgene Spannungsverhältnis waren besonders brisant bei der BGB. Ihr Jahresbericht nach den Wahlen von 1959 anerkannte zwar den langsamem Rückgang der

155 PA CVP CH W (3), Brief von Viktor Kuhn an Hans-Peter Fagagnini, 9.01.1982.
158 Vgl. Kap. 6.1.2. zur Verwirklichung dieses Leitbildes bezüglich der Wahllisten.
ländlichen Bevölkerung, welche jedoch „nach wie vor das Rückgrat der Partei“ bilde. \(^{159}\) Die Städte könnten aber ein Potential für sie darstellen, wie ihr Jahresbericht behauptete:

„die BGB [ist] fest mit der Landschaft verwurzelt […] und [findet] mit ihrem mittelständischen Gedankengut auch überzeugte Anhänger in den Städten […], womit für Stadt und Land eine Einheit geschlossen [wird], die einen wesentlichen Beitrag zur Stärkung eines guteidgenössischen Fundamentes [leistet]“. \(^{160}\)


„Ein weiterer Grund der Niederlage der Luzerner Sozialdemokraten besteht wohl darin, dass sie im **politischen Kongo der Schweiz**, also in den Ämtern Hochdorf, Sursee, Willisau und Entlebuch, nicht rechtzeitig und nicht systematisch genug *Pionierarbeit* geleistet haben. Die für die Erhaltung des Nationalratsitzes (als Restmandat) fehlenden 50 Wähler wären hier zu holen gewesen. Die Einbusse erfolgte im Amtsbezirk Luzern, während die sozialdemokratischen Stimmen, gesamthaft gesehen, in den erwähnten politisch *unterentwickelten* Gebieten etwas zugenommen haben. Der Weg zur Zurückeroberung des luzernischen Mandates ist demnach gewiesen.“ \(^{163}\)

In den drei letztgenannten Ämtern hatte die Partei tatsächlich weniger als 2% der Stimmen erhalten (aber immerhin 8.2% in Hochdorf). Die Beschreibung dieser Ämter als „unterentwickelt“ knüpft an das Bild einer Klan-Politik an, um die luzernische Politik zu beschreiben, welche noch stark vom Kulturkampf und von sehr tief verwurzelten parteipolitischen Bindungen geprägt war – aufgeteilt

\(^{159}\) PA SVP BE 1.62.1, Jahresbericht der schweizerischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, 1959, S. 19.
\(^{162}\) SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: SPS-Propaganda-Plan 1946-47 (Entwurf), [1946].
\(^{163}\) Escher: Rückblick auf die Nationalratswahlen 1959, 1959, S. 315f. Der Rückgriff auf eine koloniale Metapher, um politische Realitäten zu beschreiben, stellt in diesen Jahren keine Seltenheit dar, vgl. auch Kap. 4.5, Fn. 317.
zwischen der CVP (circa zwei Drittel der Stimmen) und der FDP (ein Drittel). Gerade diese Konstellation erschwerte aber für die SP das konsequente Verfolgen einer chasing-Strategie. Denn besonders auf dem Land, in kleinräumigen, zugleich noch stark vom Kulturkampf geprägten Kontexten konnten die dominanten Parteien oft noch das loyale Wahlverhalten der ihnen traditionell nahestehenden Bürger kontrollieren. In ihrem Bericht der Wahlen von 1963 schrieben Gruner und Siegenthaler:

„In politisch sehr regsgamen Kantonen wie Solothurn und Luzern ist der politische Kontakt zu den Bürgern dank dieser Kategorie der Parteimitglieder [die Vertrauensleute, Anm. ZK] so eng, dass die Parteien von fast allen potentiellen Wählern wissen, wie sie stimmen werden. Der persönliche Werbeeinsatz kann sich so auch verstärkt auf die Neuwähler und Zuzüger ausrichten, die allein eine Kräfteverschiebung verursachen könnten.“

Diese Kontrolle der Wähler auf dem Land fand dabei meistens informell auf lokaler Ebene statt. Sichtbar wurden diese Praktiken jedoch, wenn Kantonalparteien sie zu koordinieren versuchten, so die Tessiner Konservativen 1947, welche um jede Stimme kämpften, um ihre bedrohte Position im Kanton zu retten. Das Sekretariat fragte die Sektionen nach Wählerprognosen für die einzelnen Parteien. Für die Gemeinde Medeglia (heute Monteceneri) beispielsweise meldete der Sektionspräsident 35 konservative Wähler, 48 Freisinnige, sowie 27 Sozialdemokraten, was die Wahlen mit kleinen Verschiebungen auch bestätigten.

**Bedrohliche „Entpersönlichung“ der Politik in der Stadt**


166 Der Präsident konnte sogar den Wohnsitzwechsel von „zwei unserer Freunde“ vermelden, bevor sie dies selbst amtlich gemeldet hatten. ASTi 3.3.1 54.6.2, o.A.: Previsioni comune per comune, 1947.

220
Bereich in der Sehnsucht nach einer nicht medialisierten Politik zwischen theoretisch gleichen Milizbürgern aus. Diese Vorstellungen fanden sich auch in den damals für die Parteien geführten Wahlstudien wieder: So sei das soziale und politische Unbehagen des unqualifizierten Arbeiters laut der NOWLAND-Studie auch dadurch bedingt, dass er aus bäuerlichen, oft katholischen Verhältnissen „in eine andere, fremde Gesellschaftsstruktur ankommt, in der er sich aber bald unsicher und verloren fühlt, weil ihm die notwendige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit fehlt“.


169 Ebd., 24f.


171 Ebd, S. 16.

172 Ebd, S. 7; 53.

173 Ebd, S. 65.

174 Ebd, S. 66f.

Agglomerisierung der Schweiz als neue politische Gegebenheit

Die wachsenden urbanen und suburbanen Wählerschichten wurden in den folgenden Jahren zur unumgänglichen Realität, umso mehr als ihre politische Bedeutung mit den Erfolgen der Protestparteien in Kantonen wie Zürich offensichtlich wurde. Insbesondere für die KCVP fungierten die Wahlergebnisse von 1967 diesbezüglich als Weckruf. Um die Wähler der städtischen Regionen, welche für das Wachstum der Partei in den 1950er Jahren gesorgt hatten, wiederzugewinnen, solle sich die KCVP „ab sofort in all ihren politischen Äusserungen und in ihrer bewussten Selbstdarstellung urbaner [geben]“, so der Parteisekretär Hans Niemetz nach den Wahlen.178 Im Vorfeld der Wahlen von 1971 und parallel zu ihrer Parteireform zur Modernisierung des Images der Partei interessierte sie sich vermehrt für die Werte dieser urbanen Wähler, welche sich wie folgt von jenen der ruralen Wähler unterscheiden würden:

„Wähler, die in erster Linie die Wertziele der Legitimität verfechten, das heisst Ruhe und Stabilität, Ordnung und Sicherheit. Es sind die staatspolitischer eher konservativen, im agrarisch-mittelständischen Denken verwurzelten Kreise. Im andern Lager finden sich die Wählerschichten ein, deren Wertziele sich unter den Begriff ‘Funktionsfähigkeit’ subsumieren lassen. Diesen Leuten geht es vor allem um Veränderung des Bestehenden, um Reformen und

175 Ebd, S. 68.
176 Ebd, S. 7; 68f.
177 Ebd, S. 8.
neue Konzeptionen, Aufstieg und Fortschritt, und sie stammen vornehmlich aus den mittleren urbanen Kreisen."\(^{179}\)

Letztere Gruppe habe dabei mehr Potenzial als Erstere, wie die Analyse der Wahlergebnisse sowie der Bevölkerungsbewegungen im Laufe der 1960er Jahre ergeben habe.\(^{180}\) Der Fokus auf die protestantischen Kantone des Mittellandes sollte also durch eine gezielte Ansprache von urbanen Regionen (inklusive jener um Freiburg und Luzern) begleitet werden. Die Werbeberater sahen dafür einen grösseren Plakataushang sowie Inserate in regionalen Zeitungen für diese Gebiete vor.\(^{181}\)

Während sich die CVP zunehmend in Richtung der neuen (sub)urbanen Wähler orientierte, versuchten auch die anderen Bundesratsparteien deren Sorgen vermehrt anzusprechen. Insbesondere die SP sprach die neuen sozialen Realitäten der Agglomerationen an, wie 1971 mit einem Flugblatt der Zürcher Parteisektionen von Greifensee und Volketswil, adressiert an die „grünen Witwen“:


Geschickt verband die Figur der grünen Witwe damit Fragen des Mutterseins mit Sorgen des neuen suburbanen Lebens rund um die Wohnpolitik, die Verkehrinfrastruktur oder die Lebensqualität. Mit der Wohnfrage als verbindender Sorge der (sub)urbanen Wähler ausgeschloss sich die SozialdemokratInnen tatsächlich ein solides neues Fundament in diesen Jahren des unvermeidlichen Wandels ihrer traditionellen Wählerschaft. Während die SozialdemokratInnen diese Frage schon vorher angesprochen und zum Trumpf ihrer Stadtpolitik in den „roten“ Städten der Zwischenkriegszeit gemacht hatten, stützten sie sich nun, da ihr Repräsentationsanspruch in Bezug auf die Arbeitschaft ins Wanken geriet, umso mehr darauf. Mit dem Kampf um die Verteidigung des Mieterschutzes boten sich spezifisch die breite Gruppe der MieterInnen vermehrt als Zielwählerschaft und die Mieterverbände als Partner an.\(^{183}\) Symbolisch erwies sich dabei die Beanspruchung der Repräsentation der MieterInnen und ihrer Sorgen als wenig spalterisch und als durchaus legitimierend in einem Land, das stark von einer Mieterkultur geprägt ist.\(^{184}\)

---


\(^{180}\) BAR J2.181 1987/52_72_626, Konferenz der Wahlkampfleiter, 8.02.1971.


\(^{182}\) SSA Ar 27.60.37, Flugblatt “Rote Rosen für grüne Witwen”, [1971].

\(^{183}\) Vgl. Kap. 6.1.2 zu dieser Frage bezüglich der Kandidaturen.


4. Alter repräsentieren: Zwischen „Bunkerjugend“ und Senioren


"Die Jugend wählt links!"


In diesen Jahren stellten die Wahlkampfmaterialien in erster Linie den Mann oder Familienvater im mittleren Alter in den Mittelpunkt. Dabei kontrastierte die darin vorgeschlagene Vorstellungswelt der Schweizer Politik zunehmend mit jener der kommerziellen Werbung, welche die Jugend als eigenständige Adressatin erkannt hatte. Noch bezüglich der Wahlen von 1963 stellten Gruner und Siegenthaler fest, dass „keine Partei direkt an die Jungen, die Neuwähler appelliert. Die Parteien tun dies wohl aus der Erfahrung der schwierigeren politischen Mobilisierbarkeit der Jungen. […]“ Obschon es also für

191 SSA Ar 1.230.6, Brief des SP-Sekretariates an die Kantonalparteien, Sektionen, Parteipresse, 25.09.1959; Briefmodelle „Die Jugend wählt links!“; „Das geht die jungen Wähler an!“, [1959].

225
die Parteien erfolgversprechend sein müsste, diese Wählerkategorie durch eine besondere Programmatik für sich zu gewinnen, möchten sie offenbar nicht den Eindruck der nur-'jungen' Partei erwecken und damit für ältere Stamm- oder Marginalwähler weniger attraktiv erscheinen.\textsuperscript{[193]}


\textit{Jugend als politische Ziel- und Problemgruppe}


Wahlen den Höhepunkt offensichtlich überschritten. Das Gleiche gilt von der Erscheinung der ‘Unruhe’ und des ‘Unbehagens’ unter der Jugend, die heute eine sehr viel differenziertere Analyse erheischt als vor ein, zwei Jahren."\(^{197}\)

Um diese progressive, „tolerante und aufgeschlossene“, aber die Krawalle ablehnende und deshalb FDP-affine Jugend zu erreichen, publizierte die Partei eine Inseratenserie und einen Faltprospekt, in denen Spitzenpolitiker der Partei „heiße“ Fragen der Jugend beantworteten.\(^{198}\) Der populäre, als progressiv geltende Tessiner Bundesrat Nelio Celio äusserte sich darin folgendermassen zum Thema Revolution:

„Mit der Jugend bin ich der Auffassung, dass sich unsere vorwärtsstrebende Gesellschaft nicht immer auf die gleichen Prinzipien und Institutionen stützen kann. Nur: Wenn Sie auf die Strasse gehen und Veränderungen mit Gewalt erzwingen wollen, erreichen Sie höchstens das Gegenteil: Die ‘schweigende Mehrheit’ der älteren Bürger wird nach der gegenteiligen Richtung radikalisiert und verhindert schliesslich als „Partei der Angst“ jede vernünftige Erneuerung. Ob die Jugend innerhalb oder ausserhalb der Parteien politisieren will, ist ihre Sache.\(^{199}\)

Diese moderate Haltung gegenüber den Forderungen der Jugendbewegungen kontrastierte aber mit der viel härteren, verständnislosen Haltung vieler Freisinnigen und allgemein vieler Bürgerlichen, welche das Unverständnis mancher Wähler gegenüber den Jugendbewegungen politisch zu instrumentalisieren versuchten.\(^{200}\) Zudem hatte sie innerhalb der Partei wenig konkrete Folgen. Zwar zeigte sich die FDP-Jugendsektion durchaus sehr engagiert im Wahlkampf. Vielerorts war aber ihre Berücksichtigung sowie überhaupt die Integration von mehr Jugendlichen in der Partei lediglich ein Wunsch der Parteikader. Dem Auftrag der Parteizentrale, Veranstaltungen für Jugendliche durchzuführen, kamen die lokalen und kantonalen Parteien in unterschiedlichem Umfang nach.\(^{201}\) Das die Jugend betreffende Stigma war zudem weiter spürbar, beispielsweise im Kampagnenplan, welcher empfahl, „die Bedeutung der jungen Generation als Wähler nicht überzubetonen, da sonst ältere Wähler entsprechende negative Reaktionen zeigen können.\(^{202}\)

Gerade diese Einstellung schien auch bei den anderen bürgerlichen Parteien zu herrschen, denn die CVP und SVP starteten keine besonderen Offensiven in Richtung der Jugend. Selbst die SP wandte sich dieser Gruppe wenig zu. Manche Parteikader betrachteten dabei die beginnende Spaltung der Partei zwischen der traditionellen, gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Linie und den linksradikalen, neomarxistischen Ideen vieler neuer, intellektueller junger Mitglieder mit Sorge. Somit ergebe sich, so der Sekretär Jean Riesen, die Schwierigkeit, die „Bunkerjugend“ und die „Landfrauen“

\(^{198}\) Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz: Junge stellen heisse Fragen an den Freisinn, 1971.
\(^{199}\) Ebd.
\(^{200}\) Vgl. dazu Kap. 5.3.2.
auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.203 Die waadtländische SP litt besonders unter diesen internen Spannungen, die bei den zwei Parteitagen des Jahres 1971 eklant wurden und auch an die Öffentlichkeit gelangten. Manche Jugendlichen fühlten sich von der alten Garde der waadtländischen SP nicht ernst genommen und suchten nun bei der RML Zuflucht.204 Dass auch die Mutterpartei die Jugend zu sehr vernachlässigt habe, nannten manche Kader nach den Wahlen als Grund für die enttäuschenden Ergebnisse. Die Partei gelte bei ihnen aufgrund ihrer Bundesratsbeteiligung als veraltet und inkonsequent.205


Senioren als neue Hoffnung für die Wahlen?


203 Wobei er beide Kategorien als einander ausschliessend konstruierte. Er verwies dabei auf die Forderung nach einem autonomen Jugendzentrum in Zürich. ACV PP 225/38, Assemblée consultative des partis socialistes romands, 6.03.1971.
204 Ebd., Comité directeur, 10.05.1971.
205 SSA Ar 1.110.61, Parteivorstand, 18.12.71.

Dass die Parteien die ihnen traditionell nahestehenden Senioren als leicht zu mobilisierende Stammwählende und somit Wahlreservoir wahrnahmen, zeigte sich ferner in ihren vermehrten Bemühungen, sie zum Umgang zu bewegen. Altersheime wurden mancherorts zu Orten kontroverser Kampagnenaktionen, bei denen die Parteien den Gang zur Urne für Senioren vereinfachten (insbesondere mittels Stellvertretungen), dabei aber auch Werbung für sich selbst betrieben.\textsuperscript{214} In manchen Parteien wurden auch „Wahlhilfen“ organisiert, zum Beispiel ein Auto-Transport zum Wahlbüro.\textsuperscript{215} Aus der Alterung der Gesellschaft, aber auch der erschwerten Weitervermittlung des traditionellen Wahlverhaltens an die junge Generation zogen die Parteien ihre

\textsuperscript{210} BAR J2.181 1987/52_72_626, Inserat „Alter darf kein Abschied sein“, [1971].
\textsuperscript{211} ACV PP 552/208, Inserat „Une vie intégrée et sans préoccupation pour les personnes âgées“, [1971].
\textsuperscript{212} SSA QS 37.5, SP des Kantons Zürich und Gewerkschaftskartell: Brief an AHV-Rentner, [1971].
\textsuperscript{215} Wie zum Beispiel bei der Berner SVP 1983, wobei dieses Vorgehen auch links zu finden ist. SVP BE 6.3.1, Brief der SVP-Sektion Ins, [Oktober 1983].
Schlüsse. Für die CVP-Kampagne von 1983 beispielsweise betonte Leonhard Neidhart das Potenzial der Partei bei älteren, religiösen Menschen, welche es verstärkt zu mobilisieren gelte.\textsuperscript{216} Noch klarer meinte die Sozialdemokratin Lilian Uchtenhagen 1983 diesbezüglich: “Es gehen eher ältere Leute an die Urne, deshalb ist die soziale Sicherheit von grosser Bedeutung”.\textsuperscript{217} Weil diese Gruppe auch demographisch wuchs, stieg somit ihr Gewicht in der Schweizer Politik, was Grüner 1987 als Vorteil für die bürgerlichen Parteien sah.\textsuperscript{218} Die Beachtung des Alters bei den parteipolitischen Wahlstrategien verdeutlicht also im Fall der Jugend die abgeschwächte generationelle Vermittlung der parteipolitischen Sympathien im Laufe der Nachkriegszeit, aber auch die wachsende politische Bedeutung der Senioren.

5. Geschlecht repräsentieren: Die Bürger, aber auch „die Damen“ ansprechen


\textit{Frauenwerbung vor dem Universalstimmrecht}

Frauen waren dabei lange vor 1971 im Wahlkampf präsent. In wenigen Kantonalparteien (bei der SP und bei manchen freisinnigen Parteien) konnten sie Mitglieder sein und sich im Wahlkampf als Helferinnen engagieren.\textsuperscript{220} Dass Frauen ansonsten als durch die mündigen Männer ihres Haushaltes repräsentiert galten, wurde in den zahlreichen Wahlkampfmaterialien ausgedrückt, welche sich an den gesamten Haushalt wendeten und die Lage der Frauen und der Familien thematisierten oder sie bildlich darstellten.\textsuperscript{221} Frauen waren manchmal auch selbst Adressatinnen, und nicht nur Gegenstand, der politischen Kommunikation im Wahlkampf. Die SP, und genauer die SP-Frauen, wendeten sich

\begin{footnotesize}
\textsuperscript{216} PA CVP CH W (2), Neidhart, Leonhard: Anmerkungen zur Infosuisse-Studie, 12.08.1982.
\textsuperscript{217} SSA Ar 1.110,74, Geschäftsleitung, 29./30.01.1983.
\textsuperscript{218} Grüner: Die direkte Demokratie in der Bewährungsprobe, 1987, S. 291.
\textsuperscript{219} Semantisch führte diese männliche Prägung der Bürgerschaft insofern zu Schwierigkeiten, als die Schweizerinnen, selbst stimmrechtslos, auch Bürgerinnen waren, weshalb anlasslich der Debatte um das Universalstimmrecht solche Begriffe wie Stimmbürgerin verwendet wurden, um ihren neuen Status zu bezeichnen.
\textsuperscript{220} So lud die waadtländische SP „Frauen wie Männer“ dazu ein, beim Senden von Wahlbroschüren zu helfen. ACV PP 225/8, Brief der waadtländischen SP an die Mitglieder, 18.10.1947.
\textsuperscript{221} Vgl. Kap. 5.3.1.
\end{footnotesize}

„Die Hausfrau wirft ihren ganzen Einfluss in die Waagschale für den Landesring, der für erschwingliche Preise kämpft. Denkt an das plötzliche Verbot der Migros-Wagen in Rorschach und was weiter droht!“


223 StAZH III Ao 2/2, Flugschrift „Katholische Frau! Sei echte Stauffacherin!“, [1947].
224 Ebd., Flugschrift „Wer Schweigt... schadet der Heimat“, [1947].
1959 ermöglichte die auf eidgenössischer Ebene gescheiterte Abstimmung zum Universalstimmrecht den Waadtländerinnen als ersten Frauen der Schweiz, sich an den Ständeratswahlen vom Oktober desselben Jahres zu beteiligen. Die vier waadtändischen Parteien schwankten dabei zwischen dem Stolz, als Pionierkanton zu gelten, und der Angst, dass die Frauen eine uninformierte – oder schlichtweg eine für sie ungünstige – Wahl treffen würden. Die PdA-Ständeratskandidatur der Frauenstimmrechtsaktivistin und Friedensaktivistin Marceline Miéville löste bei ihnen eine gewisse Fieberhaftigkeit aus, da sie befürchteten, dass die Neuwählerinnen sich für diese erste Ständeratskandidatin entscheiden würden. \(^{229}\) Im Kontext eines verschärften Antikommunismus im Kanton wandten sich deshalb sowohl die Sozialdemokraten als auch die bürgerlichen Parteien eindringlich an die Wählerinnen, um sie an ihre neuen Verantwortungen für den Kanton zu erinnern. Die kantonale SP sprach in einem an diese gerichteten Brief Themen wie die Mutter- sowie Krankenversicherung oder die Bildung an und endete mit dem folgenden, subtil gegen die PdA-Kandidatin gerichteten Wahlauftrag: „il convient que vous songiez non seulement à élire un homme, mais à faire triompher une volonté de progrès.“ \(^{230}\) Daneben fügte die Partei bei ihren Briefen für männliche Wähler den Hinweis an, dass sie auch „ihr“ Frauen beeinflussen könnten: „P.S. – N’oubliez pas que la composition du Conseil des Etats est aussi déterminante pour l’évolution de la politique fédérale; ce qu’il faut rappeler à nos concitoyennes… dans la mesure de notre influence sur elles.“ \(^{231}\) Die bürgerlichen Parteien ihrerseits riefen, unterstützt durch die bürgerlichen Frauenstimmrechtsaktivistinnen des Kantons, zur Wahl des bürgerlichen Ständeratstickets im Namen des „gesunden Menschenverstands“ der Frauen auf, in Opposition zu den „billigen Versprechen, aggressiven Forderungen, Streitgeist“. \(^{232}\) Der freisinnige Journalist Michel Jaccard argumentierte sogar, dass ein Wahlwirrwarr – sprich die (unwahrscheinliche) Wahl von Miéville oder Charles Sollberger (SP) – die Zukunft des Frauenstimmrechts im ganzen Land bedrohen könne. \(^{233}\) Die Erwartungen an diese erste Frauenwahl in der Schweiz waren tatsächlich umso höher, als sie einen Einfluss auf die weitergehende Debatte zum Universalstimmrecht haben konnte.

Das Wahlverhalten der Frauen blieb dabei Gegenstand vieler Spekulationen, selbst wenn schlussendlich der Ausgang der Ständeratswahl trotz dem Achtungserfolg von Miéville den Status Quo bestätigte. Vor den Wahlen meinten zwar manche waadtündischen BGB-Parteikader, dass die Wählerinnen eher konservativ gesinnt seien oder dass sie sich enthalten würden, „da die Idee auf dem Land nicht reif ist“. \(^{234}\) Auch die waadltändische SP nahm an, dass sie die Folgen des angeblichen weiblichen Konservatismus spüren würde, und erklärte damit in den 1960er Jahren ihre sinkenden

---

\(^{230}\) ACV PP 225/20, Brief der waadltändischen SP an Wählerinnen, [1959].
\(^{231}\) Ebd., Brief der waadltändischen SP an Wähler, [1959].
\(^{233}\) Pour vous, mesdames (suite), in: Nouvelle Revue de Lausanne, 21.10.1959.
\(^{234}\) PA SVP VD 4.1, Comité directeur 7.09.1959.

_Frauen als „grosse Unbekannte“_


Dafür wurden die Frauen in der Regel als separate, in sich homogene Gruppe behandelt; „die Frauen“ oder sogar „die Frau“, während bei den anderen Unterscheidungsdimensionen viel feiner differenziert wurde. Einig waren sich alle Parteiakteure, dass man diese neue Gruppe gezielt ansprechen müsse. Deshalb plädierten viele Parteien im Wahlkampf für eine lose definierte Geschlechtergleichheit (oder


247 SSA Ar 1.117.14, Zentrale Frauenkommission, 8.05.1971.

Während die Briefwahl schweizweit im Wahlrecht noch wenig verbreitet war, schien sich die Stellvertreterwahl tatsächlich als praktische Lösung angeboten zu haben, damit nur ein Ehegatte zur Urne musste. Die Deutung der Stellvertreterwahl in Bezug auf die Frauen, welche durch das praktische Problem der Rechtsdisparität zwischen Kantons- und Bundwahlrecht sichtbar wurde, ist in vielerlei Hinsicht bezeichnend für die Bedeutung der Ehe in den Wahlpraktiken und -vorstellungen. Der manchmal weite Weg zur Wahlurne, vor allem auf dem Land, hatte nämlich als Argument gegen das Universalstimmrecht gedient, da die Frauen sich durch die Wahlen von ihrem Heim entfernen müssten. Die Stellvertreterwahl aber ermöglichte nun die Beibehaltung der Vertretungsidee in der Männerdemokratie. So konnte das Wahllokal noch eine Weile als Ort männlicher Sozialisierung erhalten bleiben.


Der somit entstandene Eindruck, dass das Universalstimmrecht doch wenig an der Schweizer Politik verändert habe, mag erklären, weshalb die meisten Parteiakteure ihre ursprünglichen Sorgen über die weibliche politische Teilhabe schnell vergessen. In den 1970er Jahren scheint es so, dass die meisten Parteien sich nur kurzfristig vor und nach den Wahlen für die politische Mobilisierung der Frauen

---


*Frauen als Vergessene?*


Über diese politischen Unsicherheiten hinaus erschienen die Frauen weiterhin nur selten als wichtige Zielgruppe. Die meisten Parteien überliessen auch im Wahlkampf die Kommunikation mit den Wählerinnen den Frauensektionen, die aber vor allem bei den Bürgerlichen noch mit erheblichen organisatorischen und finanziellen Schwächen zu kämpfen hatten.\footnote{Amlinger: Im Vorzimmer der Macht, 2014, S. 312ff. In den 1970er Jahren musste somit die Frauenorganisation der CVP auf das vielfach diskutierte Projekt eines Werbeprospektes zunächst aufgrund...} Die mangelnde Berücksichtigung...
der Frauen bei den Mutterparteien rief jedoch Kritik seitens der Frauensektionen hervor, welche aber selten Wirkung zeigte. In einem internen Bericht von 1981 hatten beispielsweise die CVP-Frauen angemahnt, dass eine bessere Integration der Frauen für Wahlerfolge und somit für die Zukunft der Partei unausweichlich sei.\textsuperscript{259} Auch die Umfragen und Strategiekonzepte der CVP wiesen auf das verbleibende Wahlpotenzial der Partei bei den Frauen hin.\textsuperscript{260} Nichtsdestotrotz änderte sich die Frauenpolitik der CVP in den folgenden Jahren wenig, sei es bezüglich der allgemeinen Integration der Frauen in der Partei oder der Wahlkampfkommunikation. Die FDP ihrerseits nahm zwar das Bedürfnis einer besseren parteipolitischen Integration der Frauen in ihrer Wahlstrategie von 1982 auf, um sich als frauenfreundlich positionieren zu können und somit gegenüber den linken Parteien besser dazustehen.\textsuperscript{261} Ohne direkte, interventionistische Massnahmen der nach dem Grundsatz der Freiwilligkeit operierenden Mutterpartei sowie ihrer Frauensektion zeigte diese Intention aber wenig Wirkung. Im Wahlkampf selbst sprach die FDP Frauen selten direkt an. Während die Hervorhebung weiblicher Persönlichkeiten, insbesondere Elisabeth Kopp, das Image der Partei bei Frauen trotz interner Konflikte verbessern sollte, herrschte nämlich zugleich bei vielen Freisinnigen, besonders unter Frauen, ein Unbehagen gegen eine zu starke Betonung des Weiblichen in der Politik.\textsuperscript{262} Dies stand insbesondere in starkem Kontrast zur SVP-Kampagne, welche auf einer klaren, in den ländlichen, mittelständischen Milieus verankerten Geschlechterdualität beruhte. So bereitete die SVP sogar Nähetuis für die Wahlen von 1983 vor, worin ein Kochrezept zu finden war: „Cleopatra, Schönheitstrank für Frauen“\textsuperscript{263} Das Werbeobjekt, welches die traditionelle Frauenrolle zwischen Haushalt und Schönheitsideal ansprach, sollte „als Tischdekoration bei Veranstaltungen von Frauengruppen“ oder für den „persönliche[n] Versand an Frauen von Parteimitgliedern und Sympathisantinnen“ dienen.\textsuperscript{264} Gerade die Tatsache, dass die Partei die Frauen teilweise noch durch ihre Ehemänner erreichen wollte, beweist ihre Schwierigkeiten, sie überhaupt anzusprechen.

Dagegen genossen die SP-Frauen einen grösseren Handlungsspielraum. Während es innerhalb der SP-Frauenschaft eine Diskussion über die Legitimität einer frauenspezifischen Kampagne gab – ebenso wie über die Legitimität einer getrennten Sektion überhaupt – engagierte sich die Frauensektion dennoch pragmatisch im Wahlkampf, um ihre eigene Stimme geltend machen zu können.\textsuperscript{265} Ihre eigens erstellten Wahlkampfmaterialien sprachen die Wählerinnen somit direkt an, wie in einem Flugblatt mit dem Leitspruch: „Wer ausser der SPS kann den Frauen in Bern massgeblichen Einfluss

\textsuperscript{259} Ebd., S. 300.
\textsuperscript{261} Amlinger: Im Vorzimmer der Macht, 2014, 211f.
\textsuperscript{262} Vgl. bezüglich der Darstellung der Kandidatinnen, Kap. 6.4.2.
\textsuperscript{263} PA SVP BE 6.3.1, SVP der Schweiz, Katalog für Werbemittel Nationalratswahlen 1983, [1983].
\textsuperscript{264} Ebd.
\textsuperscript{265} SSA Ar 1.117.5, Zentralfrauenkonferenz, 15.01.1983.

6. Politisches Verhalten: Stamm-, Wechsel- oder Nichtwählende mobilisieren?

Eine zentrale Dimension für die Kategorisierung der Wählenden ist schliesslich jene ihres antizipierten Wahlverhaltens, welche hauptsächlich als eine externe Zuschreibung seitens politischer Eliten, Journalisten oder Politikwissenschaftlern in Erscheinung trat. Anders als die anderen hier analysierten Dimensionen entspricht sie keiner Identität und keinem Handlungssystem, auf welche die Parteien eine Mobilisierungsstrategie gründen konnten. Jedoch prägte sie die Wahrnehmung und Entscheidungen der Parteistrategen im Wahlkampf stark.

Zwischen Vertrauensmännern, Indifferenten und Flugsand


266 SSA QS 37.5, Flugschrift „Wer ausser der SPS kann den Frauen in Bern massgeblichen Einfluss auf die Politik verschaffen?“, [1983].
267 Ebd.
268 Ebd.
269 Ebd.
270 In den Worten des Waadtländer Parteipräsidenten Henri Jacottet: „Or on constate le fait que lorsqu’il y a lutte les électeurs se rendent davantage au scrutin, tandis qu’à défaut de lutte électorale beaucoup trop de citoyens estiment qu’ils peuvent se dispenser d’aller déposer leurs suffrages dans les urnes.“ BAR J2.322-01 2009/263_39_105, Zentralvorstand und kantonale Präsidenten, 20.11.1943.

Genau dies versuchten die Sozialdemokraten, welche sich ebenfalls über die „indifferenten Massen“ besorgt zeigten, im Wahlkampf von 1947. Ein Flugblatt zog sogar die Zahlen der Zürcher Studie zur sozialen Verankerung der Stimmenthaltung als Wahlargument heran:

> „Willst DU deinen Gegner wählen, musst DU an der Urne fehlen! Die „Partei der Nichtwähler“ ist die grösste im Lande. Im Kanton Zürich blieben anlässlich der letzten Nationalratswahlen der Urne fern:
> 11.9% der Grossunternehmer
> 12.6% der Direktoren
> 28.5% der gelernten Privatarbeiter
> 33.4% der ungerelnen Privatarbeiter
> Die grosse Masse der Arbeitschaft hätte es also in der Hand, das Steuer unseres Staatsschiffes nach links zu drehen und dadurch die Macht der Reichen zu brechen.
> An die Urne mit Liste 4. Sozialdemokraten und Gewerkschafter“.


> „Die Arbeiterschaft steht heute materiell und geistig auf einer anderen Stufe als vor 20 Jahren. Eine gewisse Verspiessung wirkt sich für den sozialistischen Gedanken ungünstig aus.“

Diese Wertung des politischen Verhaltens entlang der Linien des Klassenkampfes ist spezifisch für die Linke. Was diese aber mit den anderen parteipolitischen Akteuren teilte, war ein Verständnis des Wählermarktes und des Wahlkamps, der im Wesentlichen auf die Mobilisierung der eigenen Anhänger abzielte. So bemerkte der gleiche Zürcher Bericht, dass nach den Wahlen „nur in einem Punkte […] in allen Blättern Einmütigkeit [herrscht]: in den Klagen über die schlechte

271 Die Pionierstudie zu diesem Thema war vom Zürcher Staatsrat beauftragt worden. Statistisches Amt des Kantons Zürich (Hg.): Die Nationalratswahlen 1943 im Kanton Zürich, 1944, S. 262.
272 SSA Ar 1.230.3, Flugblatt „Willst DU deinen Gegner wählen, musst DU an der Urne fehlen!“, [1947]. (Hervorhebungen i.O.)
273 SSA Ar 1.111.11, Geschäftsleitung, 30.10.1947.
Wahlbeteiligung und in der Beanspruchung des grossen Heeres der Nichtwähler für die eigene Richtung.\textsuperscript{275}

Der häufig verwendete, pejorative Begriff „politischer Flugsand“ bezeichnete im Gegensatz dazu die Wähler, deren Treue als nicht gesichert galt.\textsuperscript{276} Ein strategisches Dokument der Freisinnigen zur politischen Werbung führte bereits 1945 aus:

„Auch in der Demokratie ist es eben so, dass die Initiative und zufolgedessen auch die Führung von einer Minderheit aktiver Bürger innegehalten wird. Unzweifelhaft sind die Mitläufer eine unberechenbare Gesellschaft. Sie gehören teilweise zum berüchtigten Flugsand, der je nach Wind hierhin oder dorthin fliegt und dessen Tendenzen nur schwer zu erkennen sind. […] Diese Masse sucht jedenfalls irgend etwas, bestimmt etwas besseres [sic], als sie bis jetzt gefunden hat. Deshalb schwenkte sie seinerzeit zum Landesring hinüber und speist heute die Reihen einer Partei der Arbeit.“\textsuperscript{277}

Die Annahme, dass diese volatilen Wähler zu Oppositionsparteien abwandern würden und deshalb nicht auf besondere Weise anzusprechen seien, teilten bereits in den 1940er Jahren die grossen Parteien einschliesslich der SP. Neben dem Wahlverhalten an sich galt aber 1947 auch die partepolitische Loyalität als ein entscheidendes Kriterium, um zu beurteilen, ob man die der Politik fernstehenden Wähler im Wahlkampf berücksichtigen sollte oder nicht. Die FDP zum Beispiel strebte an, ihre im Vergleich mit anderen Parteien schwächere Basis an Vertrauensleuten durch Rekrutierungsaktionen zu verstärken. Um effizient vorzugehen, empfahl die Partei, die eigenen Mitglieder und potentiellen Mitläufer vom „Flugsand“, aber auch von den Gegnern dank einer „Kartotheck aller stimmberechtigten Bürger der Gemeinde oder des Kreises“ zu unterscheiden.\textsuperscript{278} Die Werbung für neue Mitglieder sei dann insbesondere in geselligen und wirtschaftlichen Vereinen oder mittels der Parteipresse vorzunehmen.\textsuperscript{279} Gerade auf der Basis dieser soziologischen und ideologischen Nähe könne man, so die mobilizing-Strategie der FDP, weitere Anhänger aktivieren.

\textit{Die „Randschichten der Wählerschaft“}

Ein Jahrzehnt später hatte sich die stets leicht zunehmende Stimm- und Wahlenthaltung als diskreter, aber unbestreitbarer Bestandteil des politischen Lebens der Schweiz verfestig, der weitgehend als problematisch beurteilt wurde: Der SP-Sekretär Fritz Escher sprach beispielsweise von einer „Krankheit der Wahlabstinenz“.\textsuperscript{280} Obschon sich zum Beispiel die jurassische Bewegung in den 1950er Jahren der Stimmenthaltung als Protesthandlung bediente, galt dieses Wahlverhalten vorwiegend als Zeichen des politischen Desinteresses, oder, wie es der Zürcher Vizepräsident der Schweizer SP, Hans Nägeli, im Fall seiner Zielwählerschaft nannte, der „politischen Gleichgültigkeit

\textsuperscript{275} Statistisches Amt des Kantons Zürich (Hg.): Die Nationalratswahlen 1943 im Kanton Zürich, 1944, S. 261.
\textsuperscript{276} PA SVP BE 1.12.7, Zentralvorstand der schweizerischen BGB, 30.01.1947.
\textsuperscript{277} BAR J2.322-01 2009/263 3_62, Generalsekretariat: Grundsätzliche Bemerkungen zur Werbung, [1945].
\textsuperscript{278} Ebd.
\textsuperscript{279} Ebd.
\textsuperscript{280} Escher: Rückblick auf die Nationalratswahlen 1959, 1959, S. 309.

Parallel zu den beginnenden chasing-Ambitionen der Parteien insbesondere in Richtung der Angestellten, interessierten sie sich zudem vermehrt für die „Randschichten“ der Wählerschaft und die „peripheren“ Wähler – neutralere Begriffe für den „politischen Flugsand“, welche ebenfalls solche Wähler bezeichneten, deren politischen Loyalitäten aufgrund einer schwachen Verankerung in einem spezifischen Parteilager unklar erschienen. Beide Begriffe ordneten diesen Wählern einen bestimmten Platz auf der Karte der Wählerschaften zu: am Rand der Parteien und ihrer traditionellen Handlungssysteme, was mit einer Ferner von der Politik überhaupt gleichgesetzt wurde. Diese Wähler waren auch der Gegenstand der NOWLAND-Studie, welche der SP verhelfen sollte, sie besser zu erreichen. Die Agentur hatte diese Kategorie zusammen mit Walter Bringolf folgendermassen skizziert:

„[Die peripheren Wähler] gehören keiner politische Partei an, [...] erscheinen unfähig, sich in die soziale und politische Struktur des sie umgebenden Milieus einzufügen. Sie wohnen und arbeiten in halb-industrialisierten Gegenden oder in Industriezentren, in denen sie aber wenig direkte Beziehungen haben und in einer unnatürlichen Abgeschlossenheit leben“.

Die Studie verband also dieses politische Randverhalten mit einer sozialen Randposition: die unklare soziale Zugehörigkeit der Werkmeister und unteren Angestellten beziehungsweise das Entwurzelungsgefühl der in die Stadt gezogenen unqualifizierten Arbeiter. Der zweite Teil der Diagnose stimmte dabei mit der Deutung der Stimmenthaltung als Produkt der Urbanisierung überein.

---
281 SSA Ar 1.111.13, Geschäftsleitung, 18.04.1959.
283 PA SVP VD 4.1, Conseil exécutif, 6.11.1959.
284 Ebd.
In beiden Fällen sei das problematische Wahlverhalten Symptom oder Produkt eines Rückzuges in die Privatsphäre, konstruiert in Opposition zum politischen Kollektiv:

„Der direkte Zusammenhang von Beruf und Intimsphäre ist heute noch ausgeprägter als früher, und wo früher, in den Dreißiger Jahren, der Drang nach einem Kollektivum, nach einem Zusammenschluss der Gleichgesinnten überaus stark wirkte, zeigte sich heute das regressive Bestreben zum Individuum, zur Familie, zu ihrem Kreis und zum ‚Ich‘. Damals wollte man unbedingt einem politischen Kollektivum angehören, um mit der Politik den Beruf und die Familie zu verteidigen. Heute verteidigt man Beruf und Intimsphäre eher gegen die Politik.“

Die politische Entfernung dieser Wähler beruhe dabei auch auf einer skeptischen Haltung gegenüber des für sie nicht begreifbaren „komplizierten Spiel(s) des Macht-sammelns“. Gleichwohl seien sie „nicht wenig stolz darauf, das Spiel durchschaut zu haben und nicht mehr zu jenen zu gehören, die sich so leicht nehmen lassen.“ Die Studie konstatierte somit auch ein Misstrauen gegen Politiker, und insbesondere gegen Sozialdemokraten und Gewerkschaften, welche als machtgierige, „gefährchtete Funktionäre und Sekretäre“ wahrgenommen würden. Auf der Basis dieser Analyse empfahl die Studie der SP eine individuell ausgerichtete, interessenbasierte Kommunikation. Im Kontrast zu 1947 strebte die SP nun danach, „periphere“ Wähler auch oder sogar vor allem ausserhalb ihrer Stammwählerschaft anzusprechen. Sie erweiterte dabei die Kategorisierung der Studie, übernahm aber gleichwohl ihre Analysen. Das Generalsekretariat wies beispielsweise auf die „Mobilisierung der Randschichten der Wählerschaften“ hin, um den Kantonalparteien und den Sektionen zu empfehlen, gezielte Briefe an die Jugend, Studenten, Angestellten, Bauern und sogar an potentielle Nichtwähler zu richten. Letztere sprach der vom Sekretariat vorgeschlagene Text an, der die von der Studie betonte Unzufriedenheit mit den Politikern aufgriff und versuchte, diese Wähler auf eine einfache, familiäre, leicht paternalistische Art zur Wahlurne zu mobilisieren:

„’Ich ga nöd go stimme! Die z’Bern obe mached ja doch was wänd! Dielosed einewäg noch uff’s Volch![…] Aber wer ist denn ‚das Volk‘? Das sind doch wir, du und ich und alle Mitbürger, auch jene, die nicht glauben wollen, dass auch ihr Stimmzettel Gewicht besitzt.“ Es folgte eine vereinfachte Vorstellung des SP-Programms und die Schlussfolgerung des imaginierten Wählers: „Ich ga doch go stimme! Ich wähle jetzt Sozialdemokrate und Gwerkschafter!“ In diesem Wahlkampf lassen sich noch zahlreiche weitere, an Nichtwähler adressierte Wahlkampffamilardien finden. Wenige entfernten sich aber so klar von den üblichen Parteilinien wie die SP-Kampagne.

---

287 Ebd, S. 21.  
288 Ebd, S. 80.  
289 Ebd, S. 79.  
290 Ebd, S. 92.  
292 Ebd., Briefmodell „Ich bliibe dihei!“, [1959], (Hervorhebungen i.O).  
293 Ein Flugblatt der KCVP zielte beispielsweise in erster Linie auf die katholischen (Nicht-)wähler. BAR J2.181 1987/52.63_532, Flugblatt „Tous aux urnes! Pour une démocratie chrétienne et la justice dans la liberté“, [1959].

242
Protest, Desinteresse oder Inkompetenz?


298 Ebd.


300 SSA Ar 1.110.62, Geschäftsleitung, 23.06.1971.
Dabei besass die weibliche Stimmenthaltung bei diesen ersten Wahlen für die Frauen, wie auch ihre Parteipräferenzen, eine hohe politische Bedeutung. Schon während der ersten eidgenössischen Abstimmungskampagne für das Universalstimmrecht war suggeriert worden, dass die Beteiligung von Frauen dem politischen Leben mehr Legitimität verleihen würde – eine Erwartung, die nicht geringer wurde, als der Diskurs des Malaises sich durchsetzte.\textsuperscript{305} Ab 1959 war zudem die Stimmbeteiligung der Wählerinnen in den Kantonen, die bereits das Universalstimmrecht eingeführt hatten, zum Streitgegenstand in der weitergehenden Universalstimmrechtsdebatte in anderen Kantonen sowie auf eidgenössischer Ebene geworden.\textsuperscript{306} In der Romandie kam es in den Medien sogar zu regen Kontroversen über die Notwendigkeit einer getrennten Zählung der weiblichen Stimmen.\textsuperscript{307} Ob statistisch gemessen oder nur geschätzt, diente die in einigen Kantonen tatsächlich niedrigere weibliche Stimmbeteiligung als perfektes Argument für die Gegner des Universalstimmrechts: Sie sei der beste Beweis dafür, dass die Frauen selber davon nichts hören wollten – ein alter Einwand, welcher seit den 1940er Jahren durch einige Konsultationen ohne klare Ergebnisse geprüft worden war.\textsuperscript{308} Die Versuche der Frauenbewegung oder einiger Politikwissenschaftler mit Verweis auf die niedrigen Beteiligung der Männer in den Anfangsjahren der Eidgenossenschaft die Bedeutung dieser Zahlen zu relativieren verhinderten es nicht, dass die weibliche Stimmenthaltung bei jeder neuen Wahl als eine der wichtigsten Fragen behandelt wurde.\textsuperscript{309}

Trotz der Annahme des Universalstimmrechts auf eidgenössischer Ebene gewann die Frage der weiblichen Stimmenthaltung anlässlich des Wahlkamps von 1971 wieder an Bedeutung, als die Möglichkeit einer geschlechtergetrennten Messung der Stimmbeteiligung aus öffentlichem Interesse erwogen wurde.\textsuperscript{310} Mit der Einführung des Universalstimmrechts auf eidgenössischer Ebene 1971 sollten nämlich alle Kantone ein einziges Wahlregister ohne Geschlechterunterschied erstellen. Die Schweizerin wurde nun zur „Vollbürgerin“, zum integralen Bestandteil des Stimmvolkes, während sie

\textsuperscript{305} Roland Ruffieux bemerkte dies noch kurz vor den Wahlen von 1971: „Ce ne serait pas le moindre mérite de la généralisation de la participation féminine à la politique que d'aider la Suisse à surmonter la crise actuelle de ses institutions.” Le canton de Vaud et les élections fédérales. Les femmes et la politique, in: Feuille d’Avis de Lausanne, 29.10.1971.
\textsuperscript{306} Wie bereits in der Waadt bei den Wahlen von 1959, Electrices, ceci vous concerne!, in: Tribune de Lausanne, 22.10.1959.
\textsuperscript{308} Vgl. Frey: L’opinion publique et les élites, 1970.
früher entweder keine oder nur eine Teilstimbürgerschaft gehabt hatte.311 Eine geschlechtergetrennte Zählung der Stimmbeilegung wäre in diesem Sinne eine symbolische Beibehaltung der Geschlechterlinie in der Bürgerschaft gewesen, während aufgrund des Stimmgeheimnisses keine ähnliche Vorrichtung bezüglich des Berufs oder des Alters existierte. Beharrend auf einer universalistischen Deutung einer neuen, geschlechtsneutralen Stimmbürgerschaft bekämpften die Frauenstimmrechtsvereine folglich solche Messprojekte.312 Mit dieser Opposition konfrontiert, entschied sich die Bundeskanzlei schliesslich gegen eine separate Erfassung, da die Wählerinnen „auf keinen Fall den Eindruck bekommen [sollen], dass man sie besonders beobachten will“.313 Ein Rundschreiben an die kantonalen Regierungen fragte lediglich nach getrennten Angaben über die Stimmberechtigten: Daten, die eigentlich wenig mehr als die Verdoppelung der Wählerschaft beweisen konnten. Der Bundesrat Hans-Peter Tschudi versicherte gegenüber dem Schweizer Frauenblatt, dass von getrennten Statistiken über die Wahlbeteiligung keine Rede sei.314 Da es jedoch nicht verboten war, wurden solche Statistiken manchenorts doch geführt, zum Beispiel im Kanton Neuenburg, was wiederum in Femmes suisses et le mouvement féministe heftig kritisiert wurde.315

Die politischen Akteure waren sich jedoch über den zu korrigierenden „Nachholbedarf“316 der Frauen im Hinblick auf ihre staatsbürgerliche Kompetenz weiterhin einig, ohne die potenziellen Bedürfnisse und Lebenserfahrungen der Frauen dabei zu berücksichtigen.317 Als präventive Lösung für die befürchtete Wahlabstinenz der Frauen einigten sich die fünf grössten politischen Parteien und die Bundeskanzlei auf die Notwendigkeit, sie “möglichs t rasch und auf möglichst breiter Basis mit ihren neuen politischen Rechten vertraut“ zu machen.318 Sie entwarfen somit die erste schweizweite

311 Diesen Begriff benutzt u.a. eine staatskundliche Broschüre zu Handen der neuen Stimmbürgerinnen, der damit ebenfalls den Eintritt der Frauen ins Volk betonte („Das Volk - dazu zählen auch Sie“). Götz; Grieder: Grünes Licht für Eva, 1971.

„Denn die Demokratie ist eine anspruchsvolle Regierungsform. Sie fordert, dass die Bürgerschaft am öffentlichen Leben akiven Anteil nimmt, ansonsten verkümmert sie. Stimmenthaltung ist kein Verbrechen, steht aber in Widerspruch zur Gesinnung, welche die Demokratie als Staatsform voraussetzt“.

Diese Intentionen, welche sich in weiteren Staatskundeprojekten der Zeit wiederfinden, aktualisierten somit die Konstruktion der Frauen als separate Wählergruppe, deren angebliche Distanz zur Politik durch positive Anforderungen zur Bürgerschaft korrigiert werden sollte. Jedoch scheinen es die an der Redaktion der Schrift beteiligten Generalsekretäre der Parteien gewesen zu sein, die darauf drängten, dass die Broschüre erstens nicht explizit an Frauen gerichtet wurde – mit dem Argument, dass es ja auch Männer gäbe, die hier Unterweisung benötigten – und dass sie zweitens in einem weitaus neutraleren, weniger moralisierenden Ton verfasst wurde. Der Grund und Daseinszweck der Broschüre, nämlich die Erweiterung des Wahlrechts auf die Frauen, wurde nicht einmal erwähnt und die Broschüre beschränkte sich auf rein wahltechnische Anleitungen. Die Bundeskanzlei wollte offensichtlich die Risiken einer differenzierten Behandlung vermeiden, genau wie sie auf geschlechtenspezifische Wahlstatistiken verzichtet hatte. Die reine Tatsache, dass die Broschüre erst anlässlich der ersten „Frauenwahl“ initiiert wurde zeigt aber deutlich, dass die Bundesverwaltung die Wählerinnen als eine separate Gruppe mit Nachholbedarf wahrnahm.

Dabei stellt diese Broschüre insofern eine Wende dar, als dass die Bundesbehörden zum ersten Mal gegen die von ihnen identifizierten Gründe der Wahlenhaltung vorgingen und somit diese Rolle von den Parteien übernahmen. Nur die CVP und die Berner BGB haben 1971 eine eigene, explizit an Frauen gerichtete, wahlanleitende Broschüre zusätzlich zu jener der Bundeskanzlei herausgegeben. Während die erste der beiden Parteien es in Bezug auf den Eintritt der Frauen etwas unglücklich mit

319 Bundeskanzlei (Hg.): Die politischen Rechte der Schweizerin und des Schweizers, 1971.
der Metapher der „Topfgucker“ versuchte, erachtete es die Berner BGB als notwendig, sich vor dem Vorwurf der Infantilisierung zu schützen:

„Wir möchten nicht den Schulmeister spielen. Wir betrachten es aber als unsere Pflicht, Sie zu informieren. […] Wir hoffen, dass Sie aus dem Büchlein etwas lernen können. Wenn nicht, so haben Sie auf alle Fälle Ihr Wissen aufgefrischt.“


325 PA SVP BE 6.2.33, Begleitbrief der Berner BGB an alle Schweizerinnen zur Broschüre (Berner Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (Hg.): Kleine Staatskunde für jedermann, 1971).
326 Vgl. dazu Cefaï: La construction des problèmes publics, 1996.
Labile, Stamm- oder Nichtwählende (1983)?


330 Insofern stellte sich für Schweizer Parteien in Bezug auf die Wahlen weniger das Dilemma zwischen einer programmatischen Orientierung auf die Mitglieder oder auf die Wählenden als für Parteien in Grossbritannien, Frankreich oder Deutschland seit den 1980er Jahren.
334 Ebd.
250

Der Wahlkampfbetreuer Hans Stöhlker riet den Bürgerlichen jedoch, sich wahlaktisch an die Bürgerbewegungen und besonders an die Dritte-Welt-Bewegungen anzunähern. Allesamt unterschätzten aber die bürgerlichen Parteien trotz einiger „grünen“ Kandidierenden das Störpotenzial der Umweltschutzverbände im Wahlprozess.


Dringlicher als zuvor stellte sich zudem die Frage, ob man neben den zwar kritischen, aber immerhin politisierten Wählenden der sozialen Bewegungen gelegentliche und permanente Nichtwählerne

---

337 Dazu Kap. 6.3.1.
339 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 29./30.01.1983.
überhaupt speziell ansprechen sollte. Vor allem auf der rechten Seite des Parteispektrums galt die Stimmenthaltung weiterhin als Problem und als Mangel an „gutem“ politischem Verhalten beim Milizbürger: Am SVP-Parteitag kritisierten sowohl Parteiredner als auch Delegierte dieses Phänomen und verbanden es mit einer allgemeinen „Bewusstseinskrise“.342 Dass „Wählerschelte“ diesbezüglich jedoch definitiv verpönt war, drückte am klarsten der Journalist Peter Amstutz in seiner Kritik der SVP-Diskussion aus:

„Vermutlich unter dem Eindruck des Schwarzmalers Erich Gruner […] artete der Wahlparteitag streckenweise in eine Nichtwählerschelte aus. Zum wiederholten Male zogen Politiker und politische Beobachter vor mässig begeistertem Publikum die Schimpfshow über böse Bürger ab, die es wagen, den Abstimmungslokalen dann und wann fernzubleiben. […] Woher nehmen eigentlich gewählte Volksvertreter das Recht, vom übergeordneten Souverän bessere Abstimmungspräsenz zu fordern, derweil sie selber in den Räten reihenweise Abstimmungen versäumen, nach Gutdünken halbe Sessionen schwänzen und dafür erst noch Sitzungsgeld aus den Brieftaschen der Mitbürger einstreichen?“343

Die Parteien beschränkten sich tatsächlich in ihrer Wahlmobilisierung darauf, ihren eigenen Mitgliedern mehr oder weniger dringliche Aufforderungen zur Wahl zuzusenden und ihnen die Stimmabgabe möglichst zu vereinfachen.344 Ohne mahnende Wahlaufrufe stellte sich aber mehr denn je die Frage, ob und wie die Stimmenthaltung im neuen Wettbewerbsumfeld ein Stimmpotenzial verberge. Ein CVP-Dokument schätzte 1982 die Wirkung der steigenden Stimmenthaltung auf die möglichen Wahlstrategien folgendermassen ein: „Die Stimmabgabe ist trotz wachsender Polarisierung fast durchwegs weiter gesunken. Damit gewinnt derjenige, der die eigenen Anhänger am besten mobilisieren kann.“345 Daher solle sich die CVP weniger um die unerreichbaren systematischen Nichtwählenden kümmern, sondern ihre mobilizing-Strategie bei der eigenen Stammwählerschaft pflegen.

Dieses Dilemma für oder gegen die Vernachlässigung der Nichtwählenden präsentierte sich noch stärker bei der SP. In Umfragen, Meinungsartikeln und parteiinternen Diskussionen zirkulierte der Befund, dass diese Partei seit Ende der 1970er Jahre am meisten Stimmen durch die Stimmenthaltung verloren habe, und sie galt auch als zukünftige Verliererin dieser Wahlen. Als zentrale Zielgruppe identifizierten deshalb die Parteikader die „resignierten Stammwähler“, die durch die schwierige Wirtschaftslage und die unklare Positionierung der SP desorientiert seien.346 Der Parteisekretär


347 Vgl. SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 29./30.01.1983.
348 Ebd.
7. Zwischenfazit


Die steigende Komplexität mag die Schwierigkeit der Parteien erhöht haben, ihren Repräsentationsanspruch auf breite soziale Gruppen und ihr Monopol auf politische Mobilisierung zu verteidigen.

Schließlich veränderte sich die repräsentative Bindung der Parteien zu ihren Wählerinnen auch in der Art und Weise, wie sie diese ansprachen und zur Wahl mobilisierten. In den 1940-50er Jahren setzten die Parteien einen selbstverständlichen Repräsentationsanspruch auf Bevölkerungsgruppen voraus, indem sie von einem „Du“ und einem „Wir“ sprachen und sogar fiktiven Wählerarten Meinungen verliehen.


––––––––––––––––––––


357 So die Zürcher CSP für die Wahlen von 1947: „Mehr und mehr erkennen die Katholiken unserer Diaspora, dass es in der Politik der heutigen Zeit um Entscheidungen von grundsätzlicher Bedeutung geht. Ein jeder von uns fühlt deshalb in sich die Pflicht, jener Partei seine Stimme zu geben, die im Ratsaal die christlichen Grundsätze hochhält.“ PA CVP ZH W 1947, Flugschrift Wahlversammlung CSP Stadtkreise 1 und 2, 20.10.47.
Kapitel 5. Darstellen: Von sich und von der Welt erzählen

„Die Ziele haben sich geändert, also muss sich auch der Weg ändern. Unsere Grundsätze in Ehren, aber Wahlkämpfe gewinnen wir keine damit. Wenn wir mit einer Fraktion von der Qualität der unsrigen in einem Wahlkampf dermassen Stimmen verlieren, dann stimmt etwas an der ‚Verpackung‘ nicht.“


1. Veränderte Herangehensweisen an die politische Kommunikation

In ihren Herangehensweisen an die politische Kommunikation bewegten sich die Parteien durch den zunehmenden Einsatz von Werbeberatern vom ursprünglichen Zweck der aufklärerischen Propaganda weg hin zur Pflege des Parteiimages.

---

2 Vgl. dazu Kap. 1.2.; Gadinger; Jarzabks; Yildiz (Hg.): Politische Narrative, 2014; Jarzabks: Wahlkampf als Erzählung, 2015.
Die „aufklärerische Propaganda“


---

4 Quentin: La propagande politique, 1943.
6 SSA Ar 1.111.11, Parteivorstand, 15.01.1947.
7 SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: SPS-Propaganda-Plan 1946-47 (Entwurf), [1946].

256
Reklame zwar das gleiche zu erzielen versuche, aber „mit dem Zweck der Verbreitung von Sachen und Dienstleistungen“.  

Die Partei als Produkt?


„Jede Organisation erhält mit der Zeit durch die glücklichere oder weniger glücklichere Art der Bearbeitung der öffentlichen Meinung, durch die systematischere oder weniger systematischere Streuung von Propagandbotschaften, was man in der Werbung ein Markenbild nennt […]. „Sozial“ und „demokratisch“ sind gute, leicht einprägsame Marken. Ihre Wiederholung geschieht auch systematisch und eine Auslegung dieser beiden Wörter kann auch der einfache Mann vornehmen. Schwieriger ist es beim Begriff „Freisinn“, der übrigens nicht einmal schweizerisch gleich bleibt, sondern kantonal wechselt, also schon rein in dieser Hinsicht zersplittert ist. Das Wort „Freisinn“ verlangt mehr Vorstellungskraft. Wo es nicht gedeutet werden kann, wird es mehr zur Etikette – und damit in vereinfachendem Sinne eher negativ wirken.“

Solch dezidiert werberischen Orientierungen der politischen Kommunikation fanden zunehmend Eingang in die parteipolitischen Diskussionen und führten zuweilen auch zu Meinungsunterschieden. In der Propagandakommission der Zürcher FDP für die kantonalen und eidgenössischen Wahlen von 1959 plädierte beispielsweise der Werbespezialist und Trumpf Buur-Aktivist, Robert Eibel, für eine größere Kohärenz und Wirksamkeit der Propagandatätigkeit, die so früh wie möglich beginnen sollte, denn „wir müssen beim Konsumenten unserer Propagandaprodukte eine Lesegewohnheit schaffen.“

Der damalige Inlandredaktor der NZZ Ernst Bieri sah dies anders:


Dass über die Art der politischen Kommunikation noch verhandelt wurde, wird zudem daraus ersichtlich, dass sich weitere Kader der Zürcher FDP die Möglichkeit eines Verzichts auf jegliche Kampagne zu Gunsten eines gemeinnützigen Zwecks überlegten. Bieri selbst plädierte für ein „staatsbürgerliches Vademecum“, eine Idee, welche schlussendlich nicht genehmigt wurde, denn „wer behält und konsultiert eine solche Schrift?“

---

8 SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: Reflexionen zu Propaganda, Propaganda für die sozialistische Idee, (Entwurf), März 1943.
9 Gygi: Reaktionen stimmpfähler Schweizerbürger auf politische Fragen, 1955.
10 StAZH WII 13.21, Propagandakommission, 17.06.1958.
11 Ebd.
12 Ebd.

„Es geht ja im Kampf um die Gunst der Wähler nicht nur um den Inhalt und den inneren Gehalt der Politik, sondern — heute in viel stärkerem Masse als in der Vergangenheit — um die äussere Form, um die Art und Weise, wie die politische Zielsetzung und die praktischen Forderungen einer Partei präsentiert werden. Die Reklame spielt im Alltagsleben des modernen Menschen eine grosse Rolle. Auch eine politische Partei muss dieser Tatsache Rechnung tragen und für ihre Sache eine möglichst attraktive Form finden.“

Dieser Fokus auf die Form der Selbstdarstellung war auch eine wichtige Empfehlung der NOWLAND-Studie zur SP, welche sogar ihr Erscheinungsbild vor die aufklärerische Funktion der Propaganda in Richtung der Arbeiterchaft stellte: „Das Bild der SP in diesem Wähler muss positiv verändert und umgestaltet werden, nicht die Struktur der Wähler“.14

**Das Erscheinungsbild als neues Ziel der politischen Kommunikation**

Mit dieser Vorstellung der Partei als Produkt und ihres Bildes als Marke setzte sich ein neues Ziel der politischen Kommunikation durch, nämlich die Erschaffung eines positiven „Erscheinungsbildes“ oder „Images“ der Partei bei der Bevölkerung als Ersatz für die inzwischen abgeschwächten traditionellen Parteibindungen.15 Damit plädierten also die Werbeberater für längere, kohärente und einheitliche Kampagnen, was auch ihre Rolle in diesen legitimierte und den Mutterparteien ein wichtiges Argument für die Zentralisierung der Wahlkampagnen lieferte. Der FDP-Werbeberater Edgar Küng plädierte beispielsweise für eine einheitliche Werbung, damit die Partei als Marke überall im Land erkennbar würde:

„Der Stil der Werbung muss allein schon deshalb in der ganzen Schweiz einheitlich sein, weil der ‚Firma-Name‘ der Partei nicht einheitlich ist: Freisinn, Liberal, Radikal. Durch die einheitliche, bildliche Markierung wird aber auch die bestmögliche Durchdringung unserer reisefreudigen Gesellschaft erreicht. Das Ziel der Werbung muss den Charakter der Partei auf dem Niveau des Zielpublikums repräsentieren: dynamisch, fortschrittlich, freiheitlich, menschlich.“

Diese Argumentationslinie teilten viele Kampagnenkonzepte. Für die KCVP sollte zudem ein „einhaltlich erkennbares Image“ auch ihre Einheit fördern sowie zur Festsetzung ihrer Parteireform in den Vorstellungen der BürgerInnen verhelfen, wie der Partei von ihren Beratern sowie von der WEMA-Studie empfohlen wurde.17

---

Diese neuen Ansätze der politischen Kommunikation führten dazu, dass diese vermehrt als eine Sonderform der kommerziellen Werbung wahrgenommen wurde; Die Parteien bevorzugten 1971 mehrheitlich die Bezeichnungen Werbung oder Öffentlichkeitsarbeit gegenüber dem Propaganda-Begriff. Aus der kommerziellen Werbung importierten die Werbeberater ferner auch ein Verständnis des politischen Feldes als konkurrenzien Markt sowie überhaupt eine neue Herangehensweise an die Wähler. Edgar Küngs detaillierte Diagnose der Wählerschaft für die FDP-Wahlkampagne von 1971 ist dafür ein Musterbeispiel. Nicht nur sei die politische Werbung der kommerziellen Werbung ähnlich, sondern die Bedürfnisse der Wähler seien auch durch ihr „Konsum-Denken“ geprägt, welches eine „wichtige Voraussetzung für die Beinflussbarkeit des heutigen Publikums“ bilde:

„In der modernen Zivilisation glauben die Menschen, sich keiner Autorität, keinem Prinzip und keinem Gewissen unterordnen zu müssen. Weil sie äußerlich unabhängig und frei sind, suchen sie aus innerer geistiger Leere nach Leitbildern. Sie greifen diejenigen auf, die ihnen von den Massenmedien angeboten werden: Also die Leitbilder der Politik und der Konsumenten-Werbung.“

Dem lag ferner die Annahme zugrunde, dass politische Kommunikation und Werbung zunehmend vermischt würden, sodass Parteien nicht nur untereinander, sondern auch mit Marktprodukten um die Aufmerksamkeit der Bürger kämpften:

„Die Parteien stehen heute nicht nur im Konkurrenzkampf unter sich, sondern im Kampf gegen alle, die heute den Markt und seine Konsumenten beeinflussen. Dies weiss man beim Landesring schon lange, weshalb man geschickt Politik mit Konsum vermischt und auch das politische Angebot nach neusten Erkenntnissen des Marketings in verschiedene Sortimente aufteilt, die mit dem Leitbild der „Unabhängigkeit“ an die indifferenten Zielgruppen herangetragen werden. [...] Durch die emotionelle Bindung an ein Leitbild wird die Treue zur Marke oder Partei über die Identifikation erreicht. Damit sich die Marke von der Konkurrenzproduktion abhebt, wird ihr und dem Leitbild eine möglichst ausgeprägte Charakteristik verliehen. [...] Beeinträchtigt ist aber auch jede Partei, die keine Bedürfnis-Information, sondern nur sachliche, politische Information bietet. Die Überfremdungsinitiative hat klar und eindeutig bewiesen, dass gegen emotionale Werbung mit sachlicher Information, auch mit grösstem Kostenaufwand, nicht beizukommen ist.“

Die intensivierte Konkurrenz um die Aufmerksamkeit der BürgerInnen forderte also nicht nur vermehrte Kommunikationsbemühungen, sondern auch einen Fokus auf die emotionale Befriedigung der Wähler. Selbst wenn Küng sich nicht darauf bezog, ist in seiner Analyse der Einfluss der motivationistischen Schule der Wirtschaftspychologie, nach welcher nicht nur das Produkt an und für sich, sondern auch dessen symbolischen und emotionalen Eigenschaften den Kaufakt bestimmen, spürbar. So könnte man laut Küng Menschen durch das Versprechen gewinnen, „ihre Bedürfnisse zu befriedigen – nicht nur materielle, sondern auch seelische: Geltung (z.B. Prestige); Genuss (z.B. Sex),

19 Ebd.
Macht (z.B. eigene Sicherheit oder Überlegenheit). Mit seinem Slogan „Die Freisinnigen haben kluge Köpfe“ strebte Küng folglich danach, den Freisinnigen einen positiven Spiegel vorzuhalten:

„Dieser Slogan informiert das Bedürfnis nach Prestige der Wählermassen. Gleichzeitig bestätigt er unsern Politikern und treuen Parteifreunden, in der richtigen Partei zu sein.“

Seine rotblauen Plakate mit dem Foto von lächelnden bekannten und unbekannten Freisinnigen sollten diesen Eindruck auch auf der Ebene der Ästhetik vermitteln.


„In allen Werbemassnahmen muss darum auch das Element der potentiellen Mitgliederwerbung auf sympathische Art enthalten sein, um die Schwellenangst zum Parteieintritt abzubauen. In der FDP zu sein, ist modern geworden.“

Ferner plante die Wahlstrategie der Partei für 1983 folgende Selbsterzählung:

„In unseren Botschaften an unsere Stammwähler muss zum Ausdruck kommen, dass die FDP eine sichere, verlässliche, tolerante, glaubwürdige aber auch menschliche Partei mit einem breiten Spektrum von Meinungen ist, die basierend auf einer liberalen Grundhaltung in der gemeinsamen Sorge um die Zukunft unseres demokratischen Rechtsstaates den Kampf gegen Miesmacher und Extremisten erfolgreich durchfechten wird.“


---

22 Ebd.
während das spätere Mantra des Parteiimages eine Fokussierung auf die Selbstdarstellung der Partei bedeutete. Diese positive, auf sich selbst gerichtete politische Kommunikation war allerdings eher ein Ideal; die tatsächliche politische Kommunikation konnte immer noch davon abweichen.

2. Kommunikationsformen im Wandel

Die Kommunikationsformen in den Wahlkampagnen der Nachkriegszeit lassen sich zunächst auf die tiefen Veränderungen der politischen Kommunikation in der Zwischenkriegszeit zurückführen, insbesondere durch die Bedeutungszunahme der illustrierten Plakate und des Radios. Der folgende Teil wird zunächst die Entwicklung der direkten Werbung der Parteien an ihre Wählerenden (1.) darstellen, um sich dann der Entwicklung ihrer Medienarbeit (2.) zuzuwenden. Schliesslich wird diskutiert, inwiefern die verstärkte Medialisierung des Politischen ab den 1960er Jahren einen Einfluss auf die Kommunikationsstrategien hatte (3).

2.1. Wahlkampffmaterialien: von der Aufklärungsschrift zum Parteischal


Plakate als Kern der Wahlkämpfe

Ihr zentraler Platz im Wahlkampf wird ferner klar aus den von den Parteien dafür investierten Mitteln ersichtlich. Mit ihrer Herstellung beauftragten sie berühmte Künstler wie René Gilsy für die SP, polemische Plakatmacher wie Noël Fontanet für die Genfer FDP, oder Grafiker der blühenden Werbebranche wie Armin Bieber für die BGB. Besonders die Plakate von 1947 übernahmen noch die starren Linien und starken Farben der politischen Ikonographie der Zwischenkriegszeit. Textlastige Plakate kamen nun aber aus der Mode. Viele nannten lediglich den Namen der Kantonalpartei, eventuell noch die Listennummer; nur gelegentlich kam noch eine Art von Slogan hinzu.


„Der Aushang war aber zu wenig dicht; das aber ist eine Finanz-Frage. Ein Plakat wird auch nie eine Auseinandersetzung entscheiden und insofern darf die Plakatwirkung nicht überbewertet werden. Für uns ist das Plakat eine reine Frage der Präsenz: Wenn die andern Parteien Plakate anschlagen, können wir nicht abwesend sein – wir erst recht nicht, weil es in unseren Kreisen noch viel Minderwertigkeitsgefühl und Ghetto-Stimmung zu überwinden gilt.“


29 SSA Ar 1.230.6, Brief des SP-Zentralsekretariates an Sektionen, 14.10.1959.
32 Ebd.
Herausforderung erkannt wurde, dass dieser „städtische und vorstädtische Lebensraum der größeren Agglomerationen“ generell „konsum- und werbeintensiv“ sei.  

Der Wähler vor einer disparaten Papierflut


Die Verpackung: Logos, Slogans, Aktionsprogramme


Direct Mailing und Rückantwortkarte


37 BAR J2.181 1987/52_72_626, Brief des Generalsekretariates an die kantonalen Wahlkampfleiter, 6.08.1971.
hervorragend bewährt [haben]“. Hier geschah also die Modernisierung der Wahlkampftechniken wieder durch die gegenseitige Beobachtung der Akteure.


„Erscheinungsbild“ und Werbeobjekte


Der neue Markencharakter der helvetischen Parteien zeigte sich ferner in der Verwendung von Werbeobjekten. Günstig und einfach mit einem Logo zu bedrucken waren die weit verbreiteten

40 PA CVP CH W (2), o.A.: Bausteine der CVP: Die CVP will dem Geldschwund begegnen, [1980er Jahre].
42 Ebd.
Zündholzschatzeln – 1971 versah die FDP ihre Schachteln sogar mit den Fotos ihrer populären Bundesräte Nello Celio und Ernst Brugger.\(^{45}\) Die Werbeberater der CVP ihrerseits schrieben solchen Werbeobjekten die Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls, aber auch die Manifestation der Parteistärke in der Öffentlichkeit als Funktionen zu, wie bei der Spezialaktion „Ich gehöre zur CVP - ich wähle CVP“:

„Die orange Parteifarbe ist **optisch zu manifestieren** durch: Abgabe von orangefarbenen Pochettli für Männer (zu tragen am Kittel)/ Abgabe von orangefarbenen Tüchlein für Damen (zu tragen als Halstuch oder zum Befestigen an der Handtasche). Alle diese Tüchlein werden den Empfängern mit einem Knoten versehen abgegeben: Damit Du den Wahltag nicht versäumst!“\(^{46}\)

Selbst wenn unklar ist, ob die Beschenkten diese Anweisungen befolgten, so ist es doch bezeichnend, dass diese geschlechterspezifischen, sich an bürgerlichen Werten orientierenden Werbeobjekte von den bürgerlichen Parteien häufig eingesetzt wurden.


Zu einer Zeit, als die Parteien in der Gesellschaft zunehmend an Einfluss verloren, versuchten sie so, im Alltag mit Parteilogo und -farbe ihren Abdruck zu hinterlassen. Selbst wenn die voranschreitende „Amerikanisierung“ der Wahlkampftechnik zunehmend Kritik in den Parteien und in der

---


\(^{47}\) BAR J2.322-01 2009/263_38_104, FDP der Schweiz: Werbeliste, 2.08.1981.


\(^{49}\) Ebd.

\(^{50}\) Ebd.

Öffentlichkeit hervorrief, schienen die Parteien nicht mehr aus diesem Prozess aussteigen zu können. Wie der FDP-Werbeberater Rudolf Bolleter im Vorfeld der Wahlen von 1983 erklärte, könne man es sich in der neuen Ökonomie der Aufmerksamkeit nicht mehr leisten, die Werbung zu vernachlässigen:


Auch die ästhetische Modernisierung und Standardisierung der parteipolitischen Erscheinungsbilder waren also ein klares Ergebnis des Wettlaufs der Schweizer Parteien mit der Modernität durch den Impuls der professionalisierten politischen Werbung.

2.2. Medienarbeit: von der Parteipresse zur Fernsehdebatte

Wie entwickelte sich indessen die Medienarbeit der Parteien von Wahlkampf zu Wahlkampf? Wie reagierten die Parteien in ihrer externen Kommunikation auf die Veränderung der Medienlandschaft?

Zwischen Radio und Parteipresse


54 FN DAT2290, Die Schweizer Parteien im Hinblick auf die Nationalratswahlen, Am Runden Tisch, Radiostudio Zürich, 22.10.1947.

bürgerlichen Blätter des Kantons, aber auch eine konservative Zeitung. Dazu solle man drei sozialdemokratische sowie eine freisinnige Zeitung, „von Fall zu Fall“ bedienen. Gesamtschweizerisch kamen ansonsten die jeweiligen kantonalen Parteiorgane und die Presseagenturen SDA und SPK (bürgerlich) in Frage. Auch Kader der SBV, des SGB sowie der Wirtschaftsförderung sollten diese Dokumente zur Kenntnisnahme erhalten.

Trotz ihrer Segmentierung in Parteilager zeigte die Presselandschaft aber bereits graue Zonen der Parteiloyalität, insbesondere was bürgerliche Zeitungen anbelangte, welche nur lose mit der FDP verbunden waren. So zeigte sich das FDP-Generalsekretariat 1959 gegenüber der Geschäftsleitung besorgt darüber, dass manche Blätter die Texte des freisinnigen Pressedienstes (Freie Schweizer Presseinformation) zu selten abdrucken würden. Einige Redaktionen würden es lieber vermeiden, damit „als politisch zu pointiert zu erscheinen“. Folglich würde jedoch der für die FDP teure Pressedienst unter dem Wettbewerb bürgerlicher Agenturen wie der SPK leiden, welche ihrerseits versteckte Propaganda für die BGB oder die Konservativen betreiben würden. Deshalb versuchte das Generalsekretariat mithilfe der Geschäftsleitung die Disziplin der freisinnigen Presselandschaft zu erhöhen:

„Die Partei hat gerade im Wahljahr grösstes Interesse, wenn ihr Gedankengut in der Presse auf lange Sicht verbreitet wird, und zwar intensiv. Die Sozialdemokraten und die KK verzeichnen mit ihren Diensten sozusagen 100% Abdrucke! Wir sind uns bewusst, dass die Konstellation des Pressewesens auf unserer Seite nicht diese Möglichkeiten bietet; doch scheint uns, dass eine etwas bessere Disziplin und etwas mehr Verständnis erwartet werden dürften.“

Die wichtigsten Freiräume der Presselandschaft für die Parteien stellten dabei um diese Zeit bereits die (kostspieligen) Inseratenteile der nichtparteigebundenen Pressetitel, wie der lokalen und kantonalen, neutral-bürgerlichen Anzeiger, zum Beispiel die 
Feuille d’avis de Lausanne
oder der 
Zürichseeanzeiger

59 Ebd.
60 Ebd.
61 BAR J2.322-01 2009/263_10_58, Mitteilung des FDP-Generalsekretariates an die Geschäftsleitung, [1959].
62 Ebd.
63 Vgl. dazu Kap. 6.
ganzseitigen Inseraten im politisch unabhängigen Beobachter weitere Kreise zu erreichen. Mit Ausnahme des Landesrings, der auch im Beobachter und anderen Zeitschriften inserierte, beobachteten die anderen Landesparteien zwar diese sozialdemokratische Offensive, konnten aber aufgrund ihrer limitierten Ressourcen auf nationaler Ebene nicht darauf reagieren. Viel umfänglicher waren dafür bürgerliche Inseratenkampagnen bei Abstimmungskämpfen, welche durch überparteiliche Aktionskomitees und Werbespezialisten realisiert wurden.

Inserate und Pressekonferenzen in Zeiten der Werbung und der Transparenz


Dabei waren alle Parteien in Folge ihrer mehr oder weniger begrenzten finanziellen Mittel auch auf andere, günstigere Formen der Medienarbeit angewiesen als Inserate. Es bot sich beispielsweise für Parteien und Kandidierende die kostenlose Möglichkeit an, Leserbriefe an Zeitungen zu schicken. Dies empfahlen Handbücher und Richtlinien auch, jedoch mit unterschiedlicher Wirkung. Zentral war dafür die Aufgabe der neu aufgebauten Pressedienste der Parteien, im Namen des neuen Transparenzgebotes, alle Medientitel in Bezug auf die Wahlkampagnen zu erreichen. Insbesondere Pressekonferenzen setzten sich langsam als neue Wahlkampftermine durch, um beispielsweise den Beginn der Wahlkampagne zu markieren, eine Stellungnahme zu einer politischen Frage zu

65 SSA Ar 141.10.9, Cohen, Victor: SPS-Propaganda-Plan 1946-47 (Entwurf), [1946].
69 PA CVP CH W (1), Brief der CVP des Kantons Schaffhausen an das Sekretariat der Schweizer CVP, 9.11.1983.
präsentieren oder Kandidierende vorzustellen. Die Zürcher Freisinnigen rühmten sich bei ihrer
Pressekonferenz vom Oktober 1971 sogar damit, dass die öffentliche Vorstellung der Kandidierenden
bei solchen Anlässen seit ihrer ersten Einführung in dieser Partei bei den Stadtratswahlen 1966
gängige Praxis bei den anderen Parteien geworden sei.70 Damit schufen die Parteien ihre eigenen
Wahlkampfeignisse und sicherten sich mediale Aufmerksamkeit, selbst mitten im Sommer. Zu
diesem Zweck tauchten in der Schweiz wie in anderen Demokratien „Pseudo-events“ auf, welche der
Inszenierung des parteipolitischen Engagements für bestimmte Themen dienen sollten.71 Als das
Problem des Waldsterbens im Sommer 1983 auf die mediale Agenda kam, verbreiteten sich
beispielsweise Ausfahrten von ParteiprominentInnen in die Wälder, um deren Zustand mit
ExpertInnen und medialer Begleitung zu beurteilen.72 Im Kanton Zürich nützten die FDP und SP
ferner diese Art von medialen Ereignissen, um die Kampagnen ihrer Ständeratskandidaten zu
lancieren. Der freisinnige Riccardo Jagmetti führte die Presse mit der Bahn zu seinem Heimatort
Mairengo im Tessiner Leventina-Tal, um die Geschichte seiner Familie zu erzählen und seine
Beziehungen zur dortigen freisinnigen Elite aufzuzeigen. Laut den vom Volksrecht ermittelten „bösen
Zungen […] habe man […] damit auch endgültig aller Welt klarmachen wollen, dass der FdP-Kandidat
kein Italiener sei“, eine Fehlannahme, die 1979 für ihn ein Handicap dargestellt habe.73 In starkem
Kontrast dazu stand die Pressefahrt des SP-Kandidaten Otto Nauer, Präsident der Zürcher
Wohngenossenschaft ASIG (Arbeiter-Siedlung-Genossenschaft), welcher den Journalisten ASIG-
Wohnungen im Zürcher Viertel Schwamendingen zeigte, um ihnen einen Eindruck zu geben, „wie
menschenwürdiges Wohnen ermöglicht und zerstört werden kann“.74 Dieses stark wachsende,
populäre Viertel diente auch der Thematisierung von Fragen der Verkehrspolitik und der
Lebensqualität und Nauer liess sich so von der Presse als „Anwalt der Arbeiter, Mieter und
Konsumenten“ in „seiner“ Wohngenossenschaft darstellen.75

Der Wandel der parteipolitischen Medienarbeit zeigte sich aber auch in den letzten noch bestehenden
parteinahen Titeln. Da konnten Parteien weiterhin direkt kommunizieren; jedoch hatte sich ihr Ton
grundsätzlich verändert. Als eine Mischform zwischen dem traditionellen Einsatz in der Parteipresse
und den neuen Inseratenkampagnen veröffentlichte beispielsweise die Zürcher FDP im Laufe des

---

70 Auskunft über eine Wahlkampagne. Pressekonferenz der Freisinnig-demokratischen Partei, in: Neue Zürcher
Zeitung, 6.10.1971. Die Praxis verbreitete sich auch in den anderen Kantonen und so war sie allgegenwärtig in
Schweizer Wahlkämpfe Züge der zweiten Wahlkampfphase im Modell von Farrell und Webb, Farrell; Webb:
Political Parties as Campaign Organisations, 2002.
72 Bspw. die SP mit Lilian Uchtenhagen und Moritz Leuenberger. FARO-Datenbank, SP verliert an
73 Grossbürger und Constaffeherr. FDP-Ständeratskandidat Riccardo Jagmetti: Was steckt hinter dem
74 SSA Ar 27.600.14, Brief der Zürcher SP an die Presse, das Radio und das Fernsehen, 9.09.1983.
75 SP-Ständeratskandidat Otto Nauer für neue Prioritäten in der Politik. „Anwalt der Arbeiter, Mieter und

„Gerade weil wir der Meinung sind, dass der Bürger im allgemeinen wenig über die effektive Arbeit der Parteien weiss (vor allem über die wichtige Grundlagenarbeit, die sich nicht vor den Augen der Öffentlichkeit abspielt), schien es uns wichtig, über uns selbst zusätzliche, sachliche Information zu geben. Wir glauben nämlich nicht, dass der Wähler – wenigstens jener, der sich gern auf sein eigenes Urteil verlässt – sich durch die Parteien angesprochen fühlt, die in ihrer Eigenpropaganda Selbstbeweihräucherung treiben und sich selber Beifall klatschen (der Landesring überschrieb z. B. eine Kandidatenbroschüre mit dem Titel „Applaus für die Nationalratskandidaten des Landesrings“). Wir hoffen vielmehr auf jenen Wähler, der auf Grund der von uns gelieferten nüchternen Information selber zum Schluss kommt, wir würden seinen politischen Auffassungen am nächsten kommen.“

Ob mit Informationsabsichten oder ohne konnte die Partei mit solchen Informationsbulletins, genau wie mit Inseraten, im Übergang von der Parteipresse zur neuen Medienlandschaft ihr Terrain markieren.

**Erste Experimente am Fernsehen**


---

Die Austragung eines „möglichst fairen, entkämpften Wettbewerbs“ zwischen den Parteien gezielt.  


Hingegen befand die wissenschaftliche Auswertung der Sendungen, dass diese einen geringen Einfluss auf den Wahlentscheid hatten.  


---


Bewertet wurden diese Werbespots in den Medien vorwiegend hinsichtlich ihrer potentiellen Auswirkung auf das Interesse der BürgerInnen. Obwohl die NZZ positiv bemerkte, dass die Massenmedien mit solchen Initiativen eine staatsbürgerliche Aufgabe übernehmen würden, überwogen insgesamt doch die kritischen Kommentare zur mittelmässigen Qualität der Spots, welche insbesondere im Vergleich mit dem Ausland auffallen würde. Dabei kritisierten die Pressejournalisten bei den Werbespots sowohl ihre schweizerische „Ungeschicktheit“ als auch ihren zu starken werberischen Charakter, welcher sie „antipolitisch“ machen würde. Besonders die FDP mit der Hervorhebung ihrer Wahlkampfmaterialien am Bildschirm – samt den rot-blauen Plakaten von Celio und Brugger – habe dabei Information mit Reklame verwechselt, womit laut dem Journalist Toni Lienhard im Tages-Anzeiger „der Bürger als primitiver Politik-Konsument angesprochen wurde, nicht als differenziert denkender Demokrat…“ Obschon die Filmmacher selbst den informativen Charakter ihrer Werbespots in der Presse betonten, machte dieses Experiment die breitere Bedeutungszunahme der politischen Werbung deutlich sichtbar. Auch die Parteiakteure waren von den Werbespots nur mittelmässig überzeugt und fragten sich, ob der dafür geleistete Aufwand sich gelohnt habe. Auch wenn eine Umfrage für die SRG durchaus eine positive Rezeption der Werbespots durch das Publikum zeigte, wurde diese Erfahrung doch nicht wiederholt; In den kommenden Jahren verwendete die SRG nur selbstproduzierte Inhalte, soger für die Portraits der Parteien, und übernahm also die volle Gestaltungsmacht über die Wahlkampfsendungen.


---

kontraproduktiv auswirken könnten. Gleichwohl zeigten Umfragen, dass mehr als die Hälfte der Schweizer StimmbürgerInnen zumindest eine der Wahlsendungen schauten – am Radio hörte circa ein Drittel zu. Die Parteien erreichten so in der Deutschschweiz und in der Romandie eine sprachregionale Öffentlichkeit, wobei die Gestaltung der Wahlkampfsendungen mit der Zeit auch Raum für kantonale Themen liess und die Dreharbeiten sogar dezentral stattfanden.

2.3. Kommunikationsstrategien der Parteien angesichts der Medialisierung

Es gilt nun abschliessend noch die Fragen zu beantworten, inwiefern der Prozess der Medialisierung die zeitliche und thematische Planung der parteipolitischen Kommunikation im Wahlkampf veränderte und wie sich dabei ihr Handlungsspielraum im Prozess des medialen Agenda-Settings eruieren lässt.

„Wahlkampfaufschläger“ in Zeiten der Parteipresse

In der Zeit der Parteipresse folgte die stark segmentierte Medienlandschaft nur bedingt einer einheitlichen medialen Agenda, insofern als die Organe der verschiedenen Parteien nur indirekt aufeinander reagierten. Parteien und Parteipresse nahmen zwar Fragen und Vorlagen der bundespolitischen Agenda oft als selbstverständliche Wahlkampfthemen auf. Für den Bürger brisante Themen wie die Milchpreise 1947 konnten zudem schnell den Weg auf die Wahlkampfbühne finden. Allgemein mussten die Parteien aber ihre Kampagnenkommunikation nur wenig an eine externe Agenda anpassen. Denn solange ihre Pressedienste den Ton für die Parteipresse vorgeben konnten, waren allfällige Reaktionen der gegnerischen Presse zugleich schlecht kontrollierbar und relativ schadlos, sofern sie nur zur Dynamik der gegenseitigen Angriffe und zur Festigung des eigenen Lagers beitrugen. Die Frage war dann eher, wer damit beginnen sollte, oder wie es der Zürcher FDP-Sekretär Ernst im Januar 1947 vor den kantonalen Wahlen formulierte:

„Die Unabhängigen werden mehr oder weniger Gewehr bei Fuss stehen. Sie (und die Freisinnigen) haben die Munition bereit. Es wird aber solange nicht ‘geschossen’ bis der eine anfängt. Wir werden diesen Anfang nicht machen."

Unter „Gewehr“ sind für die anderen Parteien kompromittierende Dossiers zu verstehen, welche bei Bedarf rechtzeitig in der (eigenen) Presse veröffentlicht werden sollten. Die zentralisierte SP plante 1947 auch „Schlager“ sowie thematische Artikel für die ganze Parteipresse, welche brisante Themen behandelten, von der Sowjetunion und den internen Skandalen der PdA bis zu einem für die Bürgerlichen unbequemen Skandal in einer Zementfabrik. Auch die Bundesfinanzordnung erwies sich als eine Frage, mit der die Bundesratsparteien im Wahlkampf punkten konnten. Bürgerliche und Sozialdemokraten griffen sich diesbezüglich gegenseitig an, obwohl sich der Bundesrat darüber

107 Borner; Steinmann; Sommer: Agenda-Setting durch Presse; Radio und Fernsehen, 1986, S. 21.
110 SSA Ar 1.111.11, Geschäftsleitung, 18.09.1947.

Reagieren auf die Agenda?


Der Wahlkampf von 1971 ist dabei exemplarisch sowohl für die Angleichung der Bundesratsparteien in Bezug auf unstrittige Themen als auch für das Vermeiden umstrittener oder offener Fragen (issue-avoidance). 112 Bei einem Teil dieser vernachlässigten Themen spielte gewiss eine Tendenz zur Selbstmässigung der Bundesratsparteien eine Rolle, zunächst um Konflikte zwischen sich zu vermeiden. Ferner vermieden sie aber auch Themen, um nicht in ein für sie ungünstiges Polarisierungsverhältnis mit den Oppositionsparteien einzutreten. So thematisierten die Bundesratsparteien 1971 das Verhältnis der Schweiz zur EWG wenig, welches damals verhandelt

---


_Von sich reden lassen?_


---


„Die Presse wird sich intensiv mit dem Wahlkampf beschäftigen. Sie wird einerseits den parteiinternen Strömungen und andererseits den Splittergruppen Aufmerksamkeit schenken. Das Radio wird im Vorfeld der Wahlen zurückhaltend berichten, sich aber sofort auf jedes besondere Ereignis stürzen, das von einigermaßen nationaler Bedeutung ist. Das Fernsehen wird sich in abgeschwächter Form ähnlich verhalten.“


Der Wahlkampf von 1983 ist aber gleichzeitig ein gutes Beispiel dafür, dass die Bundesratsparteien themenmässig weiterhin hauptsächlich auf die mediale Agenda reagierten, anstatt sie mitzuprägen. Der Umweltschutz und die Arbeitslosigkeit blieben die zwei wichtigsten Themen des Wahljahrs, weshalb sie in allen Parteiprogrammen zu finden waren. Dabei war aber die Aufmerksamkeit der Bundesratsparteien, besonders der Bürgerlichen, nur oberflächlich auf die Umweltthematik gerichtet,
sodass sie nur mit Verspätung auf die „brennendste Streitfrage der Nationalratswahlen“, das Waldsterben, reagierten, wie die CVP nach den Wahlen anerkannte. Immerhin schafften es die Bundesratsparteien durch ihre eigene Themensetzung, ihre Positionierung zu Kernthemen zu festigen, wie die CVP im Fall der Familienpolitik (issue-owning). Es waren aber die oppositionellen Parteien und nichtparteilichen Akteure, die entweder neue Themen auf die Agenda brachten oder sich zu brisanten Themen wie dem Waldsterben am klarsten positionieren konnten. Als die SP zum Beispiel das Thema der Friedenspolitik zu einem Schwerpunkt ihrer Politik machte, übernahm sie dieses von der seit Anfang der 1980er Jahre sehr aktiven transnationalen Friedensbewegung. Ebenfalls waren es die fremdenfeindlichen Parteien, welche zuerst den Überfremdungsdiskurs auf die Flüchtlingspolitik angewendet haben (Nationale Aktion) und eine deutliche Ablehnung des UNO-Beitritts formulierten (Genfer Vigilants). So entstand der Eindruck, dass Parteien nur mit Verspätung, wenn überhaupt, auf die Anliegen der Bevölkerung reagierten und der mediale Kommentar wies auf eine Diskrepanz zwischen parteipolitischen Themensetzungen und Umfrageergebnissen hin und sah diese als Ursprung für die „Entfremdung zwischen Volk und Volksvertretern“.


---

3. (Selbst-)Erzählungen der Parteien im Wahlkampf

In diesem Teil wird nun die Art und Weise untersucht, wie die Parteien im Wahlkampf kommunizierten, um ihre Zielwählerschaft(en) an sich zu binden und sie an die Urne zu bringen. Wie stellten sich die Parteien dabei dar, um eine eigene, von den anderen Parteien abgegrenzte Position auf dem politischen Feld zu schaffen und zu behaupten? Allgegenwärtig in den Wahlkampfnarrativen der Parteien sind zunächst sprachliche Marker der Beziehungen zwischen Wählenden, Partei und Gemeinschaft, sei in Hinblick auf spezifische Bevölkerungsgruppen oder die gesamte Wählerschaft. Parteien sprachen somit ein „Du“ oder ein „Sie“ an und erzählten von einem „Wir“.

Dabei erschwerte insbesondere nach 1959 die konstitutive „Spannungsarmut“ Wahlen in der Schweiz diese Deutungsarbeit am Urnengang als Moment der „letzten Entscheidung“ für die angesprochene(n) Gemeinschaft(en), da deren Ergebnisse wenig direkten Einfluss weder auf die Regierung noch auf die Tagespolitik ausübten. Die Frage der Grundbotschaft einer Wahlkampagne war somit viel weniger offensichtlich für die Parteien als bei Abstimmungskampagnen, deren inhärent binäre Logik Erzählungen entlang einer klaren Ja/Nein-Linie ermöglichten und es so oft erlaubt, auf das Erzählregister der Utopie/Dystopie zurückgreifen. Im Folgenden werden zwei Arten von Narrativen beleuchtet, mit welchen die Parteien sich trotz dieser Schwierigkeit im Wahlkampf zu positionieren versuchten: zunächst Zukunftsnarrationen (1.), dann Inszenierungen des politischen Handelns (2.).

3.1. Eine glanzvolle Zukunft für die Schweiz?


Zwischen Aufbau und Defensive (1947)

Im Wahlkampf von 1947 lavierten die gegeneinander antretenden Zukunftsnarrative der Parteien zunächst zwischen optimistischen Perspektiven und den Wunsch einer „konservativen..."
Restabilisierung“ für die Nachkriegszeit. Der jüngste Abstimmungserfolg zur AHV und zu den Wirtschaftsartikeln galt zwar als Symbol eines nachkriegszeitlichen Geistes des „Aufbaus“, wurde aber je nach Partei unterschiedlich interpretiert und machte es für diese im Wahlkampf umso notwendiger, sich voneinander abzugrenzen.


Das „Wir Arbeiter, Bauern und Angestellte“ schuf damit ein Kollektiv, welches die Neue Schweiz aktiv aufbauen sollte. Somit wies das Aufbaunarrativ der SP ihrer Zielwählerschaft eine klare aktive Rolle zu: Arbeiter, oder Werktätige im Allgemeinen, sollten selbst die Schöpfer dieser neuen Schweiz werden, was mit der historischen Darstellung „des sich befreifenden Arbeiters als souveräner Prometheus“ in die linken Fortschrittsnarrativen Eingang fand. Dieses Aufbaunarrativ war so allgegenwärtig und vielversprechend, dass es auch die Wahlkampfmaterialien der SP-Kantonalparteien stark prägte. Die Haushaltsbroschüre der Zürcher SP verwendete das Foto eines Berganstiegs mit der Legende „Der Weg und das Ziel“ und dem eindringlichen Aufruf: „Es gilt, das

137 Sozialdemokratische Partei der Schweiz (Hg.): Die neue Schweiz, 1942.
140 SSA Ar 1.230.3, Broschüre „Wohin?“, [1947].
141 Müller; Tanner: Zur Geschichte der Fortschrittsidee in der schweizerischen Arbeiterbewegung, 1988, S. 335.

142 StAZH III Ao 2/2, Broschüre „Der Weg und das Ziel“, [1947].
Aufbau darstellende Alpenstrasse." Die reiche Symbolik für das Projekt der christlichen Demokratie sollte der Einigung der christlichsozialen und konservativen Parteiflügel dienen, trotz ihren Auseinandersetzungen um die AHV. Die Hervorhebung der Familie als erste Gesellschaftszelle war dabei eine Fortführung der Familienpolitik der Partei, auf welche sie sich, wie 1944 mit ihrer Initiative zum Familienschutz, als „sozialpolitisches Konkurrenzprodukt zur AHV“ stützte. Während die Trope der Alpstrasse als Symbol des Zukunftsweges fungierte, stellte das Plakat die Partei auch als „stärksten Damm“ gegen linke Bedrohungen im In- und Ausland dar, wie das Parteijahrbuch kurz vor den Wahlen ausführte:

„Um das Kreuz dreht sich die heutige politische Ausmarchung in der grossen Welt und in unserer schönen, wenn auch kleinen Schweiz. Sorgen wir am 25./26. Oktober 1947 dafür, dass die Welt erkennen muss: Im schweizerischen Alpenland lebt ein Volk, das einen christlichen Staat gestalten will und fest entschlossen ist, Freiheit und Unabhängigkeit zu verteidigen.“


Welcher „Steuermann“ für die Schweiz?


148 BAR J2.181 1987/52_60_528, Zirkular an die Kantonalparteien, 12.09.1947 (Hervorhebungen i. O.).
153 PA SVP BE 6.2.7, Wahlaufdruck der Schweizer BGB, 21.10.47.
einen jungen, kräftigen Sämann bei der Arbeit (Abbildung 5).\textsuperscript{154} Mit starken Linien und einfachen Farben – das Rot und Weiß der gigantischen Fahne im Hintergrund, die braun-beigen Töne des Sämanns und der zu sehenden Landschaft, inklusive Dorf, Kirche und Fabrikschornstein – betont das Plakat den Repräsentationsanspruch der BGB auf die „Trias von Bauern, Mittelstand und Nation“.\textsuperscript{155} Zudem ist die Wahlparole der Bauernpartei schliff und einfach „bodenständig“; sie wird auf einem anderen Plakat mit dem Bild eines stilisierten Heuwagenrades beim Ernteeinsatz untermauert (Abbildung 6). Die BGB beanspruchte damit auch eine Art von politischer Bescheidenheit, die besonders mit den reformistischen Regierungsansprüchen der SP kontrastierte. Auffällig ist jedoch bei beiden Plakaten, dass sie sich an eine in diesen Jahren rare Verkörperung des Wählers und der Schweiz wagten und dabei ähnliche Merkmale aufzeigten: virile, ernsthafte und fleissige Männer. Diese kräftigen, beruhigenden Bilder von lenkenden Männern für die Schweizer Politik finden Widerhall in der Glorifizierung der Schweizer Armee und der politischen Hervorhebung der Maskulinität nach dem Zweiten Weltkrieg. Selbst bei den SP-Plakaten sind Frauen weniger sichtbar als noch 1943, als ein Plakat noch eine Frau mit einer roten Fahne in den Vordergrund gestellt hatte, welche einer Gruppe von marschierenden Frauen und Männern den Weg zeigte.\textsuperscript{156} Mit der Normalisierung des politischen Lebens und der Stilllegung von ambitionierten Reformprojekten, beginnend mit dem Universalstimmrecht, verabschiedete sich die SP somit von der Symbolik der Zusammenarbeit zwischen Frauen und Männern, welche ihre Ikonographie der Zwischenkriegszeit noch stark geprägt hatte.\textsuperscript{157}

Im Vergleich zu diesen markanten Plakaten fuhr die FDP eine eher Kampagne, indem sie auf ihrem Plakat die historische Verbindung des Staates mit der Partei in Erinnerung rief und dabei das freisinnige Staatsverständnis gegen jenes der Sozialdemokraten und gegen die Kritik der Christlichdemokraten zu behaupten versuchte. Das FDP-Plakat zeigt einen Bürger mit Anzug und Krawatte, der mit dem Finger auf eine Wahlurne zeigt, mit dem Slogan: „Lass nicht den Staat befehlen, entscheide selbst! Bewahre deine Freiheit, wähle freisinnig!“\textsuperscript{158} Um gleichwohl den freisinnigen Einfluss auf den Bundesauntag und auf die Schweizer Geschichte zu betonen, ist auf der Urne ein Verweis auf das kommende hundertjährige Jubiläum der Eidgenossenschaft mit den Daten „1848-1947“ zu lesen, welchen der Maler Hans Gfeller auf Anfrage der freisinnigen Geschäftsleitung einfügte (Abbildung 7). Für die \textit{NZZ} war dies das einzige Plakat, welches „an das gemeinsame Fundament des politischen Lebens in der Schweiz, an die Gründung und den Ausbau des

\textsuperscript{154} Diese Fassung des Plakats wurde gemäß der Legende („Wählt Liste 1, Bauern- Gewerbe und Bürgerpartei!“) für den Kanton Zürich geplant. Zumindest in den Kantonen Bern und Zürich erschien dazu eine Flugschrift mit dem gleichen Titelbild. PA SVP BE 6.2.7, Flugschrift „Für Freiheit und Fortschritt!“, [1947].

\textsuperscript{155} Skenderovic: Bauern, Mittelstand, Nation, 2013, S. 60.

\textsuperscript{156} Margadant: „Für das Volk, gegen das Kapital“, 1973, S. 36.

\textsuperscript{157} Z.B.: NB SNL_POL_334, Senn, Paul: Gegen Krise und Not, für Arbeit und Brot, Sozialdemokraten, Plakat, 1931.

\textsuperscript{158} BGE 7.16, Gfeller, Hans: Lass nicht den Staat befehlen, entscheide selbst! Bewahre deine Freiheit wähle freisinnig!, Plakat, 1947.
Bundesstaates“ erinnere. Auch die FDP sah sich dabei durch die Nachkriegsstimmung in die Defensive gedrängt: Dieses Plakat zelebrierte gleichzeitig den Bundesstaat und rief zur Verteidigung der Freiheiten der Bürger gegen einen von den Sozialdemokraten vermutlich überstrapazierten Staat auf.

Deutungskampf um die Freiheit


„Les rouges au pouvoir
C’est: L’Etatisme totalitaire
La Ruine du franc
L’asservissement à l’étranger…
AVENTURE!

---


161 Ein Film beginnt zu rollen, in: Volksrecht, 04.10.1947.

162 Ebd.

Les radicaux veulent:
Le respect de l’initiative privée…
L’ordre dans les finances…
L’indépendance totale du pays…
SECURITE!
Votez radical”.164

Deutlich wurden damit den Lesenden die Wahlen als ein Moment der Entscheidung zwischen den historischen Alternativen Freiheit und Sicherheit vorgeführt, welches die Freisinnigen den Linken im Allgemeinen gegenüberstellte.

Auch wenn die SP also weiterhin unter solchen antisozialistischen Angriffen litt, erwies sich doch auch für sie die PdA als Verkörperung des sowjetischen Eindringens in die Schweiz zunehmend als ein opportunes Feindbild, um sich vor der bürgerlichen Kritik zu schützen und die Arbeiterchaft für sich zu beanspruchen. Während einige Sozialdemokraten am Parteitag die Abwehrhaltung gegen die Linken im Allgemeinen denunzierten, basierte die Geschäftsleitung einen Teil der Kampagne auf die Beleuchtung der verschiedenen Finanzierungs- skandale, welche die PdA gerade erlebte. Wie an ihrem Beharren auf der Möglichkeit eines dritten Weges zu sehen, war die SP jedoch noch nicht völlig auf die binäre Logik des Kalten Krieges eingeschworen, und so kritisierte die Parteipresse während des Wahlkampfs den kurz davor angekündigten Marshallplan und verteidigte die Werte der Schweizer Souveränität und Neutralität.165 Denn auch die SP beanspruchte die Verteidigung der Freiheit als urschweizerische Wert für sich, wofür sie sich in ihrem Wahlauftruf in der Parteipresse auf die „dunklen Tage der Siege Hitlers“ berief: sie habe „gegen den Kleinmut und die Schwankungen bürgerlicher Politiker die Fahne der Freiheit hochgehalten. […] Die Sozialdemokratische Partei hat durch ihre Taten bewiesen, dass sie die Partei der Freiheit ist!“.166

Annäherungen an den Wachstumskonsens (1959)

1959 war es für die vier Bundesratsparteien im Vergleich zu 1947 bereits viel schwieriger, sich voneinander abzugrenzen. Seit den 1940er Jahren hatten sich nämlich ihre Programme im Zeichen des Wachstumskonsenses deutlich angenähert. Selbst bezüglich der jeweiligen Weltanschauungen schienen viele Verbindungen zu bestehen. Jede der grossen Parteien (SP, FDP und KVP) gratulierte sich jedes Mal selber, wenn sie bei einer der den anderen ihre ideologische Tradition auch nur ansatzweise erkannten. Besonders die FDP tröstete sich so angesichts ihres unvermeidbaren Machtverlustes, zum Beispiel Alfred Schaller vor der Delegiertenversammlung im September 1958:

„Die Partei muss heute um ihren Einfluss in der Staatsführung wie auch um ihren Rückhalt im Volke kämpfen. Für viele Freisinnigen war der Übergang der Partei aus der politischen


288
Machtstellung in die labile Gleichgewichtslage mit zwei anderen großen Parteien, der KKVP und SP, nur schwer erklärlich und dementsprechend schmerzlich. [...] Die liberalen Ideen, nach denen der Freisinn die Verfassung der Eidgenossenschaft gestaltet und ausgebaut hat, sind zum Allgemeingut der grossen Mehrheit unseres Volkes geworden.”


Für die SP wuchs jedoch die Herausforderung, ihre Wähler weiter zu mobilisieren, wenn das Ziel eines Kühlschranks oder eines Fernsehens nicht nur erreichbar schien, sondern selbstverständlich. Kritiker des Wahlprogramms hatten darauf hingewiesen, dass das Weglassen der Klassenkampfrhetorik die Arbeiterklasse demobilisieren könne. Das westschweizerische Parteiorgan

---

171 SSA Ar 1.116.16, Parteitag, 27./28.06.1959, S. 183.
172 Ebd.
La Sentinelle plädierte beispielsweise dafür, sich durch das Erreichte nicht einschläfern zu lassen und betonte die Notwendigkeit des kollektiven Kampfes als Zugehörigkeitsfaktor und Mobilisierungsargument:

„Les radicaux sont dans l’erreur quand ils s’imaginent que la réalisation de l’assurance invalidité a ‘comblé la dernière lacune’ de notre vie politique et sociale. On n’obtient rien, en fait, de réalisation sociale qu’on n’ait gagné soi-même de haute lutte. Ouvriers, employés, petits commerçants, artisans, tous doivent être solidaires, aussi en politique. C’est la condition du progrès social.“  

Mit wissenschaftlichen Argumenten konnte aber die NOWLAND-Studie die SP-Kader davon überzeugen, dass das Klassenkampfnarrativ nicht nur unrealistisch, sondern sogar kontraproduktiv für die Mobilisierung der Wähler sei. An die Stelle des linkshaltenden Steuermannes oder der Arbeiterbewegung als treibende Kollektivkraft einer Systemveränderung zeigte das nationale Wahlkampfplakat des Künstlers Joe Mathis das stilisierte, schwarz-weiße Gesicht eines neutral aussehenden Mannes, begleitet vom allgemein gehaltenen, neutralen Slogan der Kampagne, „Der Mensch im Mittelpunkt“ (Abbildung 10). Angelehnt an den zeitgenössischen Werbestil liess auch die mit Fotos illustrierte SP-Haushaltsbroschüre einen unerschütterlichen Optimismus durchscheinen. Darin zeigten sich anonyme, für bestimmte Zielwählerschaftsgruppen stehende Bürger besorgt über die Auswirkungen des Fortschrittes wie Automation, Bodenspekulation oder die ungewisse Zukunft der Berggebiete. Die Broschüre endete mit einer letzten, positiven Botschaft, einer Bildserie mit einem strahlenden Bürger in weissem Hemd: Zuerst ist er mit seiner Frau an einem See zu sehen, mit der Beschreibung vom folgenden Lebensideal: „In unserer lärmigen und geschädigten Welt brauchen die Menschen Freizeit und Erholung“. Auf einem zweiten Bild sieht man ihn seinen Sohn tragend, was folgendermassen erläutert wird: „Wir glauben an eine bessere Zukunft! Alle sollen sich an den Schönheiten des Lebens erfreuen können!“. Auch wenn der antikommunistische Druck sowie die politische Integration der Sozialdemokraten dazu beitrugen, so beruhte diese Übernahme des Wohlstandsnarratives dabei auf der ebenfalls in der NOWLAND-Studie bestätigten Diagnose, dass die neuen Arbeiter- und Angestelltschichten durch die Anerkennung ihrer sozialen Würde in der nivellierten Schweizer Gesellschaft zu mobilisieren seien. So sprachen die Sozialdemokraten ihren imaginierten Wähler nicht mehr als „armen Kerl“, sondern als stolzen Bürger an. Bei dieser symbolischen Erhöhung des Arbeiters zum Kleinbürgertum blieb zudem seine Frau deutlich im Schatten des Heims; was auch der damaligen Haltung der SP zur Frauenarbeit entsprach.

174 SSA 1.230.6, Haushaltsbroschüre „Wir wählen Sozialdemokraten in den Nationalrat“, [1959]. 
175 Ebd.
Von der „christlichen Demokratie“ zur Verteidigung des Abendlandes


179 Ebd.
Schicksalsgemeinschaft aller freien Völker im Kampf um die Bewahrung der gemeinsamen Werte der abendländischen Kultur." Auch das Aktionsprogramm nannte unter dem Punkt „Staatspolitik, staatliche Organisation; Verhältnis Bürger und Staat“ als zweite Forderung „Dauernde Wachsamkeit und entschiedener Kampf gegen alle extremen Ideologien, insbesondere gegen den Kommunismus“. Diese „geistige Haltung“ zur Politik stellte somit nicht nur eine Reaktion auf die christliche Demokratie der KCVP dar, sondern auch ein Echo auf die besonders seit 1956 verschärfte Abwehrhaltung gegen den Kommunismus.


„Eine solche christliche Demokratie haben wir in der Schweiz nicht nötig. Die reale Leistung des Schweizervolkes ist die liberale Demokratie, um welche uns die ganze Welt samt der deutschen CDU beneidet und die zu ändern wir Schweizer absolut keinen Grund haben. Das konservative Wahlplakat stammt inhaltlich aus dem gleichen Lande wie das ‚fesche‘ Ehepaar im sozialdemokratischen Wahlflugblatt; ‚made in Germany‘ ist man versucht zu sagen; und das passt kaum zu den eidgenössischen Nationalratswahlen.“

Die FDP stellte sich somit als einzige Verteidigerin des helvetischen Geistes sowie der helvetischen Demokratie dar, die sie immer gewesen sei und bleiben solle. Die starken, zum Teil kulturkämpferisch geprägten Reaktionen der Freisinnigen auf die Offensive der KCVP legen offen, wie sie sich von den politischen Ambitionen und vom Selbstbewusstsein einer ehemaligen Minderheit bedroht fühlten.

*Zwischen Poster Children und Erfolgsmodell Schweiz*

Neben dieser defensiven Position versuchte die FDP-Kampagne aber auch ein selbstsicheres Bild von der Partei zu vermitteln. Das FDP-Plakat zeigte daher ein lächelndes, rothaariges Mädchen mit Zopf, weissem Haarband, blauem Kleid, das die Hand seines nicht weiter sichtbaren Vaters hält, mit der

187 Ebd.

„Man hat sich in der Parteileitung gefragt, welches das nachhaltigste Argument für die Anerkennung der Parteiarbeit sei. Unseres Erachtens ist es der Umstand, dass die Schweiz seit der letzten eidgenössischen Wahl wieder vier Jahre des wirtschaftlichen Aufstieges, des inneren und äusseren Friedens, der Vollbeschäftigung in der Freiheit hinter sich hat. International gesehen, hält unser Land gewiss jeden Vergleich aus.“195

Im Vergleich zum Ausland stand die Schweiz also gut da, und die Freisinnigen konnten dies als ihr Verdienst darstellen.

Dissonanter Wohlstand?

Auch wenn sich die Zukunftsoorientierung der Parteien vor allem auf die Perspektive des materiellen Wohlstands fokussierte, so wurde dieses einseitige Fortschrittsverständnis doch bereits im Wahlkampf von 1959 nuancierter. Zwar ignorierten die Bundesratsparteien, insbesondere die davon am meisten betroffene SP, kritische Stimmen aus der Oppositionsbewegung zum Atomprogramm des Bundes. Trotzdem begannen die Bundesratsparteien, wenn nicht auf nationaler Ebene, so doch auf kantonaler, die damals sichtbaren Nebenwirkungen der Prosperität anzusprechen. Die KVP betonte beispielsweise in ihrem Wahlauftruf den notwendigen Ausgleich gegenüber peripherer Kantone und Regionen

---

194 StAZH Ao 2/2 1947, Broschüre „Du, Vater…? Freisinnig, Liste 5“; Schweizerische Nationalbibliothek; Wirtz (Hg.): Tell im Visier, 2007, S. 129.

Zwischen Modernität und „law and order“ (1971)

Die 1960er Jahre als „bewegtes“ Jahrzehnt verstärkten das Handlungs- und Modernisierungsgebot für die Parteien noch zusätzlich. Die Etikette „konservativ“ galt nun sogar als negatives Stigma, wie der Generalsekretär der CVP, Urs Reinhardt, im Vorfeld der Wahlen analysierte:

„Das Erscheinungsbild unserer Parteien lässt sich, grob verallgemeinert, auf die von Bruno Heck [dem damaligen ersten Sekretär der CDU, Anm. ZK] geprägte Formel bringen: „Wer an uns denkt, verbindet damit zunächst den Gedanken an die Herkunft, weniger den an die Zukunft“. Und wiederum sehr verkürzt lässt sich sagen, dass die christlich-demokratischen Parteien als die Kräfte gelten, die der Situation nach dem Zweiten Weltkrieg angepasst waren. Sie haben das Profil der 50er und 60er Jahre, nicht das der 70er und 80er Jahre. Mit ihnen assoziiert man einseitig die Begriffe ‚Ruhe und Ordnung, Sicherheit und Zuverlässigkeit‘.“

Daher solle sich die CVP beginnend mit ihrer umfassenden Parteireform und ihrem Slogan „Die dynamische Mitte“ im Wahlkampf von 1971 als moderne, bewegliche, fortschrittsorientierte

197 Inserat „Feststellung zu einer ‚Klarstellung‘. Der Freisinn ‚entdeckt‘ die Bodenspekulation, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 17.10.1959.
Volkspartei darstellen. Die Bundesratsparteien hatten sich zwar alle programmatisch weiter der Mitte genähert. Auch die FDP sprach sich mit ihrem Wahllprogramm „für eine humane Schweiz“ aus, in welchem sie eine breite Palette an aktuellen Fragen, vom Umweltschutz bis hin zum Sexualunterricht in Schulen, Gleichstellung und Familienplanung thematisierte – die Partei engagierte sich sogar dafür, die Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruches zu prüfen.\(^{201}\) Die CVP ging aber besonders weit mit dem Programmentwurf der gesellschaftspolitischen Kommission, welcher ungewohnt sensible Fragen wie die Gleichberechtigung der Geschlechter, die Mitbestimmung, die Integration von AusländerInnen, oder sogar einen UNO-Beitritt ansprach.\(^{202}\) Dieser Entwurf stieß allerdings auf Widerstände innerhalb der Partei und das schlussendlich verabschiedete Aktionsprogramm übernahm seine gewagtesten Vorschläge nicht – so sprach es zum Beispiel nicht mehr von Mitbestimmung, sondern von „innerbetrieblichen Mitwirkungsrechten“.\(^{203}\) Die Wahlkampagne der CVP übernahm aber die Impulse der gesellschaftspolitischen Kommission und distanzierte sich vom konservativen Image der Partei. Symbolisch dafür steht eine Serie von Inseraten mit dem Titel „Stillstand ist Rückschritt“, worauf eine Schweizerkreuz-Häuslein zu sehen ist, bedeckt von einem Spinnennetz, mit welchem die CVP ihren Reformwillen betonte:

„Warten löst keine Probleme! Vater Staat ist nicht mehr der Jüngste. Seine Verfassung wird hundert Jahre alt. Sie soll irgendwann total revidiert werden. Doch darauf zu warten, fehlt uns die Zeit. Wir brauchen jetzt eine starke Regierung mit einem klaren Programm, eine Regierung, die weiss, was sie soll, und die Gewähr dafür bietet, dass die Probleme unseres Landes entschlossen angepackt werden.“\(^{204}\)

Die proklamierte Offenheit und Modernität der bürgerlichen Parteien wurde aber auf die Probe gestellt, als die seit 1968 aufblühende Jugendbewegung im Wahljahr 1971 einen zweiten Schub erlebte.\(^{205}\) Mit dieser neuen Situation konfrontiert, griffen die Bürgerliche erneut auf bekannte Narrative der Staatsbedrohung zurück und fanden dabei die Unterstützung des Redressement National, das noch während dem Wahlkampf eine Kampagne gegen den (vorwiegend linken) Extremismus

\(^{201}\) Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Begegnung mit der Zukunft: Zielsetzungen 71 der Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz, 1971.


\(^{204}\) BAR J2.181 1987/52_72_626, Inseratentext „Stillstand ist Rückschritt“, [1971].

lancierte. Denn mit dem Diskurs zu „law and order“ liessen sich im Zuge von 1968 wie in anderen westeuropäischen Ländern nun Stimmen im bürgerlichen Lager machen, wie selbst der CVP-Sekretär Reinhart, Befürworter der „dynamischen“ Orientierung seiner Partei, bemerkte:

„Es steht endlich in der sogenannten ‚backlash‘-Linie, die mit den französischen Parlamentswahlen von 1968 begonnen hat: Der Trend nach der Mitte oder ‚nach rechts‘ ist nicht zuletzt eine Antwort der jeweiligen Wählerschaft auf die Exzesse der ‚permissive society‘ und ihrer politischen und publizistischen Apologeten.“

Die Befragung der deutschschweizerischen Parteien am Fernsehen drehte sich in der Folge besonders um die Verteidigung des Rechtsstaates, wobei die Bürgerlichen die Linksparteien auf die Anklagebank setzten. Die vermittelnde Position und das Bekenntnis zum Staat der SP-VertreterInnen wurde von den Bürgerlichen in Frage gestellt, indem sie auf die umstrittene Listenverbindung der Genfer und Waadtländer SP mit der PdA hinwiesen. Besonders hart gegen die „Subversiven“ gingen dabei die Zürcher und Schweizer SVP vor und kombinierten diese Linie mit ihrer traditionellen Hervorhebung der Landesverteidigung. Auch die FDP verschärfte ihren Ton auf das Ende des Wahlkampfs hin, wie bei ihrer Kundgebung Anfang Oktober, als sie sich als Hütner des Rechtsstaates und des Gemeinwohles angesichts der provozierenden Extreme und ihrer „illegalen Aktionen“ darstellte:

„Die Freisinnig-demokratische Partei der Schweiz stellt eine verschärfte Polarisierung und eine zunehmende Intoleranz in der schweizerischen Politik fest. [...] Was sich heute jedoch deutlich zeigt, ist die Absicht, mit lautstarken Forderungen, sensationeller Berichterstattung, Unruhen auf der Straße und andern illegalen Aktionen die Bevölkerung zu provozieren. [...] Allein der Rechtsstaat gewährleistet die demokratische Ordnung, die persönlichen Freiheitsrechte und die Evolution zu einer besseren Schweiz.“


---

206 Année politique suisse, 1971.
212 StAZH WII 13.392, Parteileitung, 25.05.1971.

Bedrohlicher Wohlstand?


219 Ebd.

Die SP-Wahlplattform von 1971 adressierte beispielsweise ihre „politi sche Forderung Nr. 1“, die „Sanierung der Umwelt“, folgendermaßen:

„Die Umweltgefahr ist kein Schlagwort, sondern bittere Wirklichkeit. […] Der Umweltschutz geht daher allem anderen voraus. Er hat absoluten Vorrang. Absterbende Gewässer, verschandelte Landschaften, giftige Luft und unerträglicher Lärm sind keine Visitenkarte für die Schweiz. […] Die Sanierung unserer Umwelt wird Milliarden kosten. Wer in den letzten Jahren unverantwortlich drauflos verdiente, muss nun an die Kasse gebeten werden.“

Auf der Linie ihrer Umweltpolitik seit den 1960er Jahren forderte die SP dabei wirtschaftliche Anreiz- und Strafmechanismen gegen Umweltverschmutzer. Selbst wenn sie damit eigentlich marktwirtschaftliche Prinzipien übernahm, gingen solche Massnahmen den bürgerlichen Parteien bereits zu weit. Trotzdem bezogen sich diese ebenfalls auf starke Schreckensbilder einer verschmutzen Zukunft, wie die CVP in einem Plakat, auf welchem ein Flugzeug auf eine bereits verrauchte Hochhausstadt stürzt. Damit sprach sie als ungewollte Nebenwirkungen der Hochkonjunktur sowohl die Fragen der Inflation als auch jene der Umweltverschmutzung an, wobei sie den Sinn des Wirtschaftswachstums direkt in Frage stellte:

„Die Erhaltung und menschenwürdige Gestaltung unserer Umwelt sind wichtiger als ein massloses Wirtschaftswachstum. Denn ohne sauberes Wasser und gesunder Luft, ohne Ruhe und Erholungsflächen nützt uns unser Wohlstand nichts.“

Es zeigte sich, dass die FDP ein sehr ähnliches Inserat zur Bedrohung des Lebensraums vorbereitet hatte, mit dem Bild einer verschmutzen, chaotischen, unfreundlichen Natur. Auch diese Partei entwickelte in ihrem Programm und in ihren Inseraten eine erstaunlich scharfe Kritik der „Wachstumseuphorie“ als Wirtschaftsreligion, deren Nebenwirkungen von der Verschmutzung bis zur Teuerung reichten:

„Voilà un quart de siècle que nous vivons dans l’euphorie de la ‚Croissance’. Une religion s’est construite autour de cette divinité nouvelle, servie par les grands prêtres de l’économie, chantée en barèmes et en graphiques, en hymnes à la productivité et au rendement.

---

224 ACV PP 552/208, Inserat „Notre espace vital est menacé“, [1971].
L'euphorie, aujourd'hui, tiédit pourtant. […] Le progrès général a considérablement amélioré nos conditions de vie mais, par contre-coup, par conséquences secondes, par retombées mal prévues, il pourrait aussi les compromettre gravement.”

Die Tatsache, dass praktisch alle Parteien die Umweltthematik mittels düsterer Gegenwarts- und Zukunftsbilder als Argument im Wahlkampf einsetzten, wurde in den Medien kritisch und humoristisch kommentiert.


„DES PEUPLES sont en guerre./ Des hommes, des femmes, des enfants meurent de faim./ Des prisonniers torturés pleurent la liberté./ Des travailleurs sans emploi désespèrent du lendemain. LES SUISSES vivent en paix./ Leurs revenus sont les premiers d’Europe,/ leurs impôts les plus bas./ Ils sont libres./ Ils ignorent le chômage./ POURTANT, tout n’est pas parfait ici. Nous devons améliorer nos institutions sociales./ Nous devons améliorer le problème du logement ou, plus exactement, des loyers./ Nous devons défendre notre environnement. Nous parviendrons à nos fins si l’économie conserve sa vitalité et son audace (denrées inconnues des systèmes socialistes paperassiers!) et si la politique s’accomplit au service de tous.”


Von diesem dominanten Narrativ konnten sich die SozialdemokratInnen ihrerseits schwer abwenden. Zwar hatte ein belletristisches Vorwort von Max Frisch zum Wahlmanifest einen sehr kritischen Ausgangspunkt: „So wie jetzt wollen wir es nicht“.231 Neben seinen Forderungen zur sozialen Sicherheit, Bildung, Umwelt- oder Wohnpolitik entwickelte das Wahlmanifest auch eine regelrechte Kritik der „Schweiz AG“, beispielsweise zur Frage der Steuergerechtigkeit. Die Diagnose von Frisch befand sich aber in starkem Widerspruch zum Fortschrittsverständnis vieler SozialdemokratInnen und Gewerkschaftler, für welche das schrittweise Erreichen des materiellen Wohlstands für alle durch die politische Integration der Arbeiterbewegung weiterhin das Hauptziel darstellte. Sein Vorwort war auch absichtlich für jüngere, gesellschaftskritische Wähler geplant und spaltete, wie auch sein Werbespot, die Geister in den Reihen der SP.232 Es ist insofern bemerkenswert, dass die Kritik der „Wachstumseuphorie“ 1971 der FDP leichter fiel als der SP.233

Staatskritik als neue politische Vision? (1983)


In diesem Kontext kam auch die neoliberale Agenda als Diagnose und Heilmittel zur Wirtschaftskrise auf dem Markt der politischen Narrative an. Die sich von der intellektuellen Diskussion bis hin zu politischen Programmen verbreitende „neoliberale Wende“ sollen die Freisinnigen mit dem Wahlslogan „Mehr Freiheit, weniger Staat“ 1979 in die Schweiz „importiert“ haben, wobei sie damit


237 Ebd.

238 Vgl. zu den widersprüchlichen Stellungnahmen der Partei in den Jahren 1978-1979, Ebd; Cassidy; Loser: Der Fall FDP, 2015, S. 37ff.

239 Zitiert nach Cassidy; Loser: Der Fall FDP, 2015, S. 50.

240 Freisinnig-demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Die Rigi-Thesen, 1981.

241 Die wenigen öffentlichen Betriebe – wie bspw. die PTT – liefen gut, waren nicht überdimensioniert und waren zudem so eng mit dem politischen Feld verbunden, dass die Freisinnigen mit ihrem Abbau „an einem Ast [gesägt hätten], auf dem sie selbst sassen“, wie der Weltwoche-Journalist Felix E. Müller 1987 schrieb (zitiert nach Cassidy; Loser: Der Fall FDP, 2015, S. 46) Erst Mitte der 1980er Jahre fand der Slogan eine politische
immerhin Möglichkeiten zur Verbesserung und Entlastung des Staates durch Sparmassnahmen vor. Für den Wahlkampf lud das Sekretariat die Kantonalparteien auf diese Vorschläge verweisend dazu ein, sich in der kantonalen Politik gegen die „Normenflut“ zu engagieren und dabei „verhandelte Lösungen zwischen Sozialpartnern“ sowie die Anwendung des Subsidiaritätsprinzips möglichst zu bevorzugen, um so den „Bürgern die Macht zu geben“.242

Unerwarteterweise stellte der Slogan aber ungemütliche Fragen zur Identität des Freisinnens und insbesondere zu seinem Verhältnis zum Staat. Dies verdeutlichten die Jungliberalen 1981, als sie die Forderungen der Jugendbewegung als Kritik eines allgegenwärtigen Staates deuten und daher Parallelen zur freisinnigen Politik zogen.243 Die Werbespezialisten der Partei erkannten ferner, dass der nach wie vor umstrittene Slogan und seine inhärente Staatskritik gegen die FDP spielen konnte, indem er einen Teil ihrer traditionellen Wählerschaft, beispielsweise in Beamtenmilieus, entfremden könne.244 Der FDP wurde umso unwohler ob ihrer eigenen Rechtswende, als die Verschlechterung der Wirtschaftslage sie auf die Anklagebank setzte. Im Mai 1983 hatte die Schindler Gruppe die Schliessung ihrer Fabrik in Schlieren angekündigt; im Juli folgte die Tornos-Gruppe mit ihrer Fabrik in Fleurier (Neuenburg). Im Vorfeld der Wahlen vermehrten sich somit distanzierende Stellungnahmen von Freisinnigen zum Slogan. Der Zürcher Ständeratskandidat Riccardo Jagmetti verneinte beispielsweise die Möglichkeit eines sozialen Abbaus als neue freisinnige Politik, betonte dagegen sowohl die Selbstverantwortung, wie sie in der ersten Version des Slogans erschien, als auch den freien Raum der Individuen.245 Die Verteidigung der Privatsphäre gegen einen zu aufdringlichen Staat betonte auch ein Kampagneninserat in der Romandie durch die Karikatur des Staates als Krake mit den Tentakeln Reglement, Steuern, Verordnung, Beschluss und Verbot (Abbildung 11), mit folgender Korrektur zum umstrittenen Slogan:


„Nous, Radicaux, disons: „Moins d’État“, nous n’avons jamais dit „Pas d’État.“ Nous voulons renverser la tendance qui mène à l’“État-touche-à-tout”. Nous affirmons cependant que nous sommes résolument pour les acquis sociaux auxquels nous avons largement contribué et que nous entendons consolider: A.V.S., A.I. [AHV und Invalidenversicherung, Anm. ZK], assurances-maladies, assurance-chômage notamment font partie de notre conception de l’Etat moderne; c’est aussi le rôle de la Confédération d’aider les régions défavorisées. Mais, cessons de surcharger l’État de tâches qu’il ne peut bientôt plus accomplir. Endiguons l’inflation des lois, des règlements et des interdictions qui restreignent toujours plus la sphère privée des citoyens. Empêchons l’État d’exécuter des travaux que le secteur privé peut faire aussi bien, sinon mieux. Il faut que l’État retrouve une situation financière saine en s’abstenant d’étendre ses tentacules à tous les domaines.”


248 Année politique suisse, 1981.
249 Vgl. dazu Kap. 6.3.2.
sowohl das Interesse ihrer gewerblichen Wähler als auch das Gefühl der Verdrossenheit des „kleinen Mannes“ ansprechen wollte. Mit ihrem Slogan „Rettet die Arbeitsplätze, stoppt die Bürokratie“ drückte die Zürcher Partei auf der Linie der Angebotsschule zudem eine scheinbar arbeitnehmerfreundliche Haltung aus, welche in den Diskursen der FDP seit 1979 erstaunlicherweise wenig zum Ausdruck gekommen war.

Der neoliberale Ton vieler Bürgerlicher im wirtschaftlichen Bereich liess sich ferner gut mit einer dezidiert konservativen Haltung bezüglich gesellschaftlicher Fragen vereinbaren. Im Vergleich mit 1971 war 1983 das Etikett „konservativ“ nicht mehr verpönt. Die Zürcher SVP-Nationalratsfraktion definierte sich zum Beispiel als „konservativ“: nicht „rückständig, sondern bewahrend, bewahren, was sich bewährt hat“. Diese Haltung ging dabei oft mit der Verteidigung des Rechtsstaates einher, und zwar nicht als Garant der Rechte und des freien Wettbewerbs wie im neoliberalen Gedankengut, sondern als Ordnungsmacht. Insbesondere die Zürcher SVP instrumentalisierte die Jugendunruhen zu ihren Gunsten, indem sie die Laxheit der SP, aber auch der FDP diesbezüglich kritisierte.

Die Betonung des konservativen Fundaments prägte auch die CVP-Kampagne; sie stellte eine zumeist wenig konfliktbeladene Alternative zur parteiintern umstrittenen Wirtschaftspolitik dar. Dabei teilte der Parteisekretär Fagagnini die Ansicht, dass der Staat das Problem für das latente demokratische Unbehagen sei:


In einem Inserat zur Erhaltung der Arbeitsplätze forderte die CVP ferner mehr Flexibilität auf dem Arbeitsmarkt sowie die Fortsetzung der Sparpolitik des Bundes und der Kantone als Grundvoraussetzung für die Verbesserung der Arbeitslage und folglich für die Erhaltung des


260 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 8.06.1983.
Freisinn", als „protzige Finanzschickeria“, „neureiche Opernhaus- und Tonhalle-Pelz-Mantelgesellschaften von der Goldküste und am Züriberg“. Besonders in der Romandie nahm die Partei eine defensive Haltung ein, die sich jedoch als umso ungemütlicher erwies, als die 1983 eingeleitete sparpolitische Wende („tournant de la rigueur“) von Mitterrand in Frankreich auf grosses Echo stieß und die SozialdemokratInnen weiter desorientierte.


**Waldsterben und „Weltuntergangsstimmung“**


---

262 SSA Ar 1.230.9, Strahm, Rudolf: Fakten + Argumentenblätter nur für Kandidaten, Die FDP, [1983].
Arbeiterpartei zu bleiben, ging somit einher mit der Verteidigung des technischen Fortschrittes, wie im Plädoyer von René Felber am Parteitag: „Il n'y aurait pas de grands congrès du PSS s'il n'y avait pas eu de progrès techniques qui aient permis à nos aînés de revendiquer la place la plus juste pour les travailleurs. Nous ne construirons pas demain des halls de production d'énergie avec des écologistes qui pédaleront pour fournir le courant aux travailleurs qui seront derrière leurs machines.“


---

268 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 27.04.1983.
269 SSA Ar 1.230.9, Strahm, Rudolf: Fakten + Argumentenblätter nur für Kandidaten, Streit um Tempo 100, [1983].

280 Ebd.
Arbeitsplätzen. Somit zeichnete sich in der Frage des Umweltschutzes eine beginnende Polarisation ab, die in den kommenden Jahren, insbesondere durch die Gründung der Auto-Partei verstärkt zum Ausdruck kam. Entscheidend dafür war die Deutung des Umweltschutzes als wirtschafts- und daher auch arbeitnehmerfeindlich, die rechts, aber auch links Anklang fand. Hier wurde das alte, dem Erfolgsmodell Schweiz zugrundeliegende Narrativ der wirtschaftlichen Rationalität spürbar, welche es bei der Gewichtung von sozialen oder umweltschutzorientierten Reformen zu berücksichtigen gelte.284

3.2. Das Epos des politischen Handelns


Entideologisierte Politik?


*Entideologisierung als Narrationsstrategie*

Mehr als einem mess- und unvermeidbaren Wechsel von einem ideologischen zu einem ausgeglichenen, sachlichen, dafür aber farblosen Politikstil entsprach dieser Trend dabei einem Paradigmenwechsel in der Art und Weise, wie die Schweizer Parteien in Zeiten der Zauberformel und später des *helvetischen Malaises* die Wähler zu mobilisieren versuchten. Zur Entideologisierung der politischen Narrative trugen die Parteien bewusst bei, da sie zunehmend davon ausgingen, dass die alten ideologiebeladenen Diskurse bei der neuen Wählerschaft nicht mehr punkteten. Diesen Befund teilte der SP-Sekretär Benno Hardmeier 1959 im Kontext der Programmreform den Lesenden der *Roten Revue* mit:

„Meines Erachtens sollte die Sozialdemokratie auf jede Ideologie, wie immer sie sich auch nennen oder tarnen mag, verzichten, denn es gehört zum Wesen einer jeden Ideologie, dass die Gesamtheit des vielgestaltigen Lebens unter einem bestimmten Blickwinkel gesehen wird; statt des Ganzen wird dann nur noch ein Teil erkannt und anerkannt, wobei dieser Teil – und das ist das Verhängnisvolle – als Ganzes genommen wird. […] Zweifellos vergrössern die

288 Zitiert nach Gruner; Siegenthaler: Die Wahlen in die eidgenössischen Räte, 1964, S. 118.
290 Dazu Skenderovic: Bauern, Mittelstand, Nation, 2013, S. 60.
ideologien die bestehenden Unterschiede und Differenzen noch, wodurch das friedliche Zusammenleben der Völker und Menschen zusätzlich erschwert wird. Auch aus diesem Grunde scheint es mir angebracht, dass der demokratische Sozialismus auf ideologische Bindungen verzichtet.291


Die Bundesratsparteien beharrten dennoch für den Wahlkampf von 1971 auf der Entideologisierung als durchdachte Narrationsstrategie für ihre politische Kommunikation; sie sollte eine beruhigende Ansprache jener Währenden ermöglichen, welche gerade durch die beschleunigten sozialen Veränderungen verunsichert waren und konkrete Zeichen des politischen Handelns erwarteten. Laut Nello Celio würde eine Partei wie der LdU aus Themen wie Teuerung, Benzinzoll, Autobahnen oder der Finanzordnung politisches Kapital schlagen, „in der richtigen Erkenntnis, dass Wahlschlachten heute mit Sachproblemen gewonnen werden, nicht aber mit Parteiideologien“.294 Diese Ansicht vertrat er auch am Parteitag vor den Wahlen:

„Die Zeit ist endgültig vorbei, wo die Parteien einer unabänderlichen politischen Linie folgend, sich vorwiegend mit Weltanschauungen und ethisch-philosophischem Gedankengut befassen konnten... Probleme der Ökonomie und Technik haben die Oberhand gewonnen, deren Lösungen nicht überlieferten Schemata oder den Theorien der Lehrbücher entnommen werden können“.295

Bei den ChristlichdemokratInnen berührte mit der Parteireform die Strategie der Versachlichung oder Entideologisierung die Parteiidentität selbst. Zwar blieb die christlich fundierte Weltanschauung das

291 Hardmeier: Die Sozialdemokratie vor neuen Aufgaben, 1959, S. 34.

**Wettkampf um die Handlungsfähigkeit**


---


297 Ebd.


Das wachsende Gebot der politischen Transparenz sowie das Interesse der Medien an Programmen und Campaign-Stories stellten aber die Parteien vor die Herausforderung, dass ihre Programme zunehmend (kritisch) kommentiert wurden und ihre tatsächliche Verwirklichung überprüft werden konnte. Dabei stellte sich für die Bundesratsparteien das Problem der kollektiven Regierungsverantwortung im schweizerischen nichtparlamentarischen System. Für die FDP sei deshalb „das Image der Regierungsparteien […] zu verbessern durch klare politische Haltung, durch Zusammenarbeit im Sinne von Regierungsrichtlinien und Minimalprogramm und durch verstärkte Informationen.“ Und in der Tat betrieben die Bundesratsparteien teilweise eine gemeinsame politische Kommunikation, strebten aber auch danach, sich die Verdienste des gemeinsamen politischen Handelns jeweils selbst zu eigen zu machen. Dies galt insbesondere für die staatstragende FDP, deren Leistung der Schriftsteller Hans Gmür, mit der Kreation des Werbespots der Partei beauftragt, folgendermassen darstellen wollte: „Als Regierungspartei, die seit Jahrzehnten an vorderster Front verantwortlich wirkt, darf die FDPS ohne weiteres auf die positiven Seiten in unserem

300 Während 1967 die meisten Parteien diese Thematik ansprachen, tat dies 1971 vor allem die CVP. Ebd., S 7ff.
302 Vgl. Kap. 7.2.
Staate hinweisen, hingegen werden diese zeitlich nicht allzu breit dargestellt.“ 304 Damit strebten die Freisinnigen an, ihre eigene Handlungsbilanz mit dem Erfolgsmodell Schweiz diskursiv zu verknüpfen. Auch sie bemerkten aber ein Unbehagen gegenüber der gegenwärtigen Profillosigkeit der helvetischen Politik und somit empfahl im Vorfeld der Wahlen von 1971 ein Wahlkampfplan folgende Richtlinien:

„Dem Vorwurf an die Parteien, ihre Programme seien kaum zu unterscheidende Deklarationen ohne Gewähr für Verwirklichungen der einzelnen Postulate, ist zu begegnen. Die Verwirklichung von Programmpunkten, die laufende Aktualisierung der laufenden Programmatik unter der Betonung der Differenzierung zu andern Parteien müssen die leitenden Parteien instanzen aller Parteiarbeit voranstellen.“ 305

Die Partei bearbeitete also „Realisierungsmassnahmen“, die hauptsächlich die Form von Vorstössen im Parlament annahmen. 306 Nicht nur bei der FDP planten Parlamentarier ihre Interventionen im Parlament zunehmend im Hinblick auf die mediale Berichterstattung; Diese stellten vielmehr für alle Bundesratsparteien einen wichtigen Weg dar, um trotz Zusammenarbeit im Bundesrat ihre eigene politische Handlungsfähigkeit darstellen zu können. Der SP stand immerhin der Weg der Einreichung von Initiativen offen, um ihre Handlungsfähigkeit zu beweisen. Um die Glaubwürdigkeit der SP-Programmatik zu zeigen, erwähnte somit Helmut Hubacher im Volksrecht sowohl die Arbeit der SP-Bundesräte, insbesondere das Engagement von Hans-Peter Tschudi für die 8. AHV-Revision und den Umweltschutz, aber auch die neue SP-Initiative zur AHV sowie jene zum Bodenrecht. 307 Gerade diese Initiativen machten den Handlungswillen der SozialdemokratInnen deutlich, aber auch ihren begrenzen Einfluss im politischen System, wenn SP-Initiativen wie jene zum Mieterschutz vom Ständemehr abgelehnt werden konnten und als Druckmittel für alternative Massnahmen selten funktionierten.

Die Zauberformel wird in Frage gestellt

Da die Handlungsfähigkeit der Parteien von aussen, aber auch von den Parteien selbst in den Vordergrund gerückt wurde, stellte sich bei jedem Wahlkampf verschärft die Frage der Zweckmässigkeit ihrer Zusammenarbeit im Bundesrat. Insbesondere in den Reihen der SP und der CVP waren kritische Stimmen zur Zauberformel zu hören. Auch wenn kritische SozialdemokratInnen bei den Parteitagen von 1968 und 1970 eine offene Diskussion über die Bundesratsbeteiligung gefordert hatten, wiederholte die Partei ihre vorsichtige Haltung dazu in ihrem Wahlmanifest:

„Die Sozialdemokraten sind im Bundesrat vertreten, weil dies die schweizerische Politik im Sinne der Interessen der Arbeitnehmer zu beeinflussen vermag. Das ist unbestreitbar der Fall bei

306 BAR J.2.322-01 2009/263_17.52, Geschäftsleitung, 1.03.1971; 3.06.1971.
der Weiterentwicklung der sozialen Sicherheit [...]. Die erreichten Ziele können zwar nicht mit jenen der SP Schweiz gleichgesetzt, jedoch auch keineswegs verachtet werden.\textsuperscript{308}

Auf diese Weise versuchte die SP, ihren Beitrag zu den sozialen Errungenschaften der Nachkriegszeit trotz des Korsetts der Regierungsbeteiligung zu betonen. Auch ihr Kampagnenmotiv, ein Gegengewicht, sollte laut den SP-Werbeberatern die Gegenmachtposition der SP im politischen System – mit dem Slogan „SP, das Gegengewicht“ – oder sogar die Möglichkeit radikaler Veränderungen – „Es ist an der Zeit, die Gewichte zu verlagern“ (Abbildung 12) – symbolisieren.\textsuperscript{309}

Aber es war die CVP, die 1971 diesem unbequemen parteipolitischen Gleichgewicht einen Schlag zu versetzen versuchte: Früh im Wahljahr stellte der viel kommentierte Programmentwurf der gesellschaftspolitischen Kommission die Bedingungen des politischen Handels in der Regierungskoalition öffentlich in Frage, indem sie von ihren Partnern eine Vereinbarung über ein Regierungsprogramm als Bedingung ihrer Regierungsbeteiligung verlangte.\textsuperscript{310} Hintergrund für diese Aktion war zunächst die Reformfreudigkeit der ChristlichdemokratInnen bezüglich ihrer eigenen Partei und darüber hinaus hinsichtlich der Spielregeln im politischen Feld. Die mangelnde Popularität und sogar Umstrittenheit ihrer Bundesräte Roger Bonvin und vor allem Ludwig von Moos spielte dabei eine wesentliche Rolle. Für den Parteipräsidenten Josef Kurmann war Anfang 1971 klar, dass beide Bundesräte Ende des Jahres demissionieren sollten; gleichzeitig meldeten potenzielle Bundesratskandidaten wie Kurt Furgler oder Leo Schürmann ihre Ambitionen an.\textsuperscript{311} Selbst wenn diese Diskussion also parteiinternen Machtlogiken in Bezug auf zukünftige Bundesratswahlen entsprach, ist der Reformvorschlag der CVP auch als Wahlkampfakt zu verstehen: Den ChristlichdemokratInnen ging es dabei darum, im Wahlkampf ihren eigenen Handlungswillen trotz Bundesratsbeteiligung zu inszenieren und den Wählenden eine richtige Wahl zu einem Programm vorzuschlagen, so Kurmann:

„Nicht zu unrecht werde ich immer wieder gefragt, was eigentlich Wahlprogramme zu bedeuten hätten. Natürlich kann man den Bundesrat ohne Koalitionsverhandlungen zusammensetzen. Aber der Wähler hat ein Recht darauf, dass das, was ihm im Programm angeboten wurde, auch verwirklicht wird. Wenn es uns nicht gelingt, auf die nächsten Wahlen hin deutlich zu machen, dass das Wahlprogramm auch ins Gespräch zwischen Partei und Fraktion hineingetragen wird, um so deutlich zu machen, dass der Wähler wirklich mitgestalten kann, werden wir nicht reüssieren.“\textsuperscript{312}

\textsuperscript{308} Sozialdemokratische Partei der Schweiz: Manifest 1971, 1971, S. 34.
Auch die Werbeexperten der Partei plädierten dafür, ein richtiges „Regierungsprogramm“ anzubieten. Dies zeige den „Führungs- und Regierungswillen der CVP, verkörpert durch die Männer der Teams“, sowie „ihre Glaubwürdigkeit durch die Bereitschaft zur Verantwortung – und zum Risiko!“


Allein die Forderung nach Gesprächen zur Erstellung eines Regierungsprogramms schien jedoch so neuartig, dass sie den Anfang des Wahlkampfes mit zahlreichen Medienkommentaren und (oft positiven) Stellungnahmen auf neue Weise belebte.\textsuperscript{319} Die andere Parteien sahen sich dazu gezwungen, sich diesbezüglich zu positionieren, insbesondere als die CVP im Herbst 1971 ihnen vorschlug, sich bereits im Wahlkampf zu treffen.\textsuperscript{320} Mit ihrer Forderung hatte die CVP den Schweizer Parlamentswahlen eine neue Bedeutung gegeben, indem sie die Möglichkeit eröffnet hatte, ihnen die Funktion einer richtigen Entscheidung der Wählenden zwischen politischen Programmen zu verleihen. Somit hätte sich die repräsentative Bindung zwischen Wählenden, ParlamentarierInnen und indirekt auch Bundesräten um die Verwirklichung politischer Forderungen angereichert, wodurch Erstere aber Rechenschaft hätten verlangen können. Jedoch wurde diese Entwicklung mangels einer ambitionierten Wahlrechtsreform durch die Unmöglichkeit, eine parlamentarische Mehrheit dafür zu bilden, verhindert, wie Richard Reich in der \textit{NZZ} bemerkte.\textsuperscript{321} Ebenfalls betonte die BGB, dass die direkte Demokratie in einen Widerspruch mit den von der CVP befürworteten parlamentarischen Mechanismen der Verantwortung treten könnte.\textsuperscript{322} Vielmehr übertrumpfte bald die alte Logik der Bundesratswahlen selbst den Reformwillen der CVP, als diese Partei die Wahl von Kurt Furgler in den Bundesrat vorzuprogrammieren versuchte. Dieses Manöver wurde als Unbeständigkeit der CVP gedeutet, was auch die Wirksamkeit der von ihr lancierten Diskussion über die Zauberformel im vergangenen Wahlkampf aufzeigte.\textsuperscript{323} Die Offensive des LdU-Fraktionschefs Walter König gegen das „Machtkartell der Bundesratsparteien“ fand folglich einen besonders starken Anklang.\textsuperscript{324} Der CVP-Wahlkampfvorschlag mündete immerhin in die spätere Institutionalisierung der sogenannten Von-Wattenwyl-Gespräche zwischen Partei- und Regierungsspitzen, aber auch in einen einmaligen Legislaturvertrag, auf den sich die Bundesratsparteien Anfang 1972 einigten. Auch wenn dieser Vertrag im Sinne eines Minimalprogramms nicht verbindlich war, so symbolisierte er doch zumindest
„den Willen zur Konkordanz“. Weitere Reformen des Bundesrats fanden aber nicht statt, was nicht heisst, dass die Position der Regierungsparteien komfortabler geworden war.

Reideologisierung?


„le PS doit trouver le moyen de mieux se profiler comme alternative crédible. A être trop loyaliste, il finit par apparaître comme un des rouages, un des piliers de notre système.“

Jedoch vermied es die Partei, ihre Bundesratsbeteiligung im Wahlkampf zu thematisieren, was in den Medien als Sieg des „krampfhafte[n] Bemühen[s] um die Bewahrung einmal errungener Machtpositionen“ gedeutet wurde. Dennoch schlugen die Parteikader und insbesondere der Parteipräsident Helmut Hubacher einen besonders offensiven Ton an, um die Kritiker der Regierungsbeteiligung in den eigenen Reihen zu besänftigen. Diese neue kompromisslose Haltung des Parteipräsidiums kam besonders beim Nowosti-Fall zum Ausdruck, als der freisinnige Bundesrat Rudolf Friedrich das Berner Büro der gleichnamigen sowjetischen Nachrichtenagentur schliessen liess, mit der Begründung, sie habe über die PdA Teile der Friedensbewegung beeinflusst. Hier sparten die SP-Kader nicht mit scharfen Worten gegen Friedrich, so zum Beispiel Helmut Hubacher am Parteitag. Jedoch lehnten die SP-Delegierten eine zu scharfe Resolution zu diesem Skandal ab,

327 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 21.01.1983.
welche neben Friedrich auch die SP-Bundesräte Ritschard und Aubert hätte in die Kritik bringen können. Auch wenn der Nowosti-Fall also für die SP eine Gelegenheit darstellte, ihre Oppositionshaltung zu betonen, so brachte er doch die Schwierigkeiten ihrer Bundesratsbeteiligung zum Ausdruck.

Dabei stellte sich die Forderung nach Handlungsfähigkeit auch für die bürgerlichen Parteien. Die Kampagnenpläne der Werbeberater versuchten darauf mit verstärkten Kommunikationsbemühungen zu ihrem Sein und Tun zu reagieren. Die FDP unterstrich somit im Vergleich mit den anderen Parteien weiterhin ihre Kompetenz und Effizienz unter Zuhilfenahme des Slogans „Ideen, Köpfe, beherzte Taten“. In ihrer Kampagne verband sie neoliberaler Staatskritik mit einem Narrativ des vernünftigen Regierens:

„Période des élections – temps où la démagogie fleurit. Ils se multiplient à chaque fois les vendeurs de vent, les prometteurs de ciel, les utopistes de tout acabit. Les radicaux collent à la réalité des choses; pas de promesses fallacieuses, pas de garanties de bonheur, mais une analyse logique de ce qui est possible et un effort constant et fervent vers l’amélioration de notre vie à tous. […] L’État ne peut pas tout faire. L’État ne doit pas tout faire. Nous voulons plus de liberté et moins d’État. […] Il est difficile de laisser parler uniquement la raison et le bon sens comme le font les radicaux. Les vendeurs de paradis sont plus attirants. Mais en prenant leurs promesses pour argent comptant, vous vous préparez à de grandes déceptions.“

Sie setzte also den (linken) Utopien ein Realitätsprinzip im Kern der neuen Sparpolitik gegenüber, welches einen Bruch mit den optimistischen, ambitionierten Handlungsanrufen von 1971 markierte und stark an das alte Narrativ der wirtschaftlichen Rationalität in der Schweizer Politik erinnerte. Auch im Bereich der Umweltpolitik betonten die Freisinnigen ihre Vernunft gegenüber den „Forderungsparteien“, wie die NZZ verdeutlichte:

„Dass sich dabei die Forderungsparteien und jene, die sich nur oder fast nur auf ‚grüne‘ Probleme ausrichten, am lautesten gebärden, kann nicht verwundern; ob sie der Sache mit ihren teilweise weit über das Ziel hinausschiessenden Begehren einen guten Dienst erweisen, bleibt allerdings mehr als fraglich. Nüchternes und konsequentes Handeln wird auch hier am ehesten zum Erfolg führen.“


Tatsächlich stellte die Betonung der Handlungsfähigkeit oder des Pragmatismus besonders die bürgerlichen Parteien weiterhin vor die Schwierigkeit, sich voneinander zu differenzieren. In Zeiten der diagnostizierten demokratischen Krise konnte dieses Narrativ zudem auch zu Kritik an der Schweizer Politik führen, zusammengefasst in der Formel vom weit entfernten „Bern“. Während Formulierung wie „Nach Bern senden“ in kantonalen Kampagnenmaterialien üblich waren und die kantonale Nähe der jeweiligen Kandidierenden betonten, tauchten sie 1983 in einer viel kritischeren, verdrosseneren, zugleich leicht paternalistischen Deutung in der Kampagne der Zürcher CVP auf:

„Der Uhrmacher wählt lieber die Leute in den Nationalrat, die er z’Bern obe bei jedem Wort nehmen kann, das sie z’Züri gegeben haben. Er wählt CVP.

„Der Mechaniker wählt lieber die Leute in den Nationalrat, die z’Bern obe so argumentieren, dass auch er es versteht."

Es ist dabei kein Zufall, dass gerade die CVP sich im besonders wettbewerbsgeladenen Zürcher Wahlkampf den Wähler durch Kritik an „z’Bern obe“ empfahl. Nun aus dem katholischen Ghetto ausgebürochen versuchte die Partei damit ihre repräsentative Bindung an die Wählerschaft durch das Versprechen programmkonformer Handlung im Sinne der responsiveness neu zu fundieren.

335 Ebd.
337 Interview mit Dr. Fritz Hofmann, Präsident der SVP. Politik, die junge Wähler überzeugt, in: Vaterland, 6.10.1983.
4. Zwischenfazit


Egal ob im Kontext von 1947 oder 1983, ist es eindrücklich, wie Wahlkämpfe für die Schweizer Politik ein Aufmerksamkeitsfenster darstellten, während welchem die Bundesratsparteien, zwar wenig Debatten lancierten, dafür aber ihre Programme neu aktualisierten, sich im politischen Feld positionierten und darüber hinaus konkurrierende, aber auch auf einander antwortende Bilder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Landes in die Öffentlichkeit trugen. Während die SP 1947 mit der Neuen Schweiz noch ein eigenes starkes Zukunftsnarrativ präsentierte, einigten sich die Bundesratspartner ab den 1950er Jahren zunehmend auf ähnliche Vorstellungen des Fortschritts, basierend auf dem Versprechen des materiellen Wohlstands. Insofern zeigen die Wahlkämpfe, wie sich das „Erfolgsmodell Schweiz“ im Laufe der Nachkriegszeit als Metanarrativ auch für die SP durchsetzte. Alternative Erzählungen und Diagnosen zur Gegenwart wurden zunächst stark


Kapitel 6. Verkörpern: Von der Partei zu den Kandidierenden

„Le jeu se divise en 2 phases. On choisit une couleur et des noms. Le choix de la couleur, c'est-à-dire du parti, se fait sans doute en fonction du programme. Mais cette phase, qui est théoriquement la plus importante, n'a pas beaucoup d’intérêt: le résultat en est presque connu d’avance. L’autre phase est autrement plus amusante. On a vu qu'elle se joue avec un crayon. Sur dix citoyens qui votent, il y en a cinq ou six qui emploient leur crayon pour favoriser un candidat, éventuellement pour lui nuire. Et là encore, les critères de choix sont nombreux. On en retrouve quelques-uns qui servent aussi au choix des conseillers fédéraux: il est sympathique, il a une bonne tête, il connaît bien son affaire. Ou bien: il est indépendant, il a du courage (le courage, en politique, est une vertu dont il est rare qu'on ait vraiment besoin, mais dont on parle souvent). Ou encore: il est représentatif de ceci, de cela. Pas un mot, là-dedans, de ses opinions profondes: l'électeur ordinaire ne distingue pas les candidats d'une liste à cause de leurs idées.”


1 Aubert: Exposé des institutions politiques de la Suisse, 1978, S. 252.
aussichtslosen Parteien, der die Verpflichtung hat, die für die Wähler bestimmten Wahllistenausgaben kohärenter zu gestalten. Die Parteipräsidiumer der Zürcher BGB, Ernst Baur, den Parteidelegierten im Wahlkampf von 1959, dass die Liste „die Visitenkarte unserer Partei darstelle und möglichst vielseitig und zugänglich sein müsse.“


Dieses Kapitel untersucht zunächst die Gestaltung der Wahllisten (1.) sowie die damit einhergehenden Wahlallianzen (2.), dann die Wahl und Verweisen, wie Parteien ihre Kandidaturen später in der Öffentlichkeit lancierten (3.). Dabei verlagert sich der Wahlkampf von den Parteien zu den Kandidierenden, weshalb die Frage der Personalisierung am Schluss des Kapitels diskutiert wird (4.).

1. Das Basteln von Kandidaturen

Auch wenn die Parteien ihre Kandidaturen oft ex post als kohärentes Repräsentationsangebot darstellen, sind sie eigentlich das Ergebnis höchst kontingenter und verborgener Entscheidungsprozesse. Die Metapher des Bastelns, der französischen politischen Soziologie entliehen, weist auf diesen undurchsichtigen und unsicheren Charakter der Nominierungsprozesse für

---

4 PA SVP ZH PL, Delegiertenversammlung, 17.09.1959.

1.1. Institutionalisierung der Nominierungsprozesse


---

8 Siehe insb. Achin; Lévêque: Le genre c’est la classe?, 2011, S. 264.
9 Lachenal: Le parti politique, 1944, S. 89. Siehe Tabelle 3 für eine Darstellung der Optionen zur Listengestaltung.
Eine konfliktlose Proklamation?


„Après quoi, l'appel ayant révélé la présence de 384 délégués, M. le président Despland brossa le tableau politique du moment, définissant le climat dans lequel vont se dérouler les prochaines élections fédérales. […] Sur quoi vint la désignation des candidats pour le Conseil national. La liste élaborée par le comité central élargi fut ratifiée […] M. Henry Cottier, avec une éloquence partie du cœur, fait l'éloge de M. Norbert Bosset, conseiller aux États sortant de charge et qui décidé de ne pas se représenter. […] Le discours de M. Cottier fut très applaudi. La Nouvelle Revue de Lausanne tient ajouter les sentiments de gratitude qu'elle éprouve pour un collaborateur qui, avec une amabilité constante, a traité pour elle, notamment, le délicat problème de la réforme des finances fédérales. M. Cottier passe ensuite à l'élection pour le Conseil des États. Il rappelle que le comité central élargi avait désigné M. le conseiller d'État Gabriel Despland et c'est ce magistrat qui est aujourd'hui proposé aux suffrages du congrès. L'élection se fait aux acclamations et aux applaudissements de l'assistance. M. Cottier félicite M. Despland qui reprend son siège présidentiel et, après une vibrante profession de foi, toute pénétrée d'optimisme, lève ce congrès cantonal."

Was die freisinnige Zeitung, aber auch die liberale **Tribune de Lausanne** dabei verschwiegen, war der mehr oder weniger erzwungene Rückzug des vierundsechzigjährigen, konservativen Ständerates Norbert Bosset, der im Kontext der neuen Politik der Nachkriegszeit Platz für eine neue Generation machen sollte. Selbst wenn eine solche Abwahl eines prominenten Bisherigen – und Präsidenten des Ständerates 1942-1943 – eine Seltenheit war, ist es in diesem Fall bedeutend, dass sich Bosset selbst der Entscheidung beugte, um eine offene Wahl zwischen ihm und Despland beim Parteitag zu vermeiden.

Bei diesen verhältnismässig autoritären Auswahlprozessen konnten aber Konflikte nicht immer völlig vermieden werden, ein Problem, welches durch den Willen der Parteikader, es vor der Öffentlichkeit zu verbergen, eigentlich noch verschärft wurde. Die Zürcher SP war gewiss die Kantonalpartei, die

---


Die zunehmend umstrittene Praxis des Vorkumulierens

Bereits 1947 wurde jedoch das Vorkumulieren, also die doppelte Aufführung der Spitzenkandidierenden auf der Liste um ihre Wahl zu sichern, worin Lachenal zugespitzt „un des principaux instruments de l'oligarchie du parti“ sah, zunehmend in Frage gestellt.21 Nach den Wahlen

17 SSA Ar 27.10.31, Parteivorstand, 7.06.1947.
18 Damit ist die sogenannte Sonderpropaganda für oder gegen gewisse Kandidierende durch die Gewerkschaftler, aber auch durch Angestelltenverbände gemeint, SSA Ar 27.10.32, Parteitag, 14.09.1947.
21 Lachenal: Le parti politique, 1944, S. 105.
bemerken die Statistiker des Bundes einen leichten Rückgang dieser Praxis im Vergleich mit den 1930er Jahren, und fassten die Meinungen dazu wie folgt zusammen:

„Das offizielle Kumulieren bestimmter Kandidaten auf den Wahlvorschlägen hat den Vorteil, bedeutende, aber nicht immer populäre Parteiführer oder Vertreter wichtiger Gruppen und Minderheiten gegen die Zufälle des Wahlglücks wie gegen die Machenschaften innerhalb und ausserhalb der Partei zu schützen und ihnen den Einzug ins Parlament zu sichern. Viele Wähler betrachten dieses Kumulieren auf dem Wahlvorschlag aber als unangebrachte Bevormundung und eigenmächtige Vorausbestimmung des Wahlausganges.\(^{22}\)

Manche Parteien hatten tatsächlich begonnen, die Legitimität dieser Praxis zu diskutieren sowie den Nutzen der Restplätze zu schätzen, die sonst zur Verfügung gestanden hätten. Die Zürcher Christlichsozialen schwankten dabei zwischen Befürchtungen vor der möglichen Gefährdung ihrer Spitzenkandidaten ohne Vorkumulation auf der einen Seite und den sich eröffnenden Möglichkeiten einer stärkeren Gewichtung der „Arbeitsvertreter“ durch eine vollständige Liste (so viele Kandidierende wie Plätze) auf der anderen.\(^{23}\) Die Partei entschied sich am Ende für eine vollständige Liste, aber auch dafür, das Kumulieren der drei Spitzenkandidaten zu empfehlen.\(^{24}\) Die Tessiner FDP-Parteileitung, die einen Rücktritt zählte und auf ein zusätzliches Mandat hoffte, holte dazu auch die Meinung der Sektionen ein. Bedeutend ist es, dass die Partei sich trotz dieses Verfahrens und der im Kanton relativ sicheren Wahlage jedoch für eine Liste von vier Kandidierenden entschied, darunter drei vorkumulierte. Obwohl viele Sektionspräsidenten ein Unbehagen der Parteibasis gegenüber dieser Lösung äusserten, lehnte die Parteileitung eine Liste von sieben Kandidierenden „ohne Garantien“ ab.\(^{25}\)


\(^{23}\) PA CVP ZH, Kantonalkomitee, 14.06.1947.
\(^{25}\) ASTi 3.3.3 3.4.1, Direttiva, 4.09.1947.
wertete indessen das Nichtkumulieren sowie die „Flucht ins Alphabet“ der Delegiertenversammlung kritisch als „politisches Analphabetenstücklein“.27

In diesem Wahlkampf waren aber noch weitere Stimmen gegen das Vorkumulieren zu hören: Neuankömmlinge oder marginale Akteure innerhalb der Parteien kritisierten nun öffentlich diese Praxis, die eine Erneuerung des Parlamentes verhindern würde.28 Aber auch bei den Parteikadern verbreitete sich die Vorstellung, dass das Vorkumulieren im Grunde für die Erhöhung oder auch schon nur den Erhalt der Mandate schädlich sei, und vor allem den symbolisch wichtigen Stimmenanteil senken könne: Eine „kumulierte Liste entbehrt die Zugkraft“, wie ein Mitglied der BGB-Parteileitungen formulierte.29 Für den waadtländischen FDP-Präsidenten Gabriel Despland ging es bei einer vollen Liste sogar um „die Ehre und das Prestige“ der Partei – indem diese so ihre breite Rekrutierungs- und mehr noch Streitwillen seitens der Parteimitglieder spüren.30 Als Kompromiss einigten sich manche Parteien auf eine vollständige Liste, aber mit einer Reihenfolge, welche die Bisherigen und andere Mandatsträger der Partei weiterhin in den Vordergrund stellte.31 Kennzeichnend für die damaligen Knackpunkte der Nominierung von Kandidaten ist, dass das Vorkumulieren 1959 in einigen Parteien die konflikträchtigste Frage darstellte. In der Regel akzeptierten die Delegiertenversammlungen die von der Parteileitung bereits gestaltete Liste ohne Änderung.32

_Institutionalisierung im Namen der Demokratisierung?

Im Laufe der 1960er Jahre, in einer Zeit eines vielfältiger Umbrüche in den Parteien, liess sich auch in Bezug auf die Nominierungsprozesse ein immer grösserer Mitbestimmungs- und mehr noch Streitwillen seitens der Parteimitglieder spüren.33 Konkret stellte sich im Wahlkampf von 1971 für die Exekutivinstanzen vermehrt die Frage, ob die Delegiertenversammlung oder der Parteitag eine vorbereitete Liste einfach verabschieden oder ob sie eine richtige Auswahl zwischen Listenbewerbern


demokratischen Willen und ihre Frauenförderung intern sowie in den Medien sichtbar zu machen und sich dabei als Vorbild für die anderen Parteien zu positionieren.\(^{39}\)

Die Kritik innerhalb der Zürcher FDP hatte sich dabei nicht an den aussichtsvollen Listenplätzen für die Bisherigen, sondern an den Restplätzen entzündet, auf welche mittlerweile mannigfache Ansprüche erhoben wurden. Kennzeichnend dafür ist 1971 auch das weitgehende Verschwinden des Vorkumulierens.\(^{40}\) Die Forderungen nach mehr Demokratie und einer vielfältigeren Repräsentation bezogen sich aber hauptsächlich auf die damit entstehenden „dekorativen Schaufensterplätze”\(^{41}\), oder wie Gruners Studie es zusammenfasste: „Es könnte auch hier […] die Vermutung abgeleitet werden, die innerparteiliche Demokratie werde auf die Rekrutierung der grossen Masse der Erfolglosen beschränkt. Und diese diene mithin als Alibi dafür, dass die wenigen Erfolg- und chancenreichen ‘en petit comité’ ernannt oder kooptiert und durch gute Listenplätze zwar informell, aber dafür umso kräftiger bevorzugt würden.”\(^{42}\)

Die vorsichtigen Demokratisierungsversuche lassen sich dabei auch mit der steigenden Beobachtung durch die neuen kommerziellen Medien erklären.\(^{43}\) Mit dieser erhöhte sich der Druck auf die Führungskader, die Nominierungsprozesse einerseits zu öffnen, sie andererseits aber auch so vorzustrukturieren und zu kontrollieren, dass die Wahl der Spitzenkandidierenden gesichert und der innerparteiliche Frieden gewährt blieb. Die Demokratisierung der Nominierungsprozesse wurde dabei stets betont, selten aber verwirklicht. Bei der Delegiertenversammlung der waadtländischen CVP zum Beispiel hatte man eine Auslösung für alle Kandidierenden vorgeschlagen. Jedoch einigten sich die Delegierten darauf, den ersten Platz an den ehemaligen, 1979 abgewählten Nationalrat Roger Mugny, zu vergeben. Zentral für die Kantonalpartei war nämlich, ihr an die Grünen verlorenes Mandat zurückzuerobern, weshalb sie weiterhin auf ihr Zugpferd setzte.\(^{44}\) Die Vorwahlen der Zürcher FDP, die 1971 als innovativ galten, zogen 1983 nur 20% und nicht mehr 50% der Mitglieder an und beschränkten sich nach wie vor auf die Festlegung der Reihenfolge der von der Delegiertenversammlung ausgewählten Kandidierenden, welche dann im Nachhinein noch zusätzlich

---


\(^{42}\) Ebd.


\(^{44}\) Elections fédérales de l’automne prochain. Le PDC part seul au combat, in: 24 heures, 03.06.1983.
bezüglich der regionalen Verteilung sowie hinsichtlich des Rangs der jungliberalen Kandidierenden korrigiert wurde. Dabei zeigte sich unweigerlich, dass die Mitglieder ohne Unterstützung der Parteiinstanzen keinen Quereinsteiger zum Spitzenkandidierenden krönen konnten.  


1.2. Jeden und alle repräsentieren

Die Analyse der Nominierungsprozesse hat gezeigt, dass sie nicht zuletzt wegen des Drucks der Öffentlichkeit komplexer und zum Teil konfliktträchtiger wurden. Inwiefern hängt dies mit den Kriterienauswahl zusammen? Bestätigt sich im Fall der Schweizer Nachkriegszeit der Befund eines steigenden Repräsentationsgebots? Welche Unterschiede lassen sich zwischen den Parteien und zwischen den kantonalen Kontexten beobachten?

Bemerkenswert ist zunächst, dass nur wenige Kantonalparteien Kriterien für ihre Kandidaturen a priori festlegten, abgesehen von der Parteimitgliedschaft. Eine Ausnahme bilden einige sozialdemokratische Parteisektionen wie die Zürcher SP, die eine Parteimitgliedschaft von mindestens drei Jahren und eine Gewerkschaftszugehörigkeit verlangte, was die Bedeutung des in der

Arbeiterbewegung erworbenen politischen Kapitals als Legitimationsvehikel für diese Partei verdeutlicht, auch als Ersatz für das weniger vorhandene wirtschaftliche und kulturelle Kapital.48 Auch das in der Praxis oft grundlegende Kriterium der Proportionalität zwischen den Parteiflügeln und den parteinahen sozialen Gruppen und Organisationen war selten formalisiert, obwohl sie für das Selbstverständnis der Parteien sowie für ihren inneren Ausgleich zentral sein konnte.49 Zudem diskutierten die Parteien in vielen Fällen nicht konkret über die Kriterien der Kandidaturen, beginnend mit der Frage der Konfession. Bis in die 1970er Jahre wurde beispielsweise als selbstverständlich vorausgesetzt, dass CVP-Kandidierende katholisch waren.50 Als die CVP sowie die FDP, insbesondere in paritätischen, aber auch in mehrheitlich protestantischen Kantonen wie Zürich, eine konfessionelle Durchmischung anstrebten, wurde diese Frage offener diskutiert, allerdings mit unterschiedlicher Wirkung.51 Wenig diskutiert wurde nach wie vor die bevorzugte Auswahl von Bisherigen und von ambitionierten Parteiaktivisten, die von Ersteren als legitime Nachfolger kooptiert wurden. Für beide Typen von Kandidierenden entschieden sich die Chancen einer politischen Karriere ohnehin viel früher, oft mit einem ersten lokalen oder kantonalen Mandat als erstem Schritt des *cursus honorum* und/oder mittels Funktionen innerhalb der Partei oder eines nahestehenden Verbandes.52

48 Statuten der Sozialdemokratischen Partei des Kantons Zürich, Zürich 1936.
Unumstrittene Repräsentation?

Beim Wahlkampf von 1947 schien eine solche, auf dem politischen Kapital basierende *représentation-mandat* besonders selbstverständlich, wie die wenig umstrittene privilegierte Position der Bisherigen, am Anfang der Listen und oft vorkumuliert, zeigte. Zwar versuchten einige Parteien und Politiker die Konzentration des politischen Kapitals zu begrenzen – wobei sie auch die Regeln bezüglich der Mandatskumulierung einiger städtischer oder kantonaler Exekutiven berücksichtigen mussten. Das politische Kapital blieb jedoch das zentrale Auswahlkriterium für etablierte oder werdende Politiker und die Frage der gewünschten Repräsentativität der Liste betraf hauptsächlich die sogenannten Listenfüller. Ein Repräsentationsgebot liess sich dabei am stärksten in Bezug auf eine ausgewogene Vertretung der Sektionen und somit der Kantonsteile spüren, die für die Attraktivität der Liste über die Stammwählerschaft hinaus wichtig erschien sowie für innerparteilichen Konsens sorgen sollte. Einige Parteien, darunter die waadtländische FDP, diskutierten mithin die Möglichkeit, zwei regional differenzierte Listen einzureichen, wie die Berner Parteien es bereits taten.

Viele bürgerlichen Parteien achteten in ähnlicher Weise auf eine bäuerliche Präsenz auf ihren Listen, die sowohl eine berufliche als auch eine territoriale Repräsentationsfunktion erfüllte, und ebenfalls ein symbolisches Legitimierungsmittel darstellte. Mancherorts traten die Repräsentationsforderungen der Sektionen aber in Widerspruch mit der Praxis des Vorkumulierens, die die Anzahl der zur Verfügung stehenden Plätze verminderte. Hingegen konnten die Tessiner Konservativen gerade dank des Verzichts auf das Vorkumulieren der Bisherigen eine territorial und beruflich diversere „Kampfliste“ gestalten, um so breitere Bevölkerungsschichten anzuziehen.

Eine breite berufliche Repräsentation im Zusammenhang mit dem jeweiligen Parteimage erschien dabei zugleich als zentral und als umso komplexer, als sie oft die Partnerschaft mit Gewerkschaften oder Berufsverbänden berührte, wie bei den Konflikten in der Zürcher SP sichtbar wurde. Bei den konservativen Parteien wurde die Präsenz christlichsozialer Gewerkschaftler umso wichtiger und politischer, je mehr dieser Parteiflügel um seine Bedeutung kämpfte. Dabei war die Lage in der Zürcher CSP, die ähnlich wie die SP mit dem kantonalen Christlichsozialen Gewerkschaftskartell

---

54 ACV PP 552/201, Brief der FDP-Sektion von Vevey an den Zentralvorstand der FDP der Waadt, 27.09.1945.
56 Bei den Tessiner Freisinnigen hatte die Sektion von Bellinzona eine vollständige Liste verlangt, damit sie zwei Listenplätze statt nur einen erhielt. ASTi 3.3.3 4.2.1, Comitato cantonale, 20.09.1947.
verhandelte, viel weniger angespannt als beispielsweise in Zug oder Graubünden, wo Gewerkschaften nicht nur selten auf den Listen zu finden waren, sondern gezielt von (konservativen) Wählern gestrichen wurden.58 Dass der berufliche Repräsentationsanspruch der Parteien sich dabei auf die ihnen nahestehenden Organisationen begrenzte, verdeutlicht die Lage der Angestellten, welche keine eindeutige parteipolitische Verankerung aufwiesen.59 Abgeleitet vom Argument ihrer demographisch steigenden Bedeutung beanspruchten nun aber manche – auch statutarisch parteipolitisch neutrale – Organisationen der Angestellten eine bessere numerische Repräsentation im Parlament. Laut dem Schweizerischen Kaufmännischen Zentralblatt sei aber die schwache Vertretung der Angestellten in den Parteien ursächlich für ihren mangelnden Einfluss in den parteipolitischen Wahlkomitees, was oft dazu führte, dass die Fürsprecher der Angestellten oft lediglich als „Lockvogel für die Angestellten-Stimmen“ auf chancenlose Listenpositionen nominiert würden.60


Bedeutend für 1959 war zudem die besondere Brisanz der Frage nach der territorialen Repräsentation in einer Zeit der rasanten Urbanisierung. In den Landsektionen der Zürcher BGB liessen sich beispielsweise Stimmen hören, die einen zu stark städtischen Charakter der BGB-Repräsentation in Bern bemängelten. Dies würde laut den Parteikadern zu einem Motivationsproblem für den


Repräsentation im Umbruch


62 PA SVP ZH, Parteileitung, 6.07.1959.
63 Ebd.
65 So nannten 55 der von Gruners Team untersuchten 72 Parteien die Repräsentation der Regionen als wichtiges Nominierungskriterium (die siebzehn übrigen Parteien stammten aus Stadt- oder Kantonen mit einem oder zwei Mandaten), Gruner; Daetwyler; Zosso: Aufstellung und Auswahl der Kandidaten, 1975, S. 155.
67 Ebd.
Bevorzugung von „Prestigeberufen“ (Ärzte, Professoren). 68 Seitens der SP war es das alte Bündnis mit den Gewerkschaften, das langsam ins Schwanken geriet: In der Berner SP mehnten sich die kritischen Stimmen zum traditionellen Abkommen mit den in der Hauptstadt stark vertretenen Gewerkschaften über Listenplätze, was Gruner mit ihrem Anspruch erklärte, sich als breite Volkspartei darzustellen. 69 Und während die Zürcher SP die übliche Vereinbarung mit den Gewerkschaften beibehielt und wichtige Gewerkschaftspersönlichkeiten nominierte, platzierte sie den Journalisten Peter Wettler, der VSS-Vorstandsmitglied und in der 1968er-Bewegung aktiv war, auf ihrer Landliste vor dem langjährigen Redaktor der Arbeiterzeitung Hans Hilty, was für mediales Aufsehen sorgte. 70

Dies war auch eine Antwort darauf, dass die Parteijugend sich nun laut für eine bessere Repräsentation einsetzte – und dies links wie rechts. In vielen Parteien hatten sich die Jugendgruppen im Laufe der 1960er Jahre neu organisiert und konnten deshalb ihr Anliegen nach einer Erneuerung der Parteien und der Politik im Allgemeinen wirksamer vorbringen. Neben Listenplätzen verlangten sie oft neue Regelungen, die die Macht der alten Parteieliten mindern sollten: Die waadtländische Jugendsektion der SP schlugen beispielsweise (vergeblich) eine Altersbeschränkung für Nationalratskandidierende auf 56 Jahre vor, was der populäre Baechtold mit dem folgenden Argument unterstützte: „Effectivement le renouvellement du parlement ne se fait que par la mort. Nous avons un parlement de vieux et c’est pour cette raison qu’il y a un si grand décalage entre lui et l’opinion publique.“ 71 Diese Forderungen antworteten auf und verstärkten gleichzeitig die Generationenkonflikte innerhalb dieser Kantonalpartei. Die meisten Parteien zeigten jedoch Vorbehalte, fixe Regelungen zu vereinbaren und das Karrierende der Bisherigen auf diese Weise einzuleiten, insbesondere wenn es die eidgenössische Ebene betraf. 72 Auch wenn die Jugendbroschüre der FDP für den Wahlkampf zwar von Massnahmen vieler freisinniger Orts- und Kantonalparteien gegen das „Ämtilisammeln“ sprach, scheint dies die Nationalratswahlen selten betroffen zu haben. 73 Laut der Broschüre sei es sowieso auch die Verantwortung der Jugend, sich in der Politik zu engagieren anstatt lediglich die „Überalterung der Parteien“ zu beklagen. 74 Jedoch realisierten viele Parteien, dass die Anwesenheit

69 Ebd., S. 158.
74 Ebd.
von Jugendlichen auf deren Liste allein schon als Alibi-Kandidierende Stimmen bringen könne. \textsuperscript{75} Und machten zumindest Platz für die Leader der Parteijugend. \textsuperscript{76} Am sichtbarsten war diese neue Strategie bei der Zürcher BGB. Die von der Partei lancierte, aber als unabhängig präsentierte Teilliste „Junge Mitte“ scheint ein von den Parteikadern gesteuertes Experiment gewesen zu sein, um dank der Listenverbindung bei der zur Mitte tendierenden Jugend Stimmen für die Hauptliste einzusammeln – tatsächlich gewann sie ein fünftes Mandat. Die spät vereinbarte neue Strategie der Parteileitung, welche ursprünglich zu Kandidaturen für eine Stadt- und eine Landliste aufgerufen hatte, führte aber zu Unmut bei einem Teil der Aktivisten, vor allem jenen der sogenannten Landschaft, aber auch der Stadt Winterthur, die sich deswegen schlecht vertreten fühlten. \textsuperscript{77}

Un „féminisme électoral“?

Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass der mit der erfolgreichen Frauenstimmrechtsabstimmung von Februar 1971 ermöglichte Einbezug von Frauen auf die Listen einiger Parteien eher als zusätzlich Last oder höchstens als überlegenswerte Möglichkeit erschien. Die Parteiparteien waren jedoch des Vorteils bewusst, den sie errangen, wenn sie Frauen auf die Listen setzten, um sie wie die anderen Wählerschaftskategorien zum Stimmenfang einzusetzen. Dies basierte auf der Annahme, dass die nicht leicht zu erreichenden und politisch schwierig einzuschätzenden Frauen doch sicherlich Frauen wählen würden. \textsuperscript{78} Bei einer als frauenfreundlich geltenden Partei wie der SP, die das Frauenstimmrecht am längsten unterstützt hatte, erschien die Wahl von Frauen in den Nationalrat als eine Prestigesache. \textsuperscript{79} Die Integration von Frauen in die Nationalratswähllisten variierte aber von Kanton zu Kanton und von Partei zu Partei (vgl. Graphiken 14-16). Eine Minderheit der von Gruners Studie untersuchten Kantonparteien setzte 1971 tatsächlich einen Repräsentationsschlüssel für Frauen ein (zwischen 15 und 30%), während die Mehrheit lediglich den Einbezug einiger Kandidatinnen guthiess. \textsuperscript{80} Bei der waadtländischen BGB einigte man sich neben


\textsuperscript{77} PA SVP ZH W 1971, Korrespondenz mit den Bezirksparteien, 1971. Interessanterweise war es auch die an einem veralteten Image leidende SVP auf nationaler Ebene, die 1977 als erste eine Beschränkung auf vier Mandate für eidgenössische Parlamentarier einführe, was die Karriere prominenter SVP-Politiker wie Walther Hofer beendete. Année politique suisse, 1979.


\textsuperscript{80} Gruner; Daetwyler; Zosso: Aufstellung und Auswahl der Kandidaten, 1975, S. 159.

Die Frauensektionen der anderen Parteien waren ihrerseits auf kantonaler Ebene und erst recht auf nationaler Ebene zu wenig organisiert, um in ähnlicher Weise mitwirken zu können. Die parteinahen Frauenorganisationen – bürgerliche Frauenstimrechtvereine für die FDP, Landfrauenvereine für die BGB, katholische Frauenvereine für die CVP – stellten ein mögliches Reservoir an Kandidatinnen dar, welches sich aber schnell erschöpfte.\footnote{Die Perspektive, als frauenfreundliches Alibi oder sogar „Kamikaze“ zum Stimmenfang lediglich auf einen aussichtslosen Listenplatz gestellt zu werden, mag manche Frauen – wie auch manche Männer – wenig interessiert haben.} Die mentale Hürde einer Kandidatur für Frauen, die sich über lange Zeit ausserhalb des politischen Feldes gesehen hatten, mag eine noch grössere Rolle gespielt haben. Kennzeichnend hierfür ist die Art und Weise wie Marie-

\footnote{Die zentrale Frauenkommission machte bspw. die kantonalen Sektionen bereits im Februar 1971 darauf aufmerksam, dass sie Kandidaturvorschläge für ihre Kantonalparteien bereithalten sollten. SSA Ar 1.117.14, Zentrale Frauenkommission, 20.02.1971.}

Dieses reale Rekrutierungsproblem kann aber nicht verschleiern, dass in einigen Parteien auch ein Unwillen oder zumindest ein Desinteresse an weiblichen Kandidaturen herrschte. Eine Schlussfolgerung von Gruners Studie war, dass sich die Parteien in den sogenannten Frauenstimmrechtskantonen paradoxer Weise in diesem Bereich viel weniger proaktiv zeigten, als in jenen Kantonen, die das Frauenstimmrecht erst vor kurzem oder noch gar nicht eingeführt hatten. In ersteren, wie in Basel-Stadt oder im Frauenstimmrechtspionierkanton Waadt, herrschte sogar oft die Devise „Gleiche Rechte für alle, keine Vorzugsbehandlungen der Frauen“.  


---

89 Gruner; Daetwyler; Zosso: Aufstellung und Auswahl der Kandidaten, 1975, S. 159ff.  
90 Ebd. Dies war für die Sankt Galler und Zürcher (bei dieser konnte die erste Ersatzkandidatin Helen Meyer bald nachrücken) CVP der Fall, sowie für die Zürcher FDP mit Martha Ribi-Raschle, die sogar Bestgewählte der Stadtliste wurde.  
92 Von den zwölf Bisherigen der vier Bundesratsparteien stellten sich zehn wieder zur Wahl – und wurden wiedergewählt. Ähnlich war es im Tessin. Selbst wenn die Parteien dort ihre Listen alphabetisch geordnet hatten, wurden die Bisherigen und die (ebenfalls männlichen) legitiemen Neulinge, die bereits politisches Kapital acquiriert hatten, problemlos (wieder-)gewählt.


*Mosaikartiges, konfliktgeladenes Repräsentationsgebot*

Der Wahlkampf von 1983 zeigte eine weitere Vervielfältigung der Auswahlkriterien, welche die Nominierungsprozesse nicht gerade vereinfachte. Der Parteivorstand der stadtzürcherischen SP erwog beispielsweise bei der Auswahl seiner Kandidierenden folgendes Potpourri an Kriterien: „Die Verankerung und das politische Engagement während der vergangenen Jahre in der Stadtpartei und der städtischen Politik; die personellen Vorschläge der Sektionen; Kenntnisse, Vertrautheit, Profil und Erfahrung in nationalen Fragen und nationalen SPS-Gremien, das Mobilisierungspotential in den

---

94 Ebd.
95 ACV PP 175/9, Inserat, Non au féminisme électoral, [1967].
96 SSA Ar 27.10.55, Geschäftsleitung, 27.08.1971.
verschiedenen Teilen des sympathisierenden Umfeldes der SP; soziale, geschlechtliche und sektionale Ausgeglichenheit". Neben dem parteipolitischen Engagement und der politischen Kompetenz zählten also die territoriale Verankerung und eine breit gefasste soziale Repräsentativität, aber in einer Zeit der Neugestaltung der parteipolitischen Handlungssysteme auch die Netzwerke der Kandidierenden. In der Herangehensweise der Parteien war dabei eine pragmatische Sicht der Kandidierenden als Stimmenfänger gegenwärtiger denn je, und dies auch bezüglich der klassischen Auswahlkriterien. So erklärte der Zürcher SVP-Präsident Christoph Blocher im *Tages-Anzeiger* ausführlich, wie eine zusätzliche Stadtliste zwar Mehrkosten von rund 100000 Franken sowie einen Mehraufwand für die Partei und die Kandidierenden darstellte, dass aber die Anhänger in der Stadt der Partei zu einem sechsten Mandat verhelfen könnten. Tatsächlich hatte sich seit den 1970er Jahren die Praxis der Splitlisten bei den Zürcher Parteien etabliert, vor allem auf einer territorialen Basis. Dies diente einem elaborierten *strategic electioneering*: Zwei oder mehr Splitlisten sollten den Wählenden die breiteste Auswahl an Kandidierenden und den bestmöglichen Spiegel ihrer selbst geben, um der Mutterliste dank der Unterlistenverbindung am meisten Stimmen zu bringen. Hingegen entschied sich die Zürcher CVP nach der genaugen Studie der arithmetischen Vor- und Nachteile getrennter Listen und intensiver Diskussion, doch eine einzige Liste zu führen. Dass diese Frage neben den Kalkülen für manche Mitglieder auch symbolisch aufgeladen sein konnte, zeigt die Rechtfertigung des Wahlkampfstabs nach den enttäuschenden Wahlergebnissen:

„Das ‚Stadt-/Landspielchen‘ ist *eine Sache der Politinsider, nicht des Gros der Wähler*! Es war einmal mehr augenfällig (in der Partei und bei den Wahlen!), dass der Gegensatz Stadt/Land reichlich konstruiert wirkte; *es gab weder in der Stadt noch auf dem Land eine Solidarität*. Im Vordergrund standen andere politische Merkmale: Grüne, Gewerkschafter, Frau, Wirtschaft [sic].“

Ferner wurde in einigen Parteien verstärkt darüber nachgedacht, wie sie sich beruflich anders verkörpern lassen könnten, da sich die traditionellen Wählerreservoirs und Parteidentitäten stark im Umbruch befanden. So empfahl die Schweizer FDP den Kantonalparteien ihre gewerbliche Repräsentation zu betonen, was trotz des traditionellen SVP-Anspruchs auf dieses Segment der Partei neue Stimmen bringen könne. Seitens der Zürcher Sozialdemokratinnen exemplifizierte die Ständeratskandidatur des achtundsechzigjährigen Otto Nauer, wie die Partei nach dem Rücktritt von

---

99 Die SVP will ein sechstes Nationalratsmandat, in: Tages-Anzeiger, 24.05.1983.

zwischen dem immer mächtigeren rechten und dem linken Flügel zunehmend gespalten war. Während die Tessiner FDP bisher einen politischen Ausgleich zwischen linkem und rechtem Flügel in der Zusammensetzung ihrer Listen erreichen konnte, führte die verschärfte Polarisation zum mehr oder weniger erzwungenen Rücktritt des Ständerats Luigi Generali und der Nationalräte Alma Bacchiari und Pier-Felice Barchi, während die mächtige, nach rechts tendierende Sektion des Luganese den Parteipräsidenten Franco Masoni als neuen Ständeratskandidaten nominieren ließ. Die heftigen parteiinternen Auseinandersetzungen konnten nach aussen nicht verschwiegen und auch nicht mit der Zusammensetzung der Liste vermindert werden: Die Partei nominierte zwar trotz ihrer immer wirtschaftsfreundlicheren Linie einen Gewerkschaftler des eidgenössischen Personals, aber keine einzige Frau.111

Dieses politische Spannungsverhältnis in den FDP-Nominierungsprozessen nahm eine breite nationale Dimension an, als zwei angesehene, aber ebenfalls als zu links empfundene Politikerinnen, Leni Robert in Bern und Ursula Brunner im Thurgau, von ihren Kantonalparteien an einer Kandidatur auf der Nationalratswahlzliste gehindert wurden und infolgedessen aus der Partei austraten. Da vermischten sich die politische Selbstsuche der FDP nach 1979 mit den hohen oder sogar unmöglichen Anforderungen, die für weibliche Kandidaturen galten: Die freisinnige Vernachlässigung von „weiblichen“ Themen wie der Bildungs- oder Sozialpolitik führte die FDP-Politikerinnen dazu, sich für diese ausserhalb der Partei und oft auf nichtkonventionellen Plattformen zu engagieren, was beim Freisinn im Gegensatz zum starken Einsatz der Politiker in Vereinen oder Zünften nicht gut ankam.112 Der öffentliche Streit um die Kandidaturen Roberts und Brunners führte zu heftigen Diskussionen innerhalb der FDP, aber auch in der Öffentlichkeit. Es wurde gefragt, ob die Freisinnigen „die Frauen nicht mehr gerne“ hätten.113 Ironisch ist es, dass sich die freisinnige Frauengruppe auf nationaler Ebene nach den ersten Erfolgen der 1970er Jahren entschieden hatte, die freisinnigen Kandidatinnen nicht mehr aktiv zu unterstützen.114

111 ASTi 3.3.3 30.2.4, Direttiva cantonale, 25.06.1983; ASTi 3.3.3 30.3.1, Direttiva cantonale, 12.07.1983; I liberali-radicali pronti per ottobre, in: Libera Stampa, 18.07.1983.
114 Amlinger: Im Vorzimmer zur Macht?, 2014, S. 239.
„eine eidgenössische Politikerin aufgebaut werden [muss], die eine glaubwürdige Politik auch für Frauen vertreten kann. [...] Wahrscheinlich verfügt derzeit nur Frau E. Köpp über einen nationalen Bekanntheitsgrad, der ausgebaut werden kann."¹¹⁵

Diese Strategie, die zur Wahl Elisabeth Kopps zur erste Bundesrätin führen sollte, verdeutlichte auch die Tendenz der Freisinnigen, die weibliche Repräsentation auf die Förderung einiger prominenter Frauen zu reduzieren.¹¹⁶


1.3. Vielfältigere Listen, vielfältiges Parlament?

Betrachtet man nun die allgemeinen Charakteristiken der immer zahlreicher werdenden Kandidierenden im Zeitwandel, so lässt sich immerhin eine moderate Demokratisierung der Kandidaturen beobachten. Ab 1971 integrierten die Parteien zunehmend Frauen in ihre Listen, jedoch mit grossen Abweichungen

¹¹⁷ Ebd., S. 319.
zwischen den Kantonen und Parteien (Graphiken 14-16). In der Längsschnittanalyse zeigt sich damit eine Erneuerung der Listen, wohingegen in den früheren Jahrzehnten die gleichen Kandidierenden oft von Wahlkampf zu Wahlkampf auf der gleiche Liste zu finden waren. Vor allem im Kanton Zürich verhalf die Zunahme an Listenplätzen mit den Splitlisten einer dem Zeitgeist entsprechenden ausgewogenen Repräsentation der Altersgruppen zum Durchbruch, insbesondere der jüngsten Kategorie (18-29 Jahre), die nun nicht zuletzt dank einiger Jugendlisten einen sicheren und stabilen Anteil an Plätzen bekam (Graphik 19). Im Waadtland und im Tessin, wo die Parteien weiterhin über weniger Listenplätze verfügten, blieben jedoch die mittleren Alterskategorien übervertreten: Den Jugendlichen wurde oft weiterhin ein einziger Alibi-Platz überlassen (Graphik 17-18).

Vielfalt an unabhängigen Berufen, aber auch Beamte oder Angestellte im privaten Bereich, überwiegend mit einer akademischen Ausbildung.122

Ferner zeigten sich die grössten Verzerrungen im Repräsentationsspiegel am Ende der verschiedenen Stufen des „Aussiebens für die Wahl“ (parteiinterne Auswahl und Listenplatzierung, dann Bürgerwahl),123 wie Vergleiche der Profile der Kandidierenden mit jenen der Gewählten zeigen.124 Die aussichtsvollen, von den Parteien besonders unterstützten Kandidaturen waren zunächst die der Bisherigen, die sich dank der ausserordentlichen parteipolitischen Stabilität wieder zu Wahl stellen konnten und mit hoher Wahrscheinlichkeit wiedergewählt wurden. Dabei lag die Reproduktion des repräsentativen Status Quo nicht nur an der Macht der Parteien und ihrer gate keeper. Die Vorzugsposition der Bisherigen im gesamten Nominierungsprozess, pauschal als „Bisherigenbonus“ bezeichnet, ergab sich auch aus den Präferenzen der Wählenden: Selten strichen diese die Bisherigen am Anfang der Listen.125 Die Bisherigen profitierten dabei von einer höheren Bekanntheit, aber auch von gut mobilisierbaren Netzwerken, sei es für Weiterempfehlungen oder mehr noch, um materielle Wahlkampfressourcen zu sammeln. Ihr Status mag aber auch selbst als Wahlkapital fungiert haben, insofern als die Wählenden scheinbar dazu tendierten, die bereits geleistete Arbeit und Stabilität zu bevorzugen.

verankerte Kapitalform". Der Wert Ersterer als minorisierte Form von „capitaux corporels identitaires“ erwies sich aber im Gegensatz zu Letzterer als extrem kontingent. Weiblichkeit als Stimmenfang und als Legitimitätsträger für die Partei konnte schnell zum Ballast werden, sobald sie als Widerspruch zur als erforderlich geltenden politischen Kompetenz wahrgenommen wurde.


Diese Verzerrungen der Repräsentation zwischen den Demokratisierungsansprüchen auf Listenebene und den Profilen der Gewählten gelangte ab den 1960er Jahren vermehrt in die politische Diskussion, als die Repräsentationsfähigkeit der Parteien allgemein und insbesondere ihre Unterordnung unter die Verbänder überprüft wurde. Dank den ersten politikwissenschaftlichen Studien zu diesem Thema

126 Amlinger: Im Vorzimmers zur Macht, 2014, S. 361.
127 Verstanden als „attributs sociaux particulièrement biologisés et essentialisés“ (Geschlecht, Sexualität oder Hautfarbe), Achin; Dorlin; Rennes: Capital corporel identitaire et institution présidentielle, 2008.
128 Agrikoliaysky; Heurtaux; Le Grignou: Identités en campagne, 2011, S. 239.
129 Dies ging gewissermassen mit expliziten Forderungen einher, die gewisse Parteikader stellten: Ausgebildete Frauen seien somit vor „Hausfrauenkandidatinnen“ zu bevorzugen. Dazu Gruner; Daetwyler; Zosso: Aufstellung und Auswahl der Kandidaten, 1975, S. 159ff. 1983 wurden somit aus den vier Bundesratsparteien in Zürich die Anwältinnen Vreni Spoerry und Elisabeth Kopp (FDP); die Volkswirtschaftlerin Lilian Uchtenhagen, und die Schriftstellerin Doris Morf (SP); in der Waadt die Ökonomin Yvette Yäggi und die Sonderpädagogin Françoise Pitteloud (SP) gewählt.
130 Ballmer-Cao; Bendix: Die Frauenvertretung im Nationalrat, 1994, S. 133.


2. Die Kunst der Wahlallianzen

Eine wichtige Dimension parteipolitischer Entscheidungsprozesse zur Gestaltung eines Repräsentationsangebots betrifft die Allianzen mit anderen Parteien, die bei den Nationalratswahlen

---


Festigung des Bürgerblocks in Zeiten der Zauberformel


Auch für die waadtländische SP schienen verschiedene Optionen offen zu stehen: Neben einer breiten Listenverbindung mit der PdA und der BGB war auch eine Allianz mit den Freisinnigen nicht ausgeschlossen, welche aus der Perspektive der sozialdemokratischen Parteikader den Vorteil gehabt hätte, den freisinnig-liberalen Block aufzulösen.\footnote{ACV PP 225/8, Geschäftsleitung, 19.07.1947.} Die BGB, die über eine Allianz mit den Sozialdemokraten uneinig war und noch alte Ressentiments gegen ihre Mutterpartei, die FDP, pflegte,
entschied sich schliesslich für eine gemeinsame Liste mit der kleinen Mittelstandspartei.150 Die waadtändische FDP, die ihrerseits eine Allianz mit der Bauernpartei erwogen hatte, musste sich damit zufriedengeben, die 1943 initiierte Vereinbarung mit den Liberalen – Listenverbindung und gemeinsames Ständeratsticket – weiterzuführen, obwohl diese im kantonalen Parteienspektrum viel weiter rechts standen.151 Die SP zog schlussendlich auch eine selbstständige Liste und Ständeratskandidatur vor, und begründete dies mit dem Proporzprinzip der Nationalratswahlen, dessen Geist im Gegensatz zu einer Listenverbindung stehe. Kennzeichnend für die hohe Symbolik dieser Allianzen innerhalb der Arbeiterbewegung ist, dass die SP zudem versuchte, die PdA für die fehlende Allianz beider Parteien bei den nach dem Majorzprinzip ablaufenden Ständeratswahlen verantwortlich zu machen.152


die Spaltung der Arbeiterbewegung im Kanton verantwortlich machte. Auch wenn die Abwehrhaltung der Sozialdemokraten gegen die PdA nicht überall so stark war wie in Zürich, ging schlussendlich doch keine Kantonalpartei eine Listenverbindung mit dieser ein, was die nationale SP-Geschäftsleitung als Wahllargument herausstrich. Die Kluft zwischen SP und PdA vertiefte sich unumkehrbar nach dem Prager Umsturz 1948. Die PdA und die SP gingen nun zumeist allein in den Kampf um Wählerstimmen, was für Letztere ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit, aber auch ihrer Treue zur nationalen Verteidigung, darstellte.


157 SSA Ar 1.111.11, Geschäftsleitung, 18.09.1947.
159 Während der LdU zwar als mitte-links galt, wäre sowohl aus der Perspektive des LdU als auch derjenigen der SP ein Bündnis unmöglich gewesen, nicht zuletzt, weil sie ähnliche Wählergruppen anvisierten und sich deshalb scharf angriffen.
gebrochen werden müsse. 

160 Somit machten die Bürgerlichen ihre Entente gleichsam legitim und unumgänglich bei den besorgten Wählern (und den neuen Wählern). 

161 Der SP blieb einzig, den populären Staatsratskandidaten Charles Sollberger als Kampfkandidatur zu lancieren und das „Feilschen“ („marchandages“) der Bürgerlichen anzuprangern. 

162 Diese waadtländische Allianz ist tatsächlich im Zusammenhang mit dem Weiterbestehen des Ständerats als „bastion du conservatisme helvétique“ zu sehen. 


163 Die Kader der FDP einigten sich jedoch darauf, das Verhalten der BGB nicht in öffentlichen Inseraten zu kritisieren, wie der NZZ-Chefredaktor Willy Bretscher erklärte: „Auf einen öffentlichen Wahlkampf mit der BGB sollte man verzichten – er würde uns keine Stimmen bringen.“ 

Auf ein Rundschreiben an immerhin rund 10000 Stimmberechtigte, in welchem die FDP der BGB ihre Verhandlungen mit dem LdU vorwarf, antwortete jedoch die BGB mit einer bissigen Inseratenkampagne in der neutralen Presse, worauf die 


164 StAZH WII 13.589, Parteileitung, 8.10.1959.

165 Ebd.

Die Bauern bestritten darin direkt den Repräsentationsanspruch der FDP auf den Mittelstand: „Dem Mittelstand wird die Wahl leichtfallen […] Er wählt Männer, die innerhalb ihrer Fraktion keine überstimmte Minderheit sind, sondern ohne Rücksicht nach rechts und links die Interessen der Mitte verfechten.“ Anstelle einer bürgerlichen Allianz führte also der Kampf um Macht und Legitimität zwischen FDP und BGB zum negative campaigning.

**Neue Bündnisse, mehr Wettbewerb?**


Vor allem links bewegten sich die Fronten, da die Untervertretung der SP im Ständerat zunehmend in Frage gestellt wurde. Die Möglichkeit einer Allianz mit der PdA hatte die westschweizerischen SozialdemokratInnen seit Mitte der 1960er Jahren wieder beschäftigt. Für junge Parteigenossen machte der historische Cordon sanitaire gegen die PdA umso weniger Sinn im entspannten internationalen Kontext, als die linken Mobilisierungen der 1960er Jahre über die traditionellen

167 Inserat „Dem Freisinn die dritte Schlappe!“, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 23.10.59.
168 Inserat „Freisinnige Wahlübe“, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 23.10.1959.

Denn dieses Bündnis zeigte, dass die Schweizer Politik auch aus den fixen Fronten ausreissen konnte, wie der Journalist Théo Bouchat in *Le Matin – Tribune de Lausanne* eher sympathisierend schrieb:

„les apparentements socialo-communistes des cantons de Vaud et Genève présentent une véritable alternative et mettent fin au règne des élections assurées. Ils apportent aussi un exemple romand du processus de radicalisation en cours. […] Personne ne saurait affirmer sérieusement aujourd'hui que les jeux sont faits.“

Weder der SP noch der PdA verhalf jedoch die Listenverbindung bei den Nationalratswahlen zu Mandatsgewinnen. Aber immerhin verpasste der SP-Ständeratskandidat Jacques Morier-Genoud, der der Allianz eigentlich kritisch gegenüberstand,177 nur knapp die Wahl und wurde schliesslich 1975 gar als erster waadtändischer Sozialdemokrat in den Ständerat gewählt. Inzwischen hatte sich die

---


Allianz mit der PdA bewiesen und festgestellt, wie auch der freisinnige Parteipräsident Georges-André Chevallaz feststellen musste: “il est clair que le spectre du communisme ne fait plus peur”.\textsuperscript{179}

Auch in kleinen Kantonen gerieten lang bestehende Wahlarrangements zwischen Parteien zunehmend in die Kritik. Mancherorts führte dies zu verstärkten Schulterschlüssen zwischen den etablierten Parteien – im Kanton Schwyz einigten sich die Parteien 1971 deshalb erneut im Voraus auf eine Mandatsverteilung, um die Kandidaturen einzuschränken und einen echten Wahlkampf wie 1967 für den Ständerat zu vermeiden.\textsuperscript{180} Im Tessin war die Ära der stillen Ständeratswahlen dagegen definitiv vorbei. Seit den 1960er Jahren war das kantonale Parteiensystem im Umbruch; 1966 hatten die zunehmend intern zerstrittenen Sozialdemokratinnen ihre Entente für die Regierungsmehrheit mit den Freisinnigen aufgelöst.\textsuperscript{181} Die Frage der seit 1943 stillen Ständeratswahlen trug zu den parteiinternen Spannungen bei: 1967 musste sich die Partei von zwei unabhängigen Ständeratskandidaturen aus den eigenen Reihen distanzieren und rief statt dessen zum Boykott dieser Wahlen auf.\textsuperscript{182} Damit wollte sie, gegen die Majorzwahl für den Ständerat und die daraus resultierende Übergewichtung der Bürgerlichen protestieren. Die zwei unabhängigen Listen, von den Freisinnigen „Störlisten“ genannt,\textsuperscript{183} erwiesen sich aber als viel wirksamer für die Eröffnung eines echten Wahlwettbewerbs als der Boykott, indem sie die zwei bürgerlichen Parteien nach 25 Jahren wieder zu einer wirklichen Ständeratswahl zwangen.

1971 stellten nun sowohl die SP als auch die PdA je zwei Ständeratskandidierende zur Wahl. Als Reaktion darauf unterstützten die Freisinnigen nun öffentlich die Wiederkandidatur des konservativen Ständerat Alberto Stefani.\textsuperscript{184} Als keiner der Kandidierenden der kleinen Parteien sich nach der ersten Runde zurückzog, empörten sich die Bürgerlichen über eine „nutzlose“ Stichwahl: Laut der FDP hätten die bisherigen Ständeräte aufgrund ihrer „ehrenvollen“ Vertretung des Kantons in Bern ein „legitimes Recht zur Wiederwahl“.\textsuperscript{185} Die Ständeratswahlen verhalfen damit, den gesamten Wahlwettbewerb im kantonalen politischen Feld zu dynamisieren.

\textbf{Verschärfter Kampf um Repräsentation?}

Auf den ersten Blick ist der Wahlkampf von 1983 bezüglich der Konfiguration der Wahlallianzen sehr typisch für die Nachkriegszeit: breite bürgerliche Allianzen und eine isolierte SP – abgesehen von der nun zwölf Jahre anhaltenden Listenverbindung mit der PdA in Genf und in der Waadt. Es tauchten

\begin{footnotesize}
\begin{enumerate}
\item ACV PP 552/208, Comité central, 10.11.1971.
\item Genasci u. a.: PS, 2000, S. 59.
\item Elections tessinoises au Conseil des Etats: profondes divisions socialistes, in: Feuille d’Avis de Lausanne, 27.11.1967.
\item ASTi 3.3.3 23.4.1, Direttiva cantonale, 10.09.1971.
\item Ebd.; Tessiner Pressestimmen. Von der Kirchturmpolitik zur Gesamtschau, 1971.
\item Bei den Freisinnigen verstärkte diese unerwartete Lage die generationsbedingten Spannungen: die Parteijugend von Bellinzona unterstützte die sozialdemokratischen Kandidaten gegen den FDP-Ständerat Ferruccio Bolla. ASTi 3.3.3 23.4.3, Flugschrift „Il verdetto del populo ticinese“, [1971]; Direttiva cantonale, 5.11.1971; Imminente il ‘ballottaggio’ per il Consiglio degli Stati. Sfida socialcommunista alla dignità del popolo, in: Il Dovere, 9.11.1971.
\end{enumerate}
\end{footnotesize}
aber Anzeichen einer grundsätzlichen Neuordnung der parteipolitischen Allianzen auf. In vielen Kantonen entstanden Verbindungen zwischen alter und neuer Linken.\textsuperscript{186} Die bürgerlichen Allianzen schienen ebenfalls weniger solide als zuvor und dies nicht nur in Folge von persönlichen Konflikten zwischen den Partnern, wie noch 1959.\textsuperscript{187} In der Waadt wurde die Selbstverständlichkeit der abwechselnd von Freisinnigen und Liberalen geleiteten \textit{Entente Vaudoise} innerhalb des bürgerlichen Lagers in wachsendem Masse in Frage gestellt. Die ChristlichdemokratInnen traten 1983 sogar allein an; Neben der aufgrund fehlender bürgerlicher Unterstützung erfolgten Niederlage ihres Präsidenten Roger Mugny bei den Stadtratswahlen von 1977 nannten die Parteikader als Grund, dass die Partei weniger rechts politisieren wolle.\textsuperscript{188} Stärker noch kritisierte die waadtändische SP, die 1979 ihren ersten Ständeratssitz wiederverloren hatte, die vorab besiegelte Aufteilung der Ständeratsmandate durch das bürgerliche Bündnis.\textsuperscript{189} Die \textit{Entente Vaudoise} sah sich gezwungen, eine Pressekonferenz mit den zwei Kandidaten sowie den drei bürgerlichen Parteipräsidenten zu organisieren, um den Sinn einer solchen Allianz zu verteidigen: Wichtig sei für den Ständerat eine kohärente, einheitliche kantonale Vertretung.\textsuperscript{190}

Ein ähnlicher Deutungskampf um das zu bevorzugende Repräsentationsprinzip bei den Ständeratswahlen fand auch im Kanton Zürich statt, wo mit dem Rücktritt der SP-Ständerätin Emilie Lieberherr und gestützt auf ihre Wahlerfolge seit 1979 die Bürgerlichen nun eine „ungeteilte Standesstimme“ beanspruchten.\textsuperscript{191} In einer von der Gratiszeitung \textit{Züri Woche} organisierten Debatte hinterfragten die Ständeratskandidierenden der Linksparteien dieses Prinzip, welches die POCh-Kandidatin Ingrid Schmid sogar als totalitär bezeichnete.\textsuperscript{192} Mit Blick auf den Anspruch einer rein bürgerlichen Ständeratsvertretung erklärte hingegen der wiederantretende SVP-Ständerat Jakob Stucki, dass „bei etlichen Fragen […] Frau Lieberherr und ich gerade so gut in die Pause gehen und Kaffee trinken können […]“, weil sich unsere Stimmen ohnehin gegenseitig aufgehoben haben“.\textsuperscript{193} Ein


\textsuperscript{187} In vielen Kantonen gab es keine oder nur eine begrenzte bürgerliche Wahlallianz. Année politique suisse, 1983.

\textsuperscript{188} Élections fédérales de l’autome prochain. Le PDC part seul au combat, in: 24 Heures, 03.06.1983.

\textsuperscript{189} M. Daniel Schmutz candidat aux Etats. „La mobilisation est nécessaire“, in: 24 Heures, 18.03.1983.

\textsuperscript{190} Vaud aux Etats: cohérence d’abord! ou le leurre de la proportionnalité, in: Nouvelle Revue de Lausanne, 08.10.1983.


\textsuperscript{192} Die \textit{Züri Woche} unterhielt sich mit den fünf Ständeratskandidaten, in: Züri Woche, 6.10.1983.

\textsuperscript{193} Ebd.
Inserat für das bürgerliche Ständeratsticket wendete diese Argumentation auf die Reformfähigkeit der Bürgerlichen im Sinne ihres neoliberalen Programms an (Abbildung 15): „Was hätten wir Zürcher davon, wenn Jakob Stucki im Ständerat einer Entlastung des Steuerzahlers (jüngstes Beispiel: Ausmerzen der ‚kalten Progression‘) zustimmen, sein zürcherischer Ratskollege aber mit Nein votieren oder sich der Stimme enthalten würde?“


Forderung nach Proporzwahlen zu nutzen.\textsuperscript{199} Die Tessiner Ständeratswahlen sind somit emblematisch für die Ambivalenz vieler Urmengänge in der Schweiz und es stellen sich folglich die Fragen: Wie funktionierte politischer Wettbewerb, wenn das Ergebnis von Anfang an bekannt ist? Welche Handlungsmöglichkeiten bleiben für die kleinen Akteure?

3. **Die Fallstricke bei der Portierung von Kandidierenden**

Nach der Listengestaltung setzten sich die komplexen parteipolitischen Verhandlungen beim Aufstellen der Kandidierenden in der Öffentlichkeit fort. Die den Schweizer Wählenden zugestandene Möglichkeit, Listen zu ändern, hatte nämlich zur Folge, dass der Wettbewerb nach der Nominierung der Kandidierenden bis in die Parteien hineindrang. Dies konfrontierte die Parteien mit zwei Arten von Fallstricken: zunächst ob sie eine Listen- oder Personenwerbung bevorzugen, dann aber auch, welche Art der Darstellung der Kandidierenden sie wählen sollten.

3.1. **Listen- oder Personenwerbung?**

Die bei den Wählenden immer beliebtere Möglichkeit, bei den Nationalratswahlen Listen zu verändern, eröffnete eine Reihe von strategischen Dilemmata für die Parteien. Sollten sie den Fokus auf die Bewerbung der gesamten Liste und/oder nur einzelner Kandidierender setzen? Dürfen die Kandidierenden folglich für sich werben oder nur für die ganze Liste? Sollte die Partei in ihrer Wahlpropaganda ein bestimmtes Wahlverhalten explizit empfehlen?

Dabei lässt sich zunächst ein grundsätzlicher und konstanter Unterschied zwischen den helvetischen Parteien feststellen. Bei den Linksparteien wie der PdA und der SP galt ein Verbot der sogenannten Sonderpropaganda: Ihr starkes Selbstverständnis als Partei machte es undenkbar, dass einzelne Kandidierende die Auswahl- und Werberolle der Partei übernehmen würden. Zudem sollten keine Ungleichheiten zwischen Kandidierenden bestehen, vor allem nicht aufgrund unterschiedlicher finanzieller Mittel.\textsuperscript{200} Bei den bürgerlichen Parteien hingegen durften Kandidierende – auch mit der Unterstützung eines Verbands – für sich werben; mitunter wurde sogar bevorzugt, dass sie für die Kampagne eigene Mittel einsetzten.\textsuperscript{201} Diese Grundregeln verhinderten aber nicht, dass Konflikte

\textsuperscript{199} ASTi FPC 01 22.4.1, Appello elettorale, in: Libera Stampa, 19.09.1983.


entstanden. Die genauere Betrachtung ihrer Anwendung im Untersuchungszeitraum beweist vielmehr, wie kontextabhängig sie sein konnten.202

**Bürgerliche Parteien zwischen freiem Wettbewerb, Partei- und Verbandslogik**

In den 1940er und 1950er Jahren ermöglichte die Norm der Parteidisziplin noch die imperative Festlegung eines bestimmten Verhaltens in den Wahlaufritten. Viele Kantonalparteien schworen ihre Mitglieder und Wähler darauf ein, die Liste unverändert oder „kompakt“ in die Urne zu legen, wie die waadtländischen Freisinnigen 1947 in einem Inserat: „Electeurs, […] VOTEZ la liste verte/ sans panachage/ la liste RADICALE“.203 Dabei entgegneten die bürgerlichen Parteien speziell den Wahlparolen nichtparteilicher Akteure aus nahestehenden kirchlichen Kreisen, Hauseigentümerverbänden, und vor allem aus den verschiedenen Berufsverbänden, die oft noch eindringlicher als die Appelle der Parteien selbst waren.204 So waren die Wähler Gegenstand vielfältiger, manchmal untereinander in Konflikt tretender Repräsentationsansprüche. Im Wahlkampf von 1947 und 1959, als sie noch als Parteiorgan im Wahlkampf diente, warb die NZZ beispielsweise für die gesamte FDP-Liste, veröffentlichte aber auch eine Reihe von Inseraten zum Kumulieren gewisser Kandidaten, die entweder anonymer Herkunft waren oder klar von Berufsverbänden stammten. Im Namen ihres Chefredaktors Willy Bretscher sandte die Zeitung ihren Lesern zudem einen Empfehlungsbrief für seine eigene Kandidatur auf Hochglanzpapier.205

Bei diesen sonst als sicher geltenden Wahlen mussten die Bürgerlichen ferner mit Störaktionen zum Beispiel von Robert Eibel rechnen. Im Wahlkampf wandelten sich die üblichen anti-etatistischen Trumpf-Buur-Inserate in scharfe Angriffe auf Kandidaten, zunächst gegen solche aus linken,206 dann aber auch aus bürgerlichen Parteien, wie Willy Bretscher selbst, der eigentlich auf der gleichen FDP-Liste stand wie Eibel.207 Für die bürgerlichen Parteikader blieb diese Sonderpropaganda

—


204 Wie für den Zürcher FDP-Kandidaten Max Brunner: „Wenn jeder den Namen Dr. Max Brunner zweimal schreibt, ist er gewählt: Wir Haus- und Grundeigentümer haben es also in der Hand, selber zu entscheiden, ob wir im Nationalrat eine Vertretung haben sollen oder nicht. Tue daher jede seine Pflicht […] Wer es nicht tut, hat nachher kein Recht, über die Zurucksetzung des Hausherrn zu klagen.“ StAZH III Ao 2/2, Empfehlungsbrief Hauseigentümerverband Zürich, [1947].

205 StAZH III Ao 2/2, Brief „Sehr geehrte Leser der NZZ“, 1959.


unproblematisch, solange sie nicht die etablierten Hierarchien zwischen Kandidaten – Bisherige an erster Stelle, und mögliche, als adäquat wahrgenommene Erstlinge danach – umkippten. Sie konnten sich sogar als nützlich erweisen, wie die Zürcher BGB-Parteileitung 1959 diskutierte:

„In diesem Zusammenhange wird der Einfluss der Wirtschaftsverbände auf die Wahlen und die Nachfolge von Dr. Gysler [Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbandes, Anm. ZK] besprochen. Dabei gewinnt die Auffassung Oberhand, dass es wegen der propagandistischen Wirkung kaum sinnvoll sei, separate Aktionen dieser Organisationen zu unterbinden, richtiger sei, diese Aktionen der eigenen Partei dienstbar zu machen.“208


Bei diesem Wahlkampf zeigten sich jedoch selbst bei den Bürgerlichen Vorbehalte gegenüber der intensivierten Sonderpropaganda aus allen Richtungen und ihrer angeblichen Wirkung auf die steigende Veränderungsfreude der Wähler. Auch wenn das Kumulieren der Wähler weiterhin als Zeichen der politischen Kompetenz zu Gunsten der besten Politiker galt,211 wurde ihre Panaschierfreude zunehmend kritisch beäugt, weil sie die parteipolitischen Grenzen in Frage stellte. Pierre André Gygi analysierte dieses Phänomen in einer Umfrage für die FDP als Kritik an der Geschlossenheit des Repräsentationsangebotes: „Für viele Jüngere bedeutet Partei ‘numerus clausus’ zugunsten einer kleinen Schicht älterer Herren“.212 In einem Brief an Leuenberger empfahl Gygi, zwar die Wähler über die Risiken des Panaschierens für die Partei aufzuklären, dies aber mit Fingerspitzengefühl:


Folglich machte das Zentralsekretariat der FDP die Kantonalparteien auf die hohen Panaschierraten auf freisinnigen Listen aufmerksam, und rief sie dazu auf, Kontakt mit den Berufsverbänden

208 PA SVP ZH, Parteileitung, 13.07.1959.
210 StAZH WII 13.389, Parteileitung, 8.10.1959.
aufzunehmen und sie zu bitten, Panaschierauftrufe zu vermeiden. Was die Freisinnigen damit kritisierten war weniger die Personenwerbung an sich, sondern vielmehr die Werbung für Kandidaten des gleichen Verbandes, aber verschiedener Parteien zu Ungunsten der FDP. Mit diesen Empfehlungen würden die Berufsverbände, so das freisinnige Zentralsekretariat, darauf zielen, „das Proporzsystem zu stören“.214

Dabei gab die in ihrer Propaganda sichtbare starke Verflochtenheit politischer Repräsentanten mit den Wirtschaftsverbänden Anlass zu Kritik und Gegenaktionen. So führten 1959 anonyme Komitees Inseratenkampagnen gegen jene Kandidaten, welche zu sehr an Wirtschaftsverbände gebunden seien, und damit die Vertretung der parteipolitischen Linie nicht respektieren würden: „Kann ein bürgerlicher Nationalrat in Bern die gemeinsame Sache des Bürgertums vertreten, wenn er von einer Berufsorganisation zusammen mit den beiden Sozialisten Steinmann und Welter zur Wiederwahl empfohlen wird?“215 Weitere Inserate nahmen sogar direkt die finanzielle Verwobenheit der Politiker mit den Verbänden für ihr negative campaigning ins Visier:


Es folgte eine Liste von betroffenen Kandidaten aller bürgerlichen Parteien, welche der Wähler „korrigierend“ streichen könne, um „Geldsack und Verbandsallmacht als entscheidender Faktor [auszuschalten]“.216 Im Jahr der Zauberformel waren die Kampagnen für bürgerliche Kandidaten von Exzessen der Sonderpropaganda und aggressivem negative campaigning gekennzeichnet.

**Zwischen Parteidisziplin und „Privatkriegen“ bei der SP**

Viel problematischer konnte die Personenpropaganda allerdings bei der SP werden, wie der Fall des 1947 im Tessin gewählten Gewerkschaftlers Emilio Agostinetti zeigt.217 Nachdem die zwei bisherigen Nationalräte, der Sekretär des Schweizerischen Eisenbahn- und Verkehrspersonalverbandes (SEV) Edoardo Zeli und der Anwalt Francesco Borella, zurückgetreten waren, hatte der Parteitag den Chefredaktor der Libera Stampa und politischen Parteisekretär, Piero Pellegrini, zum Spitzenkandidaten designiert. Die Wahlkonjunktur deutete auf einen Mandatsverlust für die SP hin, was die Wahlchancen von Agostinetti, Nummer 2 auf der Liste und Kollege von Zeli bei der SEV, minderte. Zeli und Agostinetti führten eine intensive Kampagne in ihrer Gewerkschaft, insbesondere

214 BAR J2.322-01 2009/263_10_58, Rutschreiben des Zentralsekretariates an die Kantonalparteien, Juni 1959.
216 Inserat „Mitbürger, Stimmberechtigte!“, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 23.10.1959.


Ausgerechnet in diesen Wahlen riefen aber linke Gewerkschaftler dazu auf, ihre als zu rechts geltenden Listenmännern zu streichen. Diese Handlungsmöglichkeit für die linke Minderheit der


225 Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich, Inserat „Jetzt müssen auch wir deutlich werden!“, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 23.10.1959.
Empfehlung an die 16000 Unterzeichner ihrer Initiative im Kanton. Weil die SP ihren Kandidaten die Beantwortung dieser Anfrage verbot, verzichtete das Komitee auf eine namentliche (Gegen-)Empfehlung „aus Gründen der Überparteilichkeit“, lud aber die Wähler zum Kumulieren bekannter Gegner der atomaren Rüstung (wie Max Arnold selber) ein.228 Dieses Vorgehen war ein solches Novum und stand in solchem Widerspruch zu der Funktionsweise der Partei, dass die Zürcher SP sogar Ausschlussverfahren gegen den Präsidenten des Regionalkomitees, Walter Gyssling, einleitete.229 Die SBgAA selbst und diese Wahlaktionen störten die SP dabei insbesondere, weil sie die normalerweise streng gezogenen Parteigrenzen zwischen SP und PdA in Frage stellten.230

Problematisch für die SP war aber auch die reine Infragestellung der von Partei und Gewerkschaftskartell möhmsamt erstellten Liste. Der Zürcher SP-Sekretär Hans Nägeli verglich den Zürcher Vorfall sogar mit der Sonderpropaganda bei bürgerlichen Parteien:


Die Aktionen zeigten dabei auch die Schwäche der Partei gegenüber nichtparteilichen Akteuren – und dabei insbesondere gegenüber den Gewerkschaften und der SBgAA. Umso schärfer verurteilte der Parteisekretär Fritz Escher in der *Roten Revue* diese „Privatkriege“ nach den Wahlen:

„Der Hinweis, auch im bürgerlichen Lager seien solche Spezialaktionen gang und gäbe, ist ein schlechter Trost. Die *Idee und die Praxis der Einheit der Arbeiterbewegung* wird nicht ungestraft missachtet; die Aufforderung zur Streichung von Parteikandidaten bewirkt immer eine gewisse Verwirrung bei den Wählern und ist *mutschuldig an der ungenügenden Stimmbeteiligung*. Ganz abwegig ist es aber, wenn Dr. Fritz Pesch im Organ des VPOD die überbordenden Kumulationsaktionen mit der Bemerkung zu rechtfertigen versucht, *das Prinzip der freien Konkurrenz* sei ja auch im neuen Parteiprogramm der SPS aufgenommen worden."

228 Schweizerische Bewegung gegen die atomare Aufrüstung Regionalkomitee Zürich/Ostschweiz: Inserat „An die 16000 Unterzeichner unserer Initiative im Kanton Zürich!“, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 23.10.1959.
229 SSA Ar 1.111.13, Geschäftsleitung, 31.10.1959.
231 SSA Ar 1.111.13, Geschäftsleitung, 31.10.1959.
Erstens heisst es dort ‚fairer Wettbewerb‘, und zweitens verschweigt Genosse Pesch, dass damit verbunden ausdrücklich die Schaffung gleicher Ausgangspositionen postuliert wird, eine Bedingung, die offensichtlich nicht erfüllt ist, wenn es auf der gleichen Liste Kandidaten mit und ohne besonderen Wahlapparat geht.\footnote{Escher: Rückblick auf die Nationalratswahlen 1959, 1959, S. 320.}


„Wenn eine \textit{Abmachung im Sinne: Wahlkostenbeitrag gegen Listenplätze sozusagen vertraglich getroffen wird}, handelt es sich natürlich um ein viel tiefshürfenderes Eingreifen des Verbandes in die Politik als etwa bei einem gelegentlichen Entschluss einer Interessengruppe, gewisse Politiker auf dieser oder jener Liste durch eine Streichungsaktion zu torpedoieren oder einem andern nahestehenden Kandidaten die Kosten für einen Wählerbrief zu bezahlen.\footnote{Gruner; Siegenthaler: Die Wahlen in die eidgenössischen Räte, 1964, S. 140.}

Bei allen zur Verfügung stehenden Optionen der verbandlichen Einflussnahme bei Wahlen galten somit Aufrufe zum Streichen gewisser Kandidaten nicht als völlig unfair. Entgegen dem weit verbreiteten Bild eines friedlichen schweizerischen Wahlkampfs in der Nachkriegszeit herrschte also ein teilweise kompromissloser Wettbewerb zwischen Kandidaten, wenn auch weniger zwischen den Parteien.

\textit{„Propagandaflut“ und „Streichkonzerte“ im ersten Frauenwahlkampf}


Um aus ihrer Alibi-Rolle für die Partei herauszukommen, organisierten manche Aktivistinnen der Frauenstimmrechtsvereine und aus FDP- und SP-Kreisen eine beschränkte Sonderpropaganda zugunsten der Kandidatinnen. Die Zeitschriften Femmes Suisses und Schweizer Frauenblatt stellten die Kandidatinnen aller Parteien in einem ihrer Linie folgenden neutralen Ton vor. Letztere Zeitung appellierte an die Leserinnen, Frauen zu „bevorzugen“: Ihre

---

237 Ebd.
238 StAZH 13.717, Propagandakommission, 2.06.1971.
Kompetenz sei nicht anzuzweifeln, ausserdem sei es ein Weg, um sich bei den langjährigen Kämpferinnen für das Stimmrecht zu bedanken.241 Zudem organisierten die aus der Frauenstimmrechtsbewegung stammenden Frauenzentralen Veranstaltungen, um die Kandidatinnen aller Parteien bekannt zu machen. Dass diese Aktionen heikel waren, zeigt sich in ihren Vorsichtsmaßnahmen: Die waadtländische Frauenzentrale versicherte beispielsweise der kantonale SP, dass sie den Teilnehmerinnen solcher Veranstaltungen aufzeigten, dass auch manche Männer ihre Anliegen gut vertreten könnten.242 Dass die Frauen gemeinsam und parteiübergreifend handelten, um ihre Wahlpotentiale nicht den Parteimännern zu überlassen, sondern in die eigene Hand zu nehmen, empfanden viele etablierte Akteure als einen Bruch mit den guten Sitten des politischen Lebens. Wie bereits bezüglich des Nominierungsverfahrens ausgeführt, tauchten diesbezüglich universalistische Argumente auf, die sonst in den gängigen Repräsentationsvorstellungen selten waren. Im Kanton Waadt, wo der Wettbewerb durch die Wiederkandidatur vieler erfahrener Politiker verschärft wurde, setzte der Journalist der *Tribune de Lausanne* Max Syfrig die Frauenvereine auf der Basis ihrer Aktionen mit einer „feministischen Lobby“ gleich.243

Besonders stark war dieser Widerstand gegen eine spezifische Förderung weiblicher Kandidaturen bei der SP. Die SP-Frauen, beginnend mit ihrer nationalen Frauenkommission, hatten sich stark für die Sichtbarkeit ihrer Kandidatinnen engagiert: Sie veröffentlichten eine Sonderausgabe ihrer Zeitschrift mit ihren Profilen und planten Sonderflugblätter.244 Dies löste starken Widerstand seitens der männlich dominierten Parteiinstanzen aus, von denen sie, im Unterschied zu den Gewerkschaften, parteipolitisch und finanziell abhängig waren.245 Aber sogar die Teilnahme der Kandidatinnen an parteiübergreifenden Versammlungen wurde von kantonalen Parteikadern missbilligt.246 Sie waren also Opfer des universalistischen Paradoxes: Ihre minorisierte Stellung als Frauen konnten sie nicht als Begründung für eine besondere Unterstützung im Wahlkampf angeben. Gleichzeitig blieb die Messlatte der politischen Kompetenz männlich, wie manche Protestbriefe langjähriger Genossen gegen die Aufstellung von Kandidatinnen illustrierten. Paradox ist ferner, dass die SP-Frauen damit bewiesen, dass sie die Spielregeln der SP-Wahlkampagnen beherrschten: Sie waren auf das gleiche Sonderpropagandaverbot aufgelaufen, welches die Gewerkschaften regelmäßig straflos missachteten. Mangels einer ähnlich starken Behauptungsposition galten aber für sie besonders scharfe Regeln im Namen der Gleichbehandlung.

242 ACV PP 225/41, Brief der Association vaudoise pour les droits de la femme an die SP Waadt, 6.09.1971.
244 SSA Ar 1.117.14, Zentrale Frauenkommission, 8.05.1971; Die Frau in Leben und Arbeit, 10.1971.
245 Während im Kanton Zürich „die Drohungen der Männer, Gegenaktion einzuleiten, [...] nicht so ernst gemeint gewesen [seien]“, verzichteten die Berner SP-Frauen auf Druck der kantonalen Parteiinstanzen auf ein Sonderflugblatt, SSA Ar 1.117.14, Zentrale Frauenkommission, 13.11.1971.
246 Ebd., 8.05.1971.

„Kies-Matthys oder Auto-Frey?“


Listen von Unterstützern, oft sogar mit schönen Handunterschriften, sollten durch die Legitimität der Unterschreibenden der Eigenwerbung via Inserate ein neues Gewicht verleihen. Zudem versuchten neben den Berufsverbänden relativ neue Organisationen bei den Wahlkämpfen im bürgerlichen Lager an Einfluss zu gewinnen, wie der Hofer-Club, der ähnlich wie die Trumpf Buur linke PolitikerInnen und in diesem Fall das linke Fernsehen angriff und zugleich seine kandidierenden Mitglieder unterstützte.


Der verschärfte Wettbewerb zwischen Kandidierenden übte dabei wiederum einen Einfluss auf die Propagandapraktiken der bürgerlichen Parteien selbst aus. 1983 gab es beispielsweise praktisch keine Zürcher FDP-Kandidierenden ohne eigene Flugschrift oder ohne eigenes Inserat, auch weil auch Parteisektionen nun diese Aufgaben übernahmen. Solche Wahlkampfmaterialien konnten sich noch auf eine lokale parteipolitische Loyalität berufen und folgten somit in der Regel dem Erscheinungsbild

251 SSA QS 37.5, Flugschrift „Wir brauchen Ihre Mithilfe für eine ehrenvolle Wiederwahl von Nationalrat Silvio de Capitani“, [1983], mit einem Brief des entsprechenden Aktionskomitees.

Auch links kämpfte man trotz detaillierter Wahlkampfregeln mit der intensivierten Sonderpropaganda. Wieder veröffentlichen einige Zürcher Gewerkschaften Inserate für ihre eigenen Mitglieder. Dazu gab 1983 ein Zürcher Bündnis von Umwelt- und Naturschutzverbänden eine parteiübergreifende Liste von umweltbewussten Kandidierenden heraus, welche an alle ihre 100000 Mitglieder verteilt sowie in grossen Zeiten veröffentlicht wurde – manchmal ohne Einverständnis der Betroffenen.\textsuperscript{261} Hier befand sich die Zürcher SP in einer besonders ungemütlichen Lage: Einerseits verstießen die gezielten Empfehlungen gegen das Sonderpropagandaverbot und die Parteidisziplin, andererseits wurden ein grünes Image und gute Beziehungen mit den Umweltvereinen immer wichtiger.\textsuperscript{262} Es blieb der Partei also nichts anderes als zu hoffen, dass die Aktionen der grünen Verbände ihre bereits düsteren Wahlaussichten nicht weiter verschlimmern würden, sondern dass sie durch ihre eigenen „grünen“ Kandidierenden Panaschierstimmen anziehen könnten. Öffentlich wagte sich die Partei jedoch die Überparteilichkeit der Liste zu kritisieren, welche „gutgemeinte Naturfreunde“ einlud, wegen einiger umweltfreundlicher „Alibi“-Kandidaturen indirekt zur Unterstützung gesamter bürgerlicher Listen und

\textsuperscript{257} SSA QS 37.5, Flugschrift „FDP Zürich 8 Hans Wehrli 2x auf jede Nationalratsliste“, [1983].
\textsuperscript{262} SSA Ar 27.600.14, Wahlausschuss, 18.10.1983; SSA Ar 27.100.55, Parteivorstand, 8.11.1983.
ihrer Spitzenkandidierenden beizutragen. Die Wirkung der „Umweltliste“, welche die Medien als einzigartig für die Zürcher Politik bezeichneten, wurde an den vielen Stimmen und oft sogar der Wahl mancher der betroffenen Kandidierenden links wie rechts gemessen. Zudem trug sie die Umweltfrage weiter ins Zentrum der Wahlen, aber auch der Parteien, indem es ihr gelang, Kandidierende auf aussichtslosen Plätzen „so weit nach vorn zu bringen, dass die Parteien das als Fingerzeig der Wähler [verstanden]“.264

**Personenwerbung als Handlungsform nichtparteilicher Akteure im Wahlkampf**

Mit dem steigenden zwischen-, aber auch innerparteilichen Wettbewerb verschärfte sich also für die Parteien das Dilemma zwischen Listen- und Personenwerbung weiter. Die Möglichkeit, eigene Wahlempfehlungen abzugeben verhalf einerseits sowohl etablierten Interessengruppen wie Gewerkschaften oder Wirtschaftsverbänden, ihre Macht in den parteipolitischen Auswahlprozessen zu festigen, als auch neuen, bisher untervertretenen Gruppen, am Repräsentationsprozess überhaupt teilzunehmen. Nach der Offensive der Anti-Atom-Bewegung im Wahlkampf von 1959 hatten sich seit Ende der 1960er Jahre neue soziale Bewegungen im Wahlkampf mit ihren Anliegen an Kandidierende gewendet. Oft gingen sie aber nicht so weit, diese dann als „ihre“ Kandidierenden zu empfehlen und sahen den Wahlkampf lediglich als eine Plattform, um mit Blick auf die spätere parlamentarische Arbeit Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.265 Kennzeichnend für die weitere Bedeutungszunahme und Institutionalisierung der neuen sozialen Bewegungen ab den 1970er Jahren ist besonders das Beispiel der Zürcher Umweltverbände, welche formell nicht in die Nominierungsprozesse integriert waren, sich jedoch durch die Empfehlung grüner Kandidierender eine neue Rolle im Wahlkampf schufen.266

Andererseits verfestigte die immer grösseere Bedeutung der Einzelpropaganda die Position und die (Wieder-)Wahlchancen der bereits gut vernetzten, die Unterstützung reicher Interessenverbände geniessenden Kandidierenden. Für sie hatte diese Entwicklung aber eine unerwünschte Konsequenz, nämlich ein steigendes Transparenzgebot bezüglich der Wahlstrategien und -finanzen, als die Medien sowie Linksakteure den Finger auf die mögliche Kaufbarkeit der Politik und die Interessenkollusionen

---


3.2. Ehrenvolle Wiederwahl oder frischer Wind?

Das Posieren für Flugblätter, Wahlbroschüren, Zeitungsberichte, Inserate oder später Plakate gehört zu den traditionellsten Aufgaben aller Kandidierenden während helvetischer Wahlkämpfe. Welche Darstellungsmodi der Kandidierenden und insbesondere welche Repräsentationsvorstellungen, zwischen représentation-mandat und -figuration, kamen dabei zum Ausdruck?

„Männer eures Vertrauens“


Wenn die parteipolitischen Wahlkampfmaterialien die Kompetenz der Kandidaten als erstes betonten, tauchte die Repräsentativität der Listen (*représentation-figuration*) als Wahlargument auf differenzierte Arten auf. Eine Interessenvertretungspartei wie die BGB betonte ihren Anspruch, durch ihre Listen ihre Wählerschaft widerzuspiegeln und deshalb vertreten zu dürfen, wie auf einer Flugschrift der Zürcher BGB 1947 zu lesen war:

„Mitbürger der Landschaft
wenn Ihr wollt, dass Euresgleichen in den Nationalrat einziehen
wenn Ihr verlangt, dass Leute, die *eure Nöte und Sorgen aus eigener Anschauung* kennen, Euch *vertreten*, wenn Ihr Leute in Bern haben wollt, die *aufs engste mit Euch verbunden sind*, dann legt am nächsten Sonntag die BGB Liste No. 1 in die Urne […].“²²³

Zudem war die territoriale Vielfalt der Listen bei manchen Parteien wie der BGB ein wichtiges Wahlargument: Viele Wahlkampfmaterialien verwendeten das Motiv der Kantonskarte, auf der die Photographien der Kandidaten örtlich zugeordnet wurden.²⁷⁴ Auch bei den Freisinnigen sollte die


²²³ StAZH III Ao 2/2, Flugschrift „Wählt Bodenständig – bäuerlich – gewerblich – bürgerlich Liste 1“, [1947].

²²⁴ Wie in der Waadt 1959, ACV PP 175/6, Wahlzeitung „La voix du PAI“, Oktober 1959.
Ausgewogenheit der Liste zwischen Stadt und Land dafür sorgen, dass der Kanton vollständig werde, wie ein Inserat der waadtländischen FDP erklärte:

„Pour un canton fort/ […] 16 candidats bien de chez nous/ évoquant le canton de Vaud dans toute la diversité de ses régions et de ses activités sociales, économiques et intellectuelles/ […] Votez la liste radicale“275

In gewisser Hinsicht schienen in diesen Jahren die verschiedenen Säulen der Legitimität – politische Kompetenz für die Stellvertretung der Berufsgruppe oder der Nation, berufliche und territoriale Repräsentation für die Identifikation der Bürger – ausreichend, um die Wähler zur „ehrenvollen“ Bestätigung der Parteien und ihrer Spitzenkandidaten zu bringen. Diese Legitimierungsmodi der Repräsentanten fanden sich sogar in den medialen Kommentaren zu den Wahlen wieder. So beschrieb die Tribune de Lausanne 1959 die Wahlperspektiven des liberalen Ständeratskandidaten Frédéric Fauquex:

„Premier scrutateur du Conseil des Etats, il n'est pas impossible que ses pairs le portent la présidence de la Chambre haute pendant la prochaine législature. Il serait indélicat de le priver de cet honneur. L’Entente vaudoise lui permettra sans doute d'y accéder.“276


„Der Nationalrat zählt auch viel zu viele Verbandssekretäre und andere einseitige Interessenvertreter. Diese kennen die wahren Bedürfnisse des Volkes nicht, oder wollen sie nicht kennen. Das Parlament überschätzt sich selbst. Es fühlt sich nicht als Volksvertretung, sondern als Institution, die über dem Volke steht.“277

Auch die PdA stellte sich in ihrer Wahlpropaganda als „frisches Luft im Bundeshaus“ dar.278 Im Wahlkampf von 1959, als die Kämpfe um Personen zwischen Partei- und Verbandskadern die Konzentration des politischen Kapitals verdeutlichten, griff aber auch ein Zürcher Aktionskomitee mit anonymer Trägerschaft namens „Vereinigung junger Staatsbürger“ in einer Inseraten- und Flugschriftenkampagne die veraltete politische Elite direkt an:

278 StAZH III Ao 2/2, Flugschrift „Frische Luft ins Bundeshaus – PdA Liste 7“, [1959].
„Platz für unverbrauchte Kräfte/ für neue Ideen/ für die junge Generation/ […] Das geschieht dadurch, dass wir alle Bisherigen, welche schon vier Amtsdauern – 16 Jahre – Nationalrat hinter sich haben, auf jeder Parteileiste streichen!"  

Wie erwartet reagierten die etablierten politischen Akteure entsetzt auf diese Streichappelle gegen verdiente Politiker, so die NZZ:

„Dr. Hermann Häberlin befand sich auf der Liste der anonymen ‚Vereinigung junger Staatsbürger‘, die eine Anzahl von Nationalrätinnen ohne Rücksicht auf ihre individuellen Verdienste, ihre hervorragende parlamentarische Aktivität und unbeinträchtigte Leistungsfähigkeit unter die Guillotine einer schematischen ‚Verjüngung‘ legen wollte…”

Rollkragenpullover statt Anzug


„Un homme brillant, mais pas de la manière traditionnelle aux avocats-notaires qui mènent la politique tessinoise. Il n’a pas leur distinction. Cela vient peut-être de son origine rurale. Certains trouvent qu’il n’est pas très correctement habillé, c’est-à-dire qu’il abandonne facilement le complet-cravate pour un pull col roulé sur lequel il aura jeté un veston qui peut paraître vieux."  

279 Das Aktionskomitee benannte sogar die betroffenen Nationalräte und bedankte sich ironischer Weise bei ihnen für ihren Dienst am Vaterland. Es gab namentlich neun Zürcher Nationalräte in dieser Situation; am längsten im Nationalrat sassen Hans Oprecht (SP, 34 Jahre), Philipp Schmid-Ruedin (Demokraten, 34 Jahre) und Rudolf Reichling (BGB, 30 Jahre). StAZH III Ao 2/2, Flugschrift „Platz für neue Ideen“, [1959].


Die Verbandszugehörigkeiten der Kandidierenden wurden ferner in diesen Zeiten der scharfen Kritik am Korporatismus ambivalent und sie konnten wegen diesen angegriffen werden. Einerseits begründeten Verbandszugehörigkeiten weiterhin politische Karrieren, andererseits wurden ausgeprägte Wirtschaftsvertreter zu einfachen Zielscheiben der Kritik, wie der Ständerat Fritz Honegger, Direktor der Zürcher Handelskammer. Bürgerliche Parteien versuchten nun also sich als Vertreter des Gemeinwohls und als unabhängig von der Wirtschaft darzustellen, wofür die Selbstbeschreibung der Liste der waadtländischen BGB typisch ist:

„des hommes et des femmes jeunes ou dans la force de l’âge, travailleurs éloignés de toute recherche de biens faciles, respectueux du bien d’autrui et ne cherchons pas à accaparer plus que ce que leur revient de droit, indépendants à l’égard de toute puissance d’argent et de tout groupe de pression, assumant des responsabilités dans leurs communes, dans leurs organisations professionnelles ou au sein de nos parlements cantonal et fédéral.“

Dabei blieb die Erweiterung des Repräsentationsangebotes auf Frauen bei vielen Wahlkampfmaterialien zum Beispiel bei der waadtländischen BGB erstaunlich unbetont. Zwar war es den Parteien durchwegs wichtig, dass Kandidatinne auf den Wahlkampfmaterialien rein visuell sichtbar wurden, um den Eindruck einer männerdominierten Partei aufzubrechen. Jedoch wurde die Weiblichkeit selten explizit als Wahltrumpf eingesetzt. Sogar die Kampagne für die

Ständeratskandidatin Doris Morf der Zürcher SP legte keinen starken Fokus auf ihre Weiblichkeit. Zwar argumentierte das Aktionskomitee Pro Doris Morf in den Ständerat in einem Wahlbrief, „auch als Vertreterin jener Hälfte unserer Bevölkerung, die ihre Rechte auf nationaler Ebene mit diesen Wahlen zum ersten Mal wahrnehmen kann“, sei ihre Kandidatur eine Herausforderung für die „im Finanzestablishment fest verwurzelten Standesherren“. In der Öffentlichkeit blieb ihre Kampagne aber vorwiegend geschlechtsneutral, wohl um zu vermeiden, von den Medien noch stärker als weiblicher Sonderfall abgestempelt zu werden. Ihr Wahlslogan, „die Vertreterin der untervertretenen Mehrheit“, wies somit nicht auf die Frauen hin, sondern auf „die Lohnabhängigen, die Mieter, die Rentner, die alleinstehenden Mütter, die entwurzelten Jugendlichen, die sozial Benachteiligen“. In späteren Jahren sollten Linksparteien aber vermehrt auf die Weiblichkeit als subversives repräsentatives Kapital setzen, wie die Zürcher PO CH 1983 mit ihrer Kandidatin Ingrid Schmid, die damit „den Kampf gegen die bisherige patriarchalische und konservative Politik des Ständerates“ antreten wollte.

**Mit der Kuh oder der Familie posieren**


290 SSA Ar 27.60.37, Brief des Komitees Pro Doris Morf, 6.10.1971.
291 SSA QS 37.5, Wahlzeitung der SP und des Gewerkschaftskartells des Kantons Zürich, Oktober 1971.
293 Zu vermeiden seien dabei Pickel, Schatten unter den Augen, ein schlecht rasierter Bart. ACV PP 985/9, Rundschreiben des Sekretariates der waadtländischen CVP an die Kandidierenden, 9.05.1983.
294 SSA QS 37.5, Flugschrift „In den Nationalrat Peter Spälti“, [1983].
Landwirt sich lächelnd neben seiner Kuh in Pose warf.295 Dadurch zeigte sich die Partei als
dotenständig, volksnah, und schlussendlich „normal“, dank der Kuh oder der zahlreichen
Familienangehörigen, die dafür mitposieren mussten. Die Sichtbarkeit der Familie schien nun vielen
Parteien ein einfaches Mittel, ihren Kandidierenden in Zeiten der Personalisierung, aber auch der
Politikverdrossenheit, eine neue Legitimität zu verleihen.296

Diese Modernisierung der Wahlkampfmaterialien liess die alten Darstellungsmodi aber keineswegs
verschwinden. Die noch stark männerdominierten Listen konnten immer noch die
Vertrauenswürdigkeit der aufgeführten Kandidierenden anpreisen, wobei Männlichkeit nach wie vor
als selbstverständliches politisches Kapital fungierte.297 Politische Kompetenz und politisches Kapital
der Bisherigen zählten zudem als logische Wahlargummente. Wähler wurden wieder aufgefordert, für
die „ehrenvolle Wiederwahl“ der Bisherigen zu sorgen, was zeigt, dass diese Vorstellung des
Wahlakts als stabilitäts- und legitimitätsstiftend noch weit verbreitet war.298 Die Zürcher FDP trieb
sogar den Aufwand, auf ihren Wahlkampfmaterialien ihre sieben bisherigen Nationalräte mittels zwei
unterschiedlicher, aber sehr ähnlich inszenierter Fotos zur Geltung zu bringen, auf welchen das
„bewährte Team“ im Gespräch an einem runden Tisch mit Elisabeth Kopp als einziger Frau genau in
der Mitte zu sehen war.299 Gewissermassen brachte die Verbreitung von Aktionskomitees den
bürgerlichen Kandidierenden noch mehr Prominenz: Auf der Flugschrift des Zürcher FDP-Kandidaten
Dieter von Schulthess wies die Liste seiner Unterstützenden eine proportional noch höhere Anzahl an
Trägern von Doktortiteln auf als auf der FDP-Liste selbst.300

Die neuen Arten, die Kandidierenden zu inszenieren, mischten sich ferner häufig mit der Betonung der
Bodenständigkeit und des Traditionsbewusstseins in ihren Biographien. Der Zürcher CVP-Kandidat

295 ACV PP 175/9, Broschüre „PRDV Lignes de force. Les radicaux force vive de notre canton“, [1983]. Diese
sogenannte „Action-Bilder“ hatten sich seit den 1970er Jahren etabliert. So schrieb 1971 der CVP-
Zentralsekretär an die Kandidierenden bezüglich des Wahkalenders: „Sie wissen, dass wir im Kalender keine
Passfotos bringen möchten, sondern sogenannte „Action-Bilder“, die den Kandidaten in einer Situation (Familie,
Arbeitsplatz, Hobby, etc.) zeigen.“ BAR J2.181 1987/52_72_626, Brief von Hans Niemetz an die
296 FDP-Ständeratskandidat Riccardo Jagmetti, der sich als besonders volksnah inszenieren wollte, präsentierte
sich, dass er auch aktuelles Wahlargument in der Schweiz und erinnert an
das in Abstimmungskämpfen häufig aufgebrachte Vorwurfswort. SSA QS
37.5, Flugschrift „Rico Jagmetti in den Ständerat“, [1983].
297 Wie die freisinnige Nouvelle Revue de Lausanne, die in Anlehnung an den Wahlslogan von François
Mitterrand zwei Jahre zuvor die „ruhige Stärke“ ihrer „Männer“ lobte (die Liste zählte 3 Frauen bei 17
Kandidierenden): „Notre démocratie ne peut fonctionner que dans la confiance. Notre parti le sait, lui qui est au
pouvoir depuis un siècle et demi bientôt. [...] Les radicaux ne seraient pas demeurés au pouvoir s’ils n’avaient su
gagner cette confiance par leurs actes, par leurs hommes.” Le congrès des radicaux vaudois aux Diablerets. Une
certaine „force tranquille“, in: Nouvelle Revue de Lausanne, 30.05.1983.
298 Die Weiterführung des Status Quo scheint somit ein konstantes Wahlargument in der Schweiz und erinnert an
das in Abstimmungskämpfen häufig aufgebrachte Vorwurfswort. SSA QS 37.5, Flugschrift „Wir brauchen
Ihre Mithilfe für eine ehrenvolle Wiederwahl von Nationalrat Silvio de Capitani“, [1983]; Flugschrift Dr. Josef
Landolt: „für einen bewährten Mann, der seine seriöse Politik schon mehrfach bewiesen hat“, [1983].
299 Ebd., FDP-Wahlzeitung „Klartext“, Oktober 1983; Broschüre „Haben sie zwei Minuten Zeit für die nächsten
300 Ebd., Flugschrift „Dieter von Schulthess unabhängig profiliert entschieden“, [1983].


Hingegen betonten Wahlkampfmaterialien der SP vorwiegend die erweiterte Repräsentativität ihrer Listen, nicht zuletzt, da sie für diese als Gesamtes warben, während Einzelpropaganda im Vergleich mit den Bürgerlichen rar blieb. Im Tessiner Wahlkampf von 1983 stellte somit der wiederantretende Nationalrat und Parteipräsident Dario Robbiani die jungen Gesichter seiner Liste in der Libera Stampa kurz vor dem Parteitag lobend vor: Durch die Präsenz von Frauen, Jugendlichen und Gewerkschaftlern verkörpere die Liste die Repräsentativität, aber auch die politische Einheit der Partei, die für den Schutz der Arbeitnehmer gegen die reaktionären Tendenzen stehe. Dabei verhalf diese bunte Zusammensetzung der Partei sich ein neues Image zu schaffen, nachdem sie bei den letzten Kantonswahlen durch interne Spannungen und den Wettbewerb durch die PSA gelitten hatte. Bei linken Kandidierenden und/oder bei Frauen liess sich zudem ein alternativer Darstellungsmodus bemerkbar: Während die starke Vernetzung mancher bürgerlicher (männlicher) Politiker mit der Wirtschaft oder mit der Armee immer deutlicher wurde, versuchten Kandidatinnen ihre Mängel in

---

301 Ebd., Flugschrift „Johannes Müller 2 x auf Ihre Liste“, [1983].
304 La lista per una politica, in: Libera Stampa, 11.06.1983.
In diesem Bereich positiv umzudeuten: Frauen würden sich „weniger nach Verwaltungs- und Verbandsinteressen ausrichten und [seien] näher beim täglichen Leben“, so der Grundton.305

Wie für Parteien insgesamt war dabei aber das Selbstlob der Volksnähe besonders allgegenwärtig im Wahlkampf von 1983, wobei die Frage der Unabhängigkeit der Kandidatinnen gegenüber Interessengruppen in der Regel verschwiegen wurde. Ganz auf der Linie des nationalen Wahlswissens „Taten statt Theorien“ warb die Wahlzeitung der Zürcher SVP folgender Massen für die zwei Listen der Partei:


Die Betonung der Volksnähe oder Volksverbundenheit prägte nun die Darstellung der représentation-mandat, während die Frage der représentation-figuration in ihrer Vielfalt durch die vereinheitlichen Referenz auf das „Volk“ in den Hintergrund trat. Mehr denn je bezweckte der Diskurs zur Volksnähe, die Grenze zwischen den eigenen Repräsentanten und den Repräsentierten symbolisch aufzulösen, während elitäre Züge der Repräsentation nur den anderen Parteien zugewiesen wurden.

4. Personalisierte Wahlkämpfe?


305 Wie wichtig sind eigentlich (mehr) Frauen im Parlament?, in: Tages-Anzeiger, 09.09.1983
306 SSA QS 37.5, Wahlzeitung SVP Zürich, [1983].
der Sphäre des Politischen auszugliedern“, was „mit der Konstruktion einer Differenz von Öffentlichkeit und Privatheit“ einhergehe. Die Forscher plädieren stattdessen dafür, Sach- und Personenpolitik nicht als strikte Gegensätze und stattdessen politische Personalisierung als einen relationalen Prozess zu verstehen.

**Personalisierung mit oder ohne Medien?**


**Kandidierendenwerbung zwischen Inseraten, Briefen und Wahlversammlungen**


---

310 Ebd., S. 466.
311 Aubert: Exposé des institutions politiques de la Suisse, 1978, S. 244.
Einzelkandidierende via Inserate mit Unterschriften von lokalen Persönlichkeiten warben – und somit der Logik der persönlichen Bekanntschaft als Empfehlung für die Wählenden Rechnung trugen. Die Grenze zwischen medialer Prominenz und persönlicher Bekantheit als zwei Formen von sozialem Kapital konnte sich als sehr fließend erweisen und sie ergänzten sich gut, wie ein Artikel im Bund 1983 über den Berner Wahlkampf berichtete:

„Friedrich Dürenmatt ist, wie er in einem Brief ausgewählte Wähler im Kanton Bern wissen lässt, für François Loeb […] Es werden viele Wählerbriefe verschickt in diesen Tagen. Und alle sollen dasselbe: gut Wetter machen für einen bestimmten Nationalratskandidaten. Weiss der Kukuck, woher die Absender all die Adressen haben, an die sie ihre mal nur schlicht vervielfältigen, mal mehrfarbig auf Hochglanzpapier gedruckten Werbeschreiben versenden. Da wird offenbar die hinterste und letzte Adressenkartei geplündert: Lehrer gelangen an ehemalige Schüler, Ärzte an ehemalige Patienten, Mitglieder von irgendwelchen Vereinen, Verbänden und sonstigen Organisationen an Mit-Mitglieder und deren Verwandte bis ins dritte und vierte Glied – was an persönlichen Beziehungen horizontal und vertikal vorhanden ist, wird ausgepresst bis zum Gehnichtmehr. Wählerkontakte schaffen, nennt man das. Und wenn die Wähler – wie jeden Abend in vielen Wirtshaussälern überprüfbar – schon nicht zum Kandidaten kommen mögen, dann hindert das letzteren natürlich nicht, es wenigstens umgekehrt zu versuchen (und sei es auch nur per Schreibbrief).“

Die Schärfe des persönlichen Wettbewerbs in einem durchaus politikverdrossenen Kontext liess sich auch bei der SP spüren, wenn auch ohne teure Personenwerbung. In der Zürcher SP, deren interne Krise bestehende Mandate bedrohte, versuchten die Kandidierende an Stelle von Inseratenkampagnen möglichst viel Gesicht zu zeigen und „drängelten […] sich, boten sich an, rangen um Termine“. Verkörperung der Politik als positive Entwicklung?

Während traditionelle, lokal verankerte Deutungsrahmen und Praktiken der Repräsentation sich mit der medientauglichen Werbung vermischten, veränderte sich das öffentliche Auftreten der Kandidierenden grundsätzlich durch den neuen Blick in ihr Privatleben via Fernsehreportagen, illustrierten Homestories und Hochglanzfotobroschüren der Parteien. Auch ihre Nagelprobe in den Fernsehdebatten trug durchaus zur Neupositionierung der PolitikerInnen gegenüber der Wählerschaft bei, wie der Journalist der Tribune de Lausanne Théo Bouchat über den Wahlkampf von 1971 urteilte:

„Alors qu’il y a quatre ans, les représentants des partis n’avaient pas véritablement été mis sur la sellette, les interrogatoires des candidats ont, ces dernières semaines, rencontré un intérêt certain. Il serait prétentieux de vouloir évaluer l’impact de ces émissions sur le public. Cependant, une double leçon apparaît déjà. 1) En visualisant les problèmes et les têtes politiques, la télévision a contribué à désacraliser l’auroreole qui, aux yeux de certains, entoure encore les élus du peuple. 2) En revanche, une difficulté demeure entière savoir celle du mariage entre des exigences aussi contraires que la personnalisation des débats (nécéssité TV)"

313 Mit Formulierungen wie „Wir kennen und unterstützen Ulrich Bremi als seine persönlichen und politischen Freunde“, SSA QS 37.5, Flugschrift Ulrich Bremi, [1983].
315 Der Sieg der Frauen. Wie es dazu kam, was daraus wird, in: Schweizer Illustrierte, 31.10.1983.
et l’absence de vedettariat qui découle du système de représentation proportionnelle et du style politique suisse“.316


**Personalisierung als Wahlkampfstrategie**


„Es genügt heute nicht mehr, einfach eine Parteiliste zu wählen. Man muss sich die einzelnen Kandidaten ansehen und von jedem prüfen, ob er wohl im Nationalrat etwas zu sagen hat. Die

---

318 STAZH WII 13.21, Propagandakommission, 21.05.1959.
Politik wird heute nämlich weniger von den Parteiprogrammen als von den Persönlichkeiten beeinflusst. Sie kann deshalb nur so gut sein wie die Personen, die sie machen."321

Diese öffentlich dargelegte Personalisierungsstrategie, welche auf die veränderten Präferenzen der Wähler antworten sollte, hatte auch die Organisation der Vorwahlen begründet: So konnten die Kandidierenden früher ins richtige Licht gerückt werden. Die Freisinnigen fanden sich in dieser Strategie nach den Wahlen bestätigt, da die Wahlstatistik noch einmal belegte, dass die Wähler (und besonders die Wählerinnen) „nicht mehr in erster Linie Parteien“ wählen würden.322 Auch die CVP erkannte ein Personalisierungsbedürfnis in der modernen, städtischen Politik und insbesondere für die anvisierten Weichselwählenden. Da die CVP-Bundesräte weniger populär waren als jene der FDP, baute die Partei folglich ein „Top Team“ für ihr Auftreten in den Medien sowie anlässlich von Wahlereignissen auf, dessen Mitglieder potentielle Bundesratskandidaten sein sollten – darunter der später tatsächlich gewählte Bundesrat Kurt Furgler.323


387
Popularität von Persönlichkeiten wie Hans-Peter Tschudi zu profitieren. Letzterer wehrte sich aber dagegen: Er befand, sein Name solle im Wahlmanifest weniger erwähnt werden.\textsuperscript{327}

Im Wahlkampf von 1983 schienen sowohl freisinnige als auch sozialdemokratische Bundesräte weniger Hemmungen als 1971 zu haben, die neue Polarisation zwischen ihren Parteien zu inszenieren.\textsuperscript{328} Die Medien trugen in diesem Wahlkampf unübersehbar dazu bei, die Persönlichkeit des kürzlich verstorbenen Willy Ritschard ins Zentrum der Wahlen zu stellen. In diesem polarisierten Kontext stellte die CVP noch stärker als 1971 einen Personalisierungsbedarf für ihre Partei fest: „Die vielfach beschworene Polarisation rührt auch daher, dass wir in der Mitte in dieser Beziehung vielleicht etwas zu wenig getan haben“.\textsuperscript{329} Es gelte deshalb, beginnend mit den damals angesehenen CVP-Bundesräten „Personen stärker ins Rampenlicht [zu] stellen […] und neue bewusst auf[zubauen].“\textsuperscript{330} Die Förderung von einigen prägnanten Parteipersönlichkeiten diente dabei der Polarisierung der programmatischen Positionierungen zwischen, aber auch innerhalb der Parteien: So zählte die FDP 1983 sowohl auf Befürworter der neuen neoliberalen Linie, wie Otto Fischer, als auch auf „grün“ gefärbte PolitikerInnen, wie Elisabeth Kopp.\textsuperscript{331} Ferner zeigt dieser letzte hier behandelte Wahlkampf, dass die Feuilletonisierung der Wahlkämpfe neue politische AkteurInnen beleuchtete, die vorher zwar mächtig sein konnten, aber nicht unbedingt im Vordergrund standen: die nationalen, aber auch kantonalen Parteipräsidierenden. Obwohl ihre Funktion noch weitgehend ehrenamtlich blieb, wurden sie nun eingeladen, ihre Wahlkampfstrategie zu diskutieren, wie der Zürcher SVP-Parteipräsident Christoph Blocher, welcher dieses mediale Interesse als Wahlkampfkulisse zu nutzen wusste.\textsuperscript{332}

\textit{Neue Köpfe im Rampenlicht}

Die neue, zunehmend medialisierte Personalisierung à la suisse bedeutete somit auch eine Vervielfältigung der prominenten Figuren in der Politik. Nicht von ungefähr nahmen Ständeratskandidaturen aller parteipolitischen Richtungen ab den 1960er Jahren zu. Neben dem Wunsch, die oft vorbestimmten Ständeratswahlen ein wenig mit Spannung aufzuladen, wurde auch klar, dass die Person des Ständeratskandidierenden dank der Aufmerksamkeit der Medien durchaus als Stimmenfang oder Lokomotive für die Nationalratswahlen dienen konnte. Besonders mit diesen Kandidaturen bemühten sich die Parteien, sich ein persönliches, menschliches Gesicht zu geben. Im

\textsuperscript{327} SSA Ar 1.110.61, Parteivorstand, 24.04.1971.
\textsuperscript{330} Ebd.
\textsuperscript{332} Der Holzschnitt-Politiker, in: Schweizer Illustrierte, 04.06.1983.


**Personalisierung als Trend und Stigma**

Diese zunehmende Betonung von etablierten oder originellen Parteipersönlichkeiten in der Öffentlichkeit trug gewiss auch zu einer gewissen Nationalisierung des politischen Lebens oder zumindest zu seiner Sprachregionalisierung bei. Gleichzeitig sollte die Verbindung zwischen Nationalisierung und Personalisierung nicht überschätzt werden, denn die Personalisierung der Politik betraf ebenso Exekutivwahlen auf kantonaler oder auch Gemeindeebene. Aber das spannendste Paradox der politischen Personalisierung Schweizer Art betrifft die Art und Weise, wie sie

---

336 Ebd., Inserate „Socialiste, pourquoi?“, [1971].
regelmässig als „unschweizerisch“ gedeutet wurde, wie im zitierten Artikel von Théo Bouchat sichtbar.\textsuperscript{338} Somit entwickelte sich parallel zur zunehmenden medialen Personalisierung eine Art negative Personalisierung als neues Deutungsmuster der eigenen Beständigkeit, Bescheidenheit, Kollegialität, sprich als Essen des Schweizerseins, in Abgrenzung zum personalisierten, amerikanisierten Gegner, wie sie bereits beim SP-Parteitag von 1983 gegen Christoph Blocher verwendet wurde.\textsuperscript{339} Diese „schweizerische“ Zurückhaltung bei der Personalisierung erklärt auch, weshalb manche Kandidierende bei ihrer Eigenwerbung das richtige Mass suchten, wie der Bund im Fall der Berner Wahlen berichtete:

„Ein gewisser Ehrgeiz“, meint Nationalrat Dr. Paul Günter, „darf man sicher haben und zeigen, aber nicht zuviel“. Auch Heinrich Schnyder, der sich zum dritten Mal einer Wiederwahl stellt, hat beobachtet, „dass gerade der Berner ein feines Gsgüri für das richtige Mass besitzt: wer mit seiner persönlichen Werbung eine bestimmte Schwelle überschreitet, wird bestraft, d.h. gestrichen.“\textsuperscript{340}

5. Zwischenfazit


\textsuperscript{338} Un scrutin d’une importance exceptionnelle, in: Tribune de Lausanne - Le Matin, 28.10.1971.
\textsuperscript{339} Vgl. Kap. 7.2.
latente Krisengefühl in der helvetischen Politik zu wies. Für alle Parteien erwies sich dabei die neue medialisierte Personalisierung durchaus als ein Ausweg aus der Krise, um sich ein neues Gesicht bei den Wählenden zu geben – und zugleich die anderen Parteien des Exzesses zu beschuldigen.


Dabei konnte dieses Kapitel für die früheren Jahrzehnte zeigen, dass Wahlkämpfe oftmals auch zu einem verborgenen Wettbewerb Anlass gaben: zwischen Kandidierenden, manchmal sogar innerhalb der gleichen Partei. Gerade auf dieser Ebene lief insbesondere in grossen Kantonen wie Zürich nämlich ein Wettbewerb – einschliesslich negative campaigning, welcher sich auf der zwischenparteilichen Ebene oft nur gedämpft ausdrückte, oder wie die NZZ zum Wahlkampf von 1959 schrieb:

„[Der leichte Rückgang der Wahlbeteiligung] mag mit dem ruhigen Wahlkampf, der weitgehend im Zeichen von Bestätigungsahlen stand, zusammenhängen. Am meisten Bewegung war denn auch dort zu erkennen, wo es um die Behauptung persönlicher Positionen, um die Erringung der Anwartschaft auf frei gewordene Sessel oder die begehrte Placierung in den ersten Rängen der Ersatzkandidaten ging.“341

In diesem Wettbewerb zwischen Kandidaten zeigte sich also sowohl der damals scharfe Kampf um politisches Kapital wie auch um politische Inhalte, welche im regulären Parteileben nur bedingt auftauchen konnten. So lassen sich beispielsweise die heftigen Kampagnen für und gegen SP-Kandidaten im Wahlkampf von 1959 deuten: einerseits als Ergebnis eines verschärften Wettbewerbs zwischen Kadern der Partei und den Gewerkschaften, andererseits als Ausdruck jener Spannungen um die Parteilinie, welche sonst in der Partei vertuscht wurden. Dieser personelle Charakter des Wettbewerbs blieb als Konstante auch in späteren Jahrzehnten bestehen, als die Wahlkämpfe parallel an zwischenparteilicher Konkurrenz gewannen. Auch 1983 sprach die NZZ von einem personellen Wahlkampf in Zürich, in welchem die Wahlversammlungen sowie die Materialschlacht der


\textsuperscript{342} Konturen des Nationalratswahlkampfes, in: Neue Zürcher Zeitung, 17.10.1983.
Kapitel 7. Mobilisieren: Den BürgerInnen begegnen

„Und Mann zu Mann nicht vergessen, ja nicht glauben, es sei wenig vornehmlich. ‘Dr Schwyzwer wott begrüesst si’. ‘Sis Stimmrecht soll ihm doch Möglichkeit gäh, bon seigneur zsi und dermit z’zeige, dass au ’höheri’ Herre, wie einzelni säge, uf si Stimm agwiese si‘.”


1. Parteifeste. MitläuferInnen vereinen und aktivieren

Im Vorfeld des Wahlkampfs versuchten die Kantonalparteien, mit Parteifesten eine Wahlkampfstimmung bei ihren Mitgliedern zu schaffen, seien diese Kandidierende, AktivistInnen

---

3 Wie Mazzoleni, Tognetti und Stanga in Bezug auf Tessiner „comizi“ ausführen, womit sie alle Formen von Wahlversammlungen bezeichnen. Ihre Ergebnisse bezüglich der kantonalen Wahlkämpfe der Nachkriegszeit zeigen, dass diese zwar im Laufe der Zeit an Bedeutung eingebüßt haben, sich aber dennoch durchgesetzt und an die neuen soziopolitischen Gegebenheiten angepasst haben (beispielsweise durch innovative, unterhaltsame Formate), Mazzoleni; Tognetti; Stanga: Comizi elettorali fra declino e trasformazione, 2004.
oder einfache Mitglieder. Um die Kohäsion und die Mobilisierung innerhalb der Partei sowie weiter im parteipolitischen Handlungssystem zu stärken, pflegten diese Feste eine gemeinsame Identität, wobei der Parteiwandel der Nachkriegsjahrzehnte zu grundsätzlichen Erneuerungen führte.

**Zwischen Zelebrierung der Parteiidentität und Unterhaltung**


---

4 In Anlehnung an Hobsbawm; Ranger: The Invention of Tradition, 1992.
5 BAR J2.181 1987/52_60_528, Brief der Zürcher CSP an das Sekretariat der Schweizer KVP, 21.02.1948.
8 ASTi 3.3.1 12.5.2, Brief des Präsidenten der konservativen Parteisektion von Giubiasco Vincenzo Jacomella an die Parteimitglieder bezüglich der Veranstaltung des 7.09.1947, 28.08.1947.


Als die politischen Auseinandersetzungen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten vielerorts abnahmen, nahmen solche Parteiversammlungen vor dem Wahlkampf dabei zunehmend die reine Funktion an, das Zusammenhaltsgefühl der Parteimitglieder und -anhänger zu stärken, beispielsweise durch unterhaltsame, feierliche Veranstaltungen. Die waadtländischen SP-Sektionen organisierten somit

¹¹ ACV PP 225/20, Brief der Lausanner SP an Parteimitglieder, 24.09.1959.

**Traditionen anpassen oder neu erfinden**


---

17 Vgl. SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 29./30.01.1983; Parteivorstand, 28.02.1983.
18 PA SVP VD 4.2, Comité directeur, 16.06.1983.

„Nul ne cherche ici camoufler à son accent. Au contraire. On le cultive avec délectation, on l’exhibe comme la preuve matérielle de son dévouement au pays. Un radical vaudois sans accent appuyé ne fait pas vraiment sérieux. Un radical vaudois sans complet-veston ne fait pas vraiment crédible. Il faut sans doute être très droite comme les libéraux, ou très gauche comme les alternatifs, pour oser porter une tenue légère par un après-midi ensoleillé. Jamais un radical n’y consentirait.“23

Der daran teilnehmende Präsident der Schweizer Partei, Yann Richter, habe sogar von seinem Sohn die Anweisung bekommen, den WaadtländerInnen „weder als Giscard für die Form… noch als Mitterrand für den Inhalt“24 zu erscheinen. In ihrem Auftreten pflegten also die Westschweizer Freisinnigen ein ernsthafte, kompetentes, zugleich bodenständiges und bescheidenes Auftreten.

19 ACV PP 985/23/1, Comité électoral, 10.03.1983; ACV PP 985/18, PDC Vaud: Journal d’information périodique du Parti démocrate-chrétien vaudois, Mai 1983.
22 ASTi FPC 01 63.2.2, Flugschrift „Serata politico-ricreativa“, [1983].


---

zwei Listen in den Nationalratswahlkampf zieht“.29 Symbolisch knüpfte das Schiessen an die lange Tradition von Schiessfesten an und bot zudem ein „kleines Volksfest“ mit der Band „Alte Garde“ und den Majoretten der Stadtmusik.30 Klar politisch wurde es immerhin, als der Stadtparteipräsident Felix Matthys in seiner Rede die Unterstützung der Partei für den bewaffneten Bürger und somit für die bewaffnete Neutralität betonte.


Politisch wurde die Versammlung besonders bei einem humoristischen Wortgefecht zwischen Nationalratskandidierenden, welches sich besonders heftig gegen die bürgerliche Linie des „Weniger Staat“ wendete. Dabei wurden dieses Fest sowie jene der Waadtländer FDP, Liberalen und Schweizer Grünen, die am gleichen Wochenende stattfanden, umso deutlicher zum integralen Bestandteil des Wahlkampfs, als sie nun auch in den Medien als Ereignis erschienen.33


Parteikongresse gelten in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion als Musterbeispiel für politische Rituale und fungieren dabei oft als langweilige Ereignisse, als Aufzeichnungskammer ohne richtige politische Bedeutung.34 Ihr ritueller Charakter kann aber komplexe Prozesse der Entscheidungsfindung und der Mobilisierung für den Wahlkampf inner- und ausserhalb der Parteien einerseits ermöglichen, andererseits aber auch verhüllen. Durch ihre Regularität und ihren oft streng festgelegten Ablauf ermöglichen Parteitage einerseits das Vereinen von ParteiaktivistInnen um eine regelrechte politische Liturgie, die von hochkodifizierten Aussagen wie jener zur Eröffnung des Parteitages und zur Begrüssung der kantonalen oder lokalen Partei des Ortes, bis hin zu symbolischen kollektiven Handlungen, wie dem Gedenken an verstorbene ParteigenossInnen, Gebeten bei den

29 PA SVP ZH PK, Grosserfolg für das 1. SVP-Schiessen, 4.10.1983.
31 Jarrassé: La Fête de la rose, 2013.
33 Zigzags à travers les kermesses des partis. La piste aux étoiles, 1983.
konfessionellen oder dem Singen der Internationalen bei linken Parteien reichen kann. Insofern lässt die fixe Organisation der Parteitage, beginnend mit der vorherigen Vereinbarung einer Traktandenliste, tatsächlich wenig Platz für Veränderungen oder ungeplante, unerwünschte Stellungnahmen. Andererseits bedingt die Medialisierung dieses Ereignisses eine Öffnung nach aussen, zu den abwesenden Parteimitgliedern oder AnhängerInnen, aber auch zu den WählerInnen anderer Parteien. Gerade die Öffnung nach aussen mag auch ungeplante Abweichungen ermöglichen.35

**Den Kampf vorbereiten**


---


Der militärische Wortschatz prägte dabei seine ganze Rede und verhalf jedem Akteur der Partei eine genaue Rolle zuzuordnen:

„Die Organe der Schweizerischen Konservativen Volkspartei, das Zentralkomitee und der Parteitag haben den Kriegsplan zu entwerfen, die kantonalen Parteien mit dem nötigen Rüstzeug zu versehen, die Höhenfeuer anzuzünden, zum Zeichen, dass der Kampf begonnen [hat] und schliesslich den durchschlagenden Angriffsbefehl zu erteilen."


Auch bei der SP diente der Basler Parteitag von August 1947 als Auftakt des Wahlkampfs. Als ordentlicher Parteitag waren zwar parteiinterne Geschäfte auf der Traktandenliste vorgesehen, welche jedoch von den Parteieliten so gestaltet wurde, dass die Delegierten der Sektionen zusätzlich Resolutionen zum Wahlkampf und zur Rekrutierung von Mitgliedern annehmen sollten, die dann am nächsten Tag in der Parteipresse erschienen. Die Eröffnungsrede des Parteipräsidenten Oprecht wies ebenfalls militärische Töne auf, als er die Teilnehmer beispielsweise dazu aufrief, „den Kampf aus dialektischer Notwendigkeit heraus gegen das Bürgertum“ zu führen. Dabei war es der SP besonders wichtig, nach aussen und innen ihre Geschlossenheit zu beweisen: Wie Oprecht „den Bürgerlichen“ versicherte, „die Partei war noch selten so geschlossen wie heute“. Noch mehr als bei der KVP wurden zudem die Parteiidentität und die Verbindungen zum breiten Handlungssystem zelebriert: Der Parteitag fand ausgerechnet in einem Volkshaus statt, ein historischer Versammlungs- und Mobilisierungsort für die Arbeiterbewegung in der Schweiz wie in anderen Ländern. Zudem unterstrich der Präsident der Basler SP in seiner Willkommensrede die Bedeutung der Stadt Basel in

46 SSA Ar 1.116.15, Parteitag, 30./31.08.1947, S. 32f.
49 Ebd., S. 43.
50 Ebd., S. 30.
51 Ebd., S. 27.
52 Ebd., S. 46.
53 Ebd., S. 28.


„Der Bundesstaat, der 1848 als Frucht eines Bürgerkrieges entstanden ist, hat den gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den Kantonen ein Ende gesetzt, und den äusseren Frieden durch ein Jahrhundert der grössten Umwälzungen geschützt, das Ansehen der Eidgenossenschaft in der Welt wieder hergestellt und ihr die Kraft gegeben, den eigenen Weg zu gehen und gerade dadurch ihr Bestes für die Menschheit zu leisten. […] Der grösteste Triumph aber des die Schweiz erneuernden Freisinns liegt darin, dass die Leitgedanken, die er damals stürmisch zum Sieg geführt hat, Gemeingut der Eidgenossen geworden sind… Das Schweizervolk steht in seiner liberalen Grundhaltung weithin fast allein, und wir haben in unserem Lande selber gegen einen erstickenden Kollektivismus zu kämpfen.“


54 Ebd., Antrag Zürich 4, S. 5.
57 Ebd.
Zwischen Reform und Kontinuität


---

\(^{59}\) Vgl. Kap. 3.3., Fn. 239.
\(^{60}\) SSA Ar 1.116.16, Parteitag, 27./28.06.1959, S. 132.
\(^{61}\) Ebd., S. 118ff.
\(^{62}\) Au congrès du Parti socialiste suisse de Winterthour, in: La Sentinelle, 30.06.1959.
in Hinblick auf den Wahlkampf die neu proklamierte Offenheit der SP in Richtung breiterer Wählerschichten weiter zu tragen.63


Trotz Öffnungszeichen blieb dabei weiterhin die Inszenierung der parteiinternen Geschlossenheit im Vordergrund, von den Stammlanden bis zu den Diasporakantonen: So organisierte Rosenberg selbst die Voten in der Diskussionszeit, welche dann auch die Stimmen aller Kantone vertraten und sich positiv zur Kampagnenlinie äusserten.69 Der aus dem Bundesrat abtretenden Philipp Etter lobte in seiner Rede zudem zwar die christliche Demokratie, unterstrich aber auch die Kontinuität der KCVP-Weltanschauung: Die Partei brauche „keinen neuen Standort zu bestimmen, unsere politische

66 Protestantische Persönlichkeiten bestritten unter den vielen Reaktionen zu diesem Parteitag die Richtigkeit dieser Angabe: Es habe kein Sondergottesdienst für Protestanten an diesem Parteitag stattgefunden, was sich darin zeigen würde, dass nur 15 Minuten zwischen dem protestantischen Gottesdienst und der Parteitagseröffnung vorgesehen waren. Dr. Kurt Sidler, Kirchgemeindepräsident, Richtigstellung, in: Luzerner Tagblatt, 17.09.1959.
68 Ebd.

Transparente Parteidemokratie?


72 Die Konkretisierung der „Zielsetzungen 71“. Der Parteitag der Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz im Wallis, in: Neue Zürcher Zeitung, 17.05.1971.
welcher die Geschlossenheit der Partei zeigen sollte.74 Dabei stellte sich die Herausforderung, gleichzeitig die parteiinterne Demokratie am Leben zu halten, welche viele ParteiaktivistInnen trotz der Möglichkeit einer schädlichen medialen Berichterstattung wie beim Bieler Parteitag von 1970 für wichtig hielten.75 Der Präsident Arthur Schmid begrüsste in diesem Sinne die 27 Vertreter der Medien folgendermassen: „Ihre Anwesenheit ist uns deshalb besonders wertvoll, weil wir der Meinung sind, dass die demokratische Willensbildung in unserer Partei nicht hinter geschlossenen Türen erfolgen soll, sondern offen dargelegt werden darf“.76 Die Parteikader konnten dabei einige Kritik und intensive Debatten nicht vermeiden. Die Sektion Zürich 4 kritisierte das Annahmeverfahren für das Wahlmanifest und verlangte eine „wirklich demokratische Meinungsbildung“.77 Die Vorverschiebung der Diskussion über dieses wurde auch vom Fernsehbericht zum Parteitag als „erster Sieg der SP-Jungtürken“ gedeutet.78 Auch wenn der Parteitag sich auf kleine Veränderungen oder Ergänzungen einigen konnte, sorgte die darin vorgesehene Stellungnahme zugunsten einer Eingrenzung der GastarbeiterInnen in der Schweiz für Empörungen bei manchen Delegierten, worauf Schmid zum Realismus aufrief.79 Trotzdem hatte der Parteitag vielfältige Identifikationsmomente für die Delegierte aller Generationen vorgesehen. Es nahmen zwar traditionelle Gäste der Arbeiterbewegung teil, trotzdem wurde als Bindeglied zum sozialdemokratischen Erbe weniger die langjährigen Kämpfe der Arbeiterbewegung als die Geschichte des Kampfs für das Universalstimmrecht in Erinnerung gerufen, welches die SP 1912 als erste Partei in der Schweiz unterstützt hatte. Die erste österreichische Ministerin, Hertha Finberg von der SPÖ, knüpfte ebenfalls an diesen langjährigen Kampf an und versicherte den Schweizer SozialdemokratInnen, dass die politische Beteiligung der Schweizerinnen sich insgesamt nur positiv auswirken könne.80 Sie verschwieg dabei die Herausforderungen des österreichischen Weges zur politischen Gleichberechtigung nicht, sodass ihre Rede bezüglich der neuen Herausforderungen besonderen Anklang bei den SP-Frauen fand: Sie hatten sich vergeblich für eine eigene Referentin am Parteitag eingesetzt und bekamen allesamt einen geringen Platz in der Wahlkampagne zugewiesen.81 Für am meisten Aufsehen bei den Delegierten sowie bei den Medien sorgte aber das Auftreten des deutschen Schriftstellers Günter Grass, der in seiner Rede brisante Themen, wie die Notwendigkeit eines transnationalen Umweltschutzes und die Forderung nach Mitbestimmung am Arbeitsplatz, ansprach. Damit sicherte sich die Partei auch eine öffentliche

74 SSA Ar 1.110.61, Zentralvorstand, 3.04.1971.
76 SSA Ar 1.116.6, Parteitag, 15.05.1971, S. 30f.
77 Ebd., S. 24.
78 FARO-Datenbank, Landesparteitag der SP, Antenne, SF, 17.05.1971.
79 SSA Ar 1.116.6, Parteitag, 15.05.1971, S. 91ff.
80 Ebd., S. 65ff.
81 SSA Ar 1.117.14, Zentrale Frauenkommission, 28.08.1971.
Persönlichkeit, die zugleich ausserhalb der traditionellen Parteilinien stand und Weggefährte Willy Brandts war, was dem SP-Parteitag eine Prise Prominenz und Modernität verlieh.\textsuperscript{82}

\textit{Themensetzung und Kulturkampf am Parteitag}


\textsuperscript{82} Wahlmanifest mit neuen Akzenten. Parteitag der Sozialdemokraten in Freiburg, in: Neue Zürcher Zeitung, 17.05.1971; Sozialdemokraten: Sozialdemokraten: Es weht ein schärferer Wind, in: Tages-Anzeiger, 16.05.1971.
\textsuperscript{84} Delegiertenversammlung am 6.05.1983, Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz: Die Arbeit der Freisinnig-Demokratischen Partei der Schweiz, 1984, S. 42f.
\textsuperscript{85} Cassidy; Loser: Der Fall FDP, S. 37.
\textsuperscript{86} StAZH WII 13.493, Flugblatt „Aufruf zur Teilnahme an der Wahlkundgebung der Freisinnig-Demokratischen Partei der Schweiz am 10. September in Burgdorf“, [1983].
\textsuperscript{87} Ebd.
foulards, cravates, briquets et nombreux autres colifichets.“88 Mit 1000 Teilnehmenden verfehlte die FDP ihr Ziel von 1500 TeilnehmerInnen jedoch deutlich. Dabei hatte beispielsweise die Zürcher Kantonalpartei ihre Nationalratskandierenden eindringlich gebeten, sich mit Familie und Bekannten anzumelden: „Da Presse und Fernsehen an dieser Veranstaltung anwesend sein und sicherlich Vergleiche mit der gleichentags stattfindenden Wahlkundgebung der SPS anstellen werden, ist eine starke Präsenz der Freisinnigen eine Notwendigkeit“.89 Denn obwohl die Veranstaltung als FDP-Offensive fungierte, war sie zunächst im Rahmen einer Reaktionsstrategie gegenüber der Linken konzipiert worden. Das Kampagnenkonzept sah nämlich Veranstaltungen kultureller Art als „öffentliches Gegengewicht zur Alternativkultur“ vor und so präsentierte die Kundgebung in Brunnen ein eindrückliches Unterhaltungsprogramm mit vielfältigen Gruppen, von der Walliser freisinnigen Union de Vétroz bis zur Frist Harmonic Brass Band. Auch die Reden nahmen defensive Töne an, als beispielsweise Bundesrat Friedrich die unfriedlichen Methoden der pazifistischen Bewegung denunzierte, um die Schliessung der Nowosti-Agentur zu rechtfertigen.


89 StAZH WII 13.470, Brief der Zürcher FDP an Nationalratskandidierende, 1.09.1983.
91 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 29/30.01.1983.
92 SSA Ar 1.110.74, Geschäftsleitung, 8.04.1983.

Dabei stiess sich aber gerade die Forderung nach einer demokratischen Willensbildung auch innerhalb der SP an der Gestaltung dieses Wahlparteitages und so kritisierte eine Basler Sektion die sinnlosen Gruppendiskussionen, „ein Politseminar zur Verbreitung [des] Programmes“, welches vom Parteivorstand im Voraus genehmigt wurde und die Presse sogar vor den Delegierten erhalten hatte.

Tatsächlich hatten die Parteikader den Parteitag in Hinblick auf seine Medialisierung und seine mögliche Wirkung auf das Wahlergebnis geplant, was Hubacher sehr offen zugab: „Der Parteivorstand hat anfangs dieses Jahres beschlossen, den Wahlparteitag […] jetzt im September anzusetzen, weil alle Meinungsumfragen und Überlegungen dazu geführt haben, dass die Wirkung vor den Sommerferien verloren geht. Die Leute haben die Ferien im Kopf und nicht die Wahlen."

In der Roten Revue hatte Hubacher 1979 seine Sichtweise zum Parteitag noch deutlicher erklärt:

„Parteitage erscheinen oft den einen als politische Folklore, denen, welchen die Beschlüsse nicht passen, als basisfremde Meetings. Ein Parteitag ist ein Schaufenster. Dahinter treffen sich die Aktivisten der Partei. Ein Parteitag ist kein Gottesdienst, der zelebriert wird, sondern ein Stück Öffentlichkeitsarbeit."

So ist auch die Lancierung der Umweltinitiative der SP an diesem gleichen Parteitag zu verstehen: zugleich als verbindende, mobilisierende Handlung für die AktivistInnen und als medienwirksames Ereignis. Dies wurde danach durch die mediale Berichterstattung auch bestätigt. Ebenfalls im Sinne einer Wahlkampfeinstimmung gestalteten sich die Reden der Parteipersönlichkeiten: Während der Bundesrat Pierre Aubert die Bedeutung der Geschlossenheit unterstrich und seinen Optimismus trotz der schwierigen politischen Lage kundtat, führten andere Redner Angriffe gegen die anderen Parteien, so Hubacher gegen Friedrich („Rosstäuscher“ und „bürgerlicher Stalinist“), oder der Berner Richard Müller gegen das „einfältige Einmaleins bürgerlicher Raubbaupolitik, für dessen wählergerechte Illustration der Christoph Blocher offenbar vom lieben Gott persönlich einen Elektronensprecher

98 Ebd.
geschenkt bekommen hat“.100 Wie der gesamte Wahlkampf boten sich somit die Parteitagsbühnen zunehmend als mediale Plattform für die Polarisierung zwischen links und rechts an.

Damit lässt sich feststellen, wie Wahlkongresse der Parteien zu regelrechten medialen Ereignissen im Hinblick auf den Wahlkampf geworden sind, wenn nicht sogar zu Massendemonstrationen. Die CVP und vor allem die SP, die eine alte Parteitagskultur als Moment der internen Einigung, zum Teil auch der internen Debatte hatten, mussten im Laufe der Zeit in der Gestaltung dieser Ereignisse sowohl die Veränderungen ihres Handlungssystems als auch die mögliche Wirkung der medialen Berichterstattung berücksichtigen. Die Schweizer FDP und die SVP ihrerseits schufen sich nationale Kampagnenereignisse, mit denen sie ihre Kraft beweisen oder zumindest ihre Kampagnen lancieren konnten.

3. Canvassing und Strassenaktionen. Der Wahlkampf im Alltag

Die Wahlkampfpraxis des canvassings, mit welcher die Politik ins Alltagsleben bis in die Privatsphäre der BürgerInnen hineindrängt, hat in den letzten Jahren erneut Aufmerksamkeit erhalten, als sie insbesondere 2008 als Grund des rasanten Erfolgs Barack Obamas bei den US-amerikanischen Vorwahlen der Demokraten gesehen wurde. Dabei hatte Barack Obama aber keine neue Methode erfunden, wie die ehemalige SP-Sekretärin Ruth Straubhaar in einem Interview mit der Autorin betonte.101 Es ist bezüglich der Pflege der Parteigeschichte nicht unbedeutend, dass gerade die SP anlässlich des Wahlkampfes 2015 einen Rückblick auf ihre Wahlkämpfe der 1930er Jahre veröffentlichte, um die Tradition ihrer „Basisaktion“ zu unterstreichen.102

Die „Propaganda von Mann zu Mann“


101 Gespräch mit Ruth Straubhaar, 29.01.2013.
103 SSA Ar 1.230.6, Brief des SP-Zentralsekretariates an die Sektionen, 5.09.1959.
durch die persönliche Verbreitung der Wahrheit und der Tatsachen zu unseren Gunsten wenden. Du kannst es, wir alle zusammen können es.«\(^{104}\) Konkret bedeutete dies, dass die SP öfter als die anderen Parteien auf die Verteilung ihrer Flugschriften per Post zu Gunsten grosser, kostenloser Verteilaktionen ihrer Sektionen verzichtete.\(^{105}\) Für eine Partei mit begrenzten externen Finanzquellen war zudem die dauerhafte Pflege der Basis ein wichtiges Mittel zur Sicherung ihres Erfolgs durch das Einsammeln der Beiträge und den Verkauf von Zeitungsabonnementen. Beim Wahlkampf von 1959 hielt das SP-Sekretariat in diesem Sinn die Sektionen dazu an, den Verkauf von Kampffondsmarken als Anlass für Werbegespräche für den Wahlkampf bei Mitgliedern, aber auch „Gewerkschaftlern, Vereinskameraden usw.“ zu nutzen.\(^{106}\) In jenem Jahr nahm das canvassing ferner eine zusätzliche Dimension an, als die SP sich zum Beispiel zur heiklen Frage des Mieterpreisschutzes im Wahlkampf positionieren wollte: Der Sekretär Fritz Escher bestärkte die Sektionen darin, Arbeiter und Angestellte in ihren Wohnungen zu besuchen und „den Mietern klar zu machen, dass eine neue Teuerungswelle nur durch die Verstärkung der sozialdemokratischen Fraktion im Nationalrat verhindert werden kann.«\(^{107}\) Ebenfalls eignete sich das Sammeln von Unterschriften für laufende Initiativen als gutes Mittel für die „propaganda spicciola“, wie die Tessiner SP ihren Sektionen empfahl.\(^{108}\)

Im Vergleich dazu hatten die Freisinnigen mit einem Mangel an einsatzbereiten Vertrauensleuten zu kämpfen. Ein Dokument der Mutterpartei von 1946 betonte aber den Wert der „organisierten Flüsterpropaganda von Mann zu Mann“, wie die anderen Parteien es praktizierten.\(^{109}\) Bei dieser könne man sich „die Erfahrungen und Erkenntnis der aus der Kriegszeit bekannten Gerüchtemacherei zu eigen machen“.\(^{110}\) Damit knüpfte die Partei direkt an die Praxis der „Tatsachenvermittlung“ des Armeedienstes „Heer und Haus“ an, welche eigentlich gerade auf die Bekämpfung von Gerüchten abzielte.\(^{111}\) Hier zeigt sich auch, wie die Herangehensweise der Schweizer Parteien an die politische Kommunikation 1947 noch stark mit der Erfahrung der Kriegspropaganda verbunden war.

Der grösste Unterschied zwischen den drei bürgerlichen Parteien und der SP war aber die mangelnde Koordination des canvassings auf eidgenössischer Ebene bei Ersteren, was eine zentralisierte Mobilisierung der Basis unmöglich machte. Dabei sind die sehr genauen Kenntnisse der Tessiner Kantonalparteien über ihre Anhänger ein Indiz dafür, dass die lokalen Aktivisten regelmässig mit ihren Kontakt aufnahmen und sie vor den Wahlen an ihre Wahlpflicht erinnerten. Die Konservative Partei versuchte diese „Kapillararbeit“ für den Wahlkampf von 1959 zu systematisieren und sendete

\(^{105}\) SSA Ar 27.10.32, Parteivorstand 6.09.1947.
\(^{106}\) SSA Ar 1.230.6, Brief des SP-Zentralsekretariates an die Sektionen, 5.09.1959.
\(^{107}\) Ebd.
\(^{108}\) ASTi FPC 01 62.2.1, Brief des Tessiner SP-Sekretariates an die Sektionen, 30.09.1959.
\(^{109}\) BAR J2.322-01 2009/263_362, Generalsekretariat: Grundsätzliche Bemerkungen zur Werbung, [1945].
\(^{110}\) Ebd.

Das Canvassing als durchdachte Praxis

Im Kontext des Wahlkampfs von 1971 war das canvassing deshalb zugleich unabdingbar und noch weniger selbstverständlich als zuvor. Ein Teil der Wahlkampfkonzepte, auch von Werbeberatern verfasste, setzten weiterhin viel Gewicht auf diese Mobilisierungspraxis, die laut einem CVP-

112 ASTi 3.3.1 56.3.1, Briefe Amedeo Boffa an die Sektionspräsidenten 10.10.59, 15.10.59. Diese Praxis des kollektiven Ausfüllens der Wahlzettel war eigentlich nicht gestattet und die Partei erinnerte die Sektionen daran, dabei unterschiedliche Schriften zu verwenden.
114 Ebd., S. 65.
115 Ebd.
116 Ebd., S. 67.
117 Es gehe beim Engagement in der Partei, „nicht um eine Ehre, sondern eine Aufgabe zu übernehmen und dann auch männlich zu erfüllen.“ Ebd., S. 64.
118 Gruner; Siegenthaler: Die Wahlen in die eidgenössischen Räte, 1964, S. 119.

Ein ähnliches Ziel der persönlichen Kontaktnahme mit (Neu-)WählerInnen prägten die canvassing-Richtlinien der CVP für 1971, die nun auch auf nationaler Ebene die Hausbesuche im Wahlkampf mittels einer genauen Arbeitsaufteilung und zeitlichen Eingrenzung zu rationalisieren versuchte. Sie empfahl den LokalaktivistInnen, bei diesem „Hausbesuchen“ nicht planlos vorzugehen, sondern im Voraus eine Liste der wichtigsten und machbaren Besuche zu machen, mit folgenden Schwerpunkten:

„wo Sie am wenigsten bekannt sind (so weit Sie darüber Informationen haben)
wo die meisten Wechselwähler und Nichtwähler wohnen
wo Sie eine Veranstaltung abgehalten haben oder planen
wo Sie die kürzesten Wege von Haus zu Haus haben
wo Sie nicht andern CVP-Kandidaten in die Quere kommen.“


123 Ebd.
124 Ebd.
vielen Frauen, die an die Türe kommen, ein erstes Misstrauen abgebaut.“

Ferner sollten Kurzbesuche in Schwerpunktgebieten – insbesondere Neubausiedlungen – der Bekanntheit der Kandidierenden dienen. Dieser verbreitete Fokus auf NeubewohnerInnen verdeutlicht, wie sehr diese Wählergruppe den Parteien wichtig war und wie es ihnen mit dem canvassing nun weniger um die (Re-)Aktivierung einer parteipolitischen Weltanschauung und Zugehörigkeit, sondern vermehrt um den (Neu-)Aufbau eines Vertrauensverhältnisses mit der Partei und ihren Kandidierenden ging.

**Die Wähler im Alltag erreichen**


Einen neuen Trend im Wahlkampf von 1971 bildeten tatsächlich Parteiausfahrten, die es ermöglichten, die Aufmerksamkeit der WählerInnen und der Medien auf neue Art zu erheischen: Parteikader, Kandidierende und einfache AktivistInnen machten sich mit Bus, Bahn, oder Schiff auf den Weg und

125 Ebd.
126 Die Richtlinien geben für diese Kurzbesuche auch sehr praktische Warnhinweise: „Nur wenn es sich gar nicht vermeiden lässt, in die Wohnung hineingehen! Das kostet viel Zeit! Wenn sich das Betreten der Wohnung überhaupt nicht vermeiden lässt, nehmen Sie keinen Alkohol an! Das schwächt Ihre Konzentrationsfähigkeit und kostet Zeit und die nächsten Besuchten riechen Ihre ‘Fahne’“. Ebd.
127 ACV PP 552/208, Brief der waadtländischen FDP an die lokalen Propagandaverantwortliche, 12.08.1971.
128 Ebd., o.A.: Calendrier des manifestations radicales à Lausanne, [1971].
130 Ebd.

Ferner bot sich das Telefon zunehmend als neues Mittel an, um zwar einen persönlichen Kontakt mit den WählerInnen aufzunehmen, ohne aber physisch in ihre Privatsphäre einzudringen. Als am wenigsten aufdringliches Mittel boten manche Parteien eine Hotline an, falls die BürgerInnen selbst den Kontakt mit der Partei oder mit den Kandidierenden suchten.\textsuperscript{136} Hotlines konnten den WählerInnen auch einen unterhaltsamen Inhalt bieten, um das Partei-Image aufzubessern: So schaltete die Zürcher FDP 1971 in der letzten Wahlkampfwoche eine telefonische Linie auf mit „drei Minuten politischem Schmunzeln“ dank einem Bulletin der bekannten Schauspieler Jörg Schneider und Ueli Beck.\textsuperscript{137} Manche Parteien organisierten aber auch grossangelegte Telefon-Aktionen, um ihre Mitglieder oder AnhängerInnen zu Hause anzurufen und auf diesem Weg an die Wahl zu erinnern. In ihren Richtlinien

\textsuperscript{131} SSA Ar 27.60.37, o.A.: Fahrplan SP-Informationsbus, [1971].
\textsuperscript{132} Eine Velo-Stafette mit Hedi Lang, Otto Nauer und den SP-Nationalratskandidaten. SP strampelt für die Umwelt, in: Volksrecht, 5.10.1983.
\textsuperscript{133} 200 Sozialdemokraten mit dem Velo unterwegs, in: Tages-Anzeiger, 5.10.1983.
\textsuperscript{134} 27.600.14, Flugschrift „Sternwanderung nach Eglisau“, [1983].
\textsuperscript{135} BAR J2.181 1987/52_74_636, Flugschrift „Progresso, liberta, rinnovamento vota liberale radicale“, [1971].
für die „SP-Telefonfrauen“ empfahl die SP des Bezirkes Horgen sich zwar sofort als der SP zugehörig zu erkennen zu geben, aber die angerufenen Frauen zunächst darüber zu befragen, ob sie wählen würden und ob sie Hilfe mit den Wahlunterlagen benötigten. Wie auch bei der „Hausagitation“ der Zürcher Christlichsozialen von 1947 zielten diese Richtlinien wohl darauf, Wählende nicht mit einer zu starken Intrusion der Politik in ihre Intimität abzuschrecken.\footnote{SSA 27.600.14, o.A.: SP-Telefon-Frauen des Bezirkes Horgens, 12.10.1983}

Wahlkreisen, wo die katholischen Wähler wohnen“.

Für ihn lohne es sich für die CVP nämlich vorwiegend, katholische Wähler und CVP-Sympathisanten durch Aktivistinnen und „Meinungsführer“ zu erreichen und für die Wahlen zu mobilisieren. Wenn die Mittel dafür je nach Parteikultur, finanziellen und menschlichen Ressourcen variierten, ging es dabei sowohl der FDP als auch der CVP bei der alltäglichen Kontaktaufnahme mit Wählenden darum, ihre Volksnähe auf eindrückliche bzw. bescheidene Art zu beweisen. Dass solche Aktionen immer mehr mediale Berichterstattung erhielten, zeigt, wie das canvassing als klassische Form der Wahlmobilisierung sich seit den 1940er Jahren erneuert hatte.

4. Wahlversammlungen: Zwischen Aufklärung, Machtdemonstration und Debatte


„Hervorragende“ Referate und „anhaltende Aufmerksamkeit“


144 Ebd.
145 Ebd.
nannte.\textsuperscript{148} Geplant war ferner, diese \textit{comizi} als Demonstration der Stärke zu inszenieren, indem sie dafür ihre Vertrauensleute mit militärisch formulierten Appellen mobilisierten. Eine Veranstaltung in Lugano bei der Padiglione della Fiera Svizzera (Messehalle) soll sogar 1400 Delegierte der Partei versammelt haben.\textsuperscript{149} Solche Veranstaltungen ähnelten diesbezüglich den kantonalen Wahlparteitagen, bei denen Kandidierende akklamiert und Stärke demonstriert wurde.


Der ritualisierte Eindruck, den diese Versammlungen erweckten, stammte ferner von den wiederkehrenden Merkmalen in ihrer Gestaltung. Sie fanden oft an ähnlichen Orten statt, seien es parteispezifische Orte wie der Cercle démocratique für die Freisinnigen in Lausanne oder die Volkshäuser und Arbeitervereine für die Sozialdemokraten, aber auch neutrale Orte, wie Cafés, Gaststätten, Gemeinderäume oder sogar Pfarreisäle. Wichtig war es vor allem, in möglichst vielen Gemeinden, auch ausserhalb der Hochburgen, Gesicht zu zeigen. So organisierten die Tessiner Sozialdemokraten zwei Versammlungen am gleichen Sonntag in der Valle Maggia mit dem Spitzenkandidaten ihrer Nationalratsliste und Chefredaktor der \textit{Libera Stampa}, Piero Pellegrini, am

\textsuperscript{148} BAR J2.181 1987/52_60_528, Brief von Amedeo Boffa an Martin Rosenberg, 30.01.1948.
\textsuperscript{149} Ebd.
\textsuperscript{151} ASTI FPC 01 61.2.4, Flugschrift „Comizio pubblico, 23.10.1947“, [1947].
\textsuperscript{152} PA CVP ZH W 1947, Flugschrift des Vorstandes Dietikon für eine Wahlversammlung, [1947].


Das anwesende Publikum und besonders die Parteimitglieder oder -anhänger, die die Mehrheit ausmachten, erfüllte eine doppelte Funktion: erstens den Saal zu füllen, um einen guten Eindruck der Partei zu vermitteln, und wenn möglich weniger vertretene Gesellschaftsgruppen gut in der Politik zu repräsentieren, so bei den Lausannern Freisinnigen 1947 („Salle absolument comble vendredi soir

153 ASTi FPC 01 61.2.4, Brief des Tessiner SP-Sekretariates an die Sympathisanten und Mitglieder der Valle Maggia, [1947].
pour l'assemblée publique des radicaux de Lausanne, aux 22 Cantons. Beaucoup de jeunes, nombre de dames*). 159 Zweitens sollten die Zuhörer durch ihre – schweigende – Zustimmung zur Legitimität der Referenten und der Partei beitragen. Die Parteipresse zelebrierte dann die „anhaltende Aufmerksamkeit“, Höflichkeit, „Korrektheit“ der Zuhörer, fast ein vorweggenommenes Repräsentationsverhältnis also:

„On peut dire que, dans l'ensemble, la lutte électorale s'est poursuivie avec correction. L'assemblée du parti libéral lausannois, jeudi soir, en la salle des 20 Cantons, fut un modèle du genre. Il est vrai que les libéraux ont pour eux la raison, la logique des faits, la démonstration déjà pesante de ce que serait une Suisse centralisée, bureaucratique et totalitaire“. 161

Während viele Wahlkampfaufträge der Zeit verbal zum Kampf oder zur Schlacht riefen, sollten die Versammlungen also die bürgerliche Salonsdiskussion weitertragen. Nicht direkt konfrontiert mit ihren politischen Gegnern konnten sich die Referenten vor ihren Wählern gemässigt präsentieren. Die Berichte der Parteipresse lassen somit den Eindruck reibungsloser, höflicher, durchaus ehrwürdiger Ereignisse entstehen:

„[L’assemblée] fut introduite par M. le professeur retraité de Dompierre, président du parti radical de l'endroit, qui remercia l'assemblée et présenta avec cordialité les deux orateurs inscrits l'ordre du jour. On entendit tout d'abord M. Robert Mermoud, notaire, Grandson, qui, avec un sens avisé, émit des réflexions sur la politique fédérale. [...] On eut ensuite le plaisir d'entendre M. Louis- François Pillevuil, syndic et député, Baulmes qui, avec fermeté et compétence, traita le sujet Questions sociales actuelles. L'auditoire porta une attention soutenue à ces exposés. Enfin, M. le président de Dompierre remercia, en termes chaleureux, les deux conférenciers et insista tout particulièrement sur l'importance du scrutin.“ 162

Das Ende der Versammlung bildete routinemässig der Aufruf an die anwesenden Bürger, ihre Wahlpflicht wahrzunehmen. Seltener fanden auch kontroversere Wahlkampfdebatten statt, die den Wahlkampf zuspitzten, indem sie die Fronten einander gegenüberstellten. Weil sie gänzlich in den Händen der Parteien oder der ihnen nahestehenden Bewegungen lagen, widerspiegelten sie aber die Kräfteverhältnisse zwischen diesen: So konnte die Basler SP einen Diskussionsabend mit dem LdU kategorisch ablehnen. 163

Die Versammlungen konnten schliesslich auch eine unterhaltsame Dimension aufweisen, jedoch diente sie in der Regel der parteipolitischen Propaganda. So verwendeten manche Parteien propagandistische Filme, um ihre Versammlungen damit attraktiver zu machen – in Zeitungsanzeigen wurden sie immer als zusätzliches Angebot der Versammlungen beworben. Die Sozialdemokraten

---

kaufen beispielsweise einen Film bei der SFIO für die Romandie ein. Zudem verwendete die waadtländische SP einen selbstproduzierten Film von 1937, “Un témoin de 4 ans”, welcher die Erfolge des „roten Lausanne“ zelebrierte. Laut ihrem Geschäftsbericht organisierte die Kantonalpartei Konferenzen im ganzen Kanton im Laufe des Wahlmonsats, „deren Einfluss, wir sind davon überzeugt, sich bei den Wahlergebnissen spüren liess“. Der Glauben an die Wirkung solcher Veranstaltungen auf das Wahlergebnis begründete auch den Einsatz der Partei für solche Veranstaltungen.

„Gähnende Leere“ und „gedrückte Stimmung“


Abgesehen von diesem Ereignis spiegelten die regulären Wahlversammlungen aber den allgemein ruhigen Verlauf dieses Wahlkampfs wieder. Die Presse versuchte ihre routinierten Berichte mit einer Prise Unerwartetem zu schmücken, wie die Feuille d’avis de Lausanne Ende Oktober 1959:

„Les associations radicales des quartiers de Villamont, de la Gare, d’Ouchy et de Cour ont organisé une séance d’information commune qui, en la salle des Vignerons, fut fréquentée par un nombreux public mixte que M. Duruz, président, accueillit aimablement. […] Restaient deux orateurs: M. J.-P. Pradervand, directeur de l’Ecole de commerce, et Me Alfred Margot, tous

---

164 Es handelte sich dabei um den bereits älteren Film „Le soleil qui monte“, ACV PP 225/8 Comité directeur, 26.05.1947.
166 ACV PP 225/8, Parti socialiste vaudois: Rapport de gestion 1946-47, [1947].
deux anciens présidents du Grand Conseil dont l'inoffensif duel oratoire apporta un peu d'humour à la fin de cette intéressante réunion qui a été l'expression de la belle vitalité du parti radical.\textsuperscript{170}

Manche Parteien wünschten sich aber mehr Widerspruch aus dem Publikum bei den Versammlungen. Die waadtländische SP warb beispielsweise folgendermassen für eine Lausanner Versammlung kurz vor den Wahlen in der \textit{Feuille d’Avis de Lausanne}:

"Le parti socialiste souhaite vivement, en accord avec ses habitudes traditionnelles, que des \textit{citoyens de toutes tendances, mandatés ou non par un parti}, participent aux débats à l’issue des exposés, voire même apportent la contradiction. Les électeurs ont tout à gagner à de telles confrontations."\textsuperscript{171}

Der Sekretär der Partei, Pierre Graber, besuchte sogar selbst eine freisinnige – offene – Versammlung im Café vaudois, um Widerspruch zu leisten: Er kritisierte die von den Bürgerlichen vereinbarte Entente vaudoise und verlangte eine bessere Ständeratsvertretung für die SP, bekam dafür laut dem Bericht der \textit{Sentinelle} einen „warmen Beifall“ der ZuhörerInnen.\textsuperscript{172} Selbst wenn sein Votum kein richtiges Aufsprengen der Versammlung darstellte, rechtfertigte die \textit{Sentinelle} diesen scheinbar unüblichen Einsatz folgendermassen: „Ces quelques benignes égratinures ne se veulent ni méchantes, ni préjudiciables envers les intéressés. On a tout de même le droit de taquiner un peu en période électorale, pas vrai?"\textsuperscript{173} Die Lausanner SP hatte ihrerseits auch eine (rare) kontradiktorische Veranstaltung organisiert, bei welcher der Präsident der waadtländischen FDP Raymond Gafner sowie der BGB-Vertreter Marc-Henri Ravussin die Entente Vaudoise verteidigten und die Unklarheiten der Sozialdemokraten bezüglich der Arbeitsrechtsverhandlungen betonten. Auch in diesem Fall lobte die \textit{Feuille d’avis de Lausanne} den „strengen und höflichen“ Widerspruch von Gaffner.\textsuperscript{174} Die freisinnige Partei empfahl den Sektionen ebenfalls Vertrauensleute darauf zu trainieren, bei Wahlveranstaltungen der Gegner zu intervenieren:

"Bien souvent, par leur seule présence, ils tempèrent la fougue démagogique de nos adversaires. En réfutant certains arguments tendancieux, ils peuvent susciter dans l'esprit des auditeurs des doutes sur la bonne foi et la pertinence des arguments avancés et influencer en notre faveur l'opinion des hésitants ou des auditeurs qui ne sont pas membres d'un parti politique.\textsuperscript{175}

\textsuperscript{170} Tour d’horizon au Parti radical, in: Feuille d’Avis de Lausanne, 22.10.1959.
\textsuperscript{171} Ce qu’il faut savoir avant les élections. Conférence socialiste, in: Feuille d’Avis de Lausanne, 20.10.1959.
\textsuperscript{172} M. Pierre Graber apporte la contradiction dans un débat sur la politique radicale, in: Feuille d’Avis de Lausanne, 16.10.1959.
\textsuperscript{174} M. Raymond Gafner apporte la contradiction à l’assemblée du parti socialiste lausannois, in: Feuille d’Avis de Lausanne, 23.10.1959.
\textsuperscript{175} ACV PP 552/204, Brief der waadtländischen FDP an die Präsidenten und Propagandaverantwortlichen, 10.09.59.

Wie im allgemeinen Wahlkampf diente dabei der Antikommunismus immerhin als beängstigendes Narrativ und wurde somit zum Thema vieler bürgerlichen Wahlversammlungen. So hielt der Berner BGB-Kandidat und Leiter des schweizerischen Ost-Instituts Peter Sager in mehreren Kantonen Vorträge zum Thema „Der Kommunismus, eine Gefahr für die freie Welt“, dem die Vorführung des Filmes „Das Unternehmen Erdtrabant“ folgte.179 Die FDP Zürich organisierte ihrerseits eine öffentliche Kundgebung in Uster zum Thema „Die Schweiz im Kampfe mit dem internationalen Kommunismus“. Laut der NZZ folgten an diesem Abend „einein hundert Bürger […] dem Appell zu dieser eindrücklichen Demonstration des Freiheitswillens […] als positive Antwort auf die kommunistische Bedrohung“.180 In den Worten des Parteipräsidenten Robert Bühler sei nämlich mit dem Kommunismus „letztlich kein Friede möglich, weil sein Ziel die Weltherrschaft, die Unterwerfung der gesamten freiheitlichen Welt, bildet“.181 Willy Bretscher betonte ebenfalls die

177 ACV PP 225/20, Flugschrift für eine Wahlversammlung in Pontaise, [1959].
178 Ebd. Diverse Flugschriften für Wahlversammlungen, [1959].
179 PA SVP BE 6.2.20, Flugschrift „Versammlung in Laupen“, [1959].
181 Ebd.
„ideologische Auseinandersetzung“ trotz Zeichen der Entspannung wie dem letzten Besuch Chruschtschows in den Vereinigten Staaten.\textsuperscript{182} Diese angstbeladene Wachsamkeit gegenüber dem Kommunismus wirkte dabei als Belebung der Innenpolitik: Die Schweiz als „Reduit des Antikommunismus“ habe, so Bretscher, bei der Verteidigung der abendländischen Zivilisation eine besondere Rolle zu spielen.\textsuperscript{183} Die Weltpolitik und die Spannungen im Kalten Krieg verliehen diesen Wahlversammlungen damit durchaus die Brisanz, die sonst im Wahlkampf fehlte.

Allmählich aber drang das Fernsehen in den Alltag der SchweizerInnen ein, ein Grund weshalb die Anwerbung von ZuhörerInnen durch Filme nicht lange funktionieren sollte. Bereits 1959 teilten sich die Geister innerhalb der Parteien bezüglich der Zweckmässigkeit der traditionellen Versammlungen, wobei eine Spaltung zwischen den Generationen spürbar wurde. Für den SP-Sekretär Escher beispielsweise sollten so viele Versammlungen wie möglich stattfinden, denn „das stärkste Wahlmittel ist immer noch das gesprochene Wort!“.\textsuperscript{184} Für ihn dienten dabei die Versammlungen vor allem der Mobilisierung der SP-Mitglieder, die den SP-Wahlappell wiederum selbst weitertragen sollten:

„Wo man sich die Mühe nimmt, eine gut vorbereitete Versammlung – sei es eine öffentliche oder wenigstens eine Parteiversammlung – durchzuführen, ist viel bessere Gewähr dafür geboten, dass unsere Parolen ins Volk hinaus dringen, als wenn die Instruktion der Mitglieder nur auf schriftlichem Wege erfolgt.“\textsuperscript{185}

Auch der KCVP-Sekretär Rosenberg sprach sich für möglichst viele Versammlungen, selbst ausserhalb von Wahlkampfzeiten, aus. Denn „eine rege Versammlungstätigkeit dient nicht nur der Kaderschulung, sie ist auch ein gutes Abschirmmittel gegen die Übermacht der gegnerischen Presse“.\textsuperscript{186} „Orientierungsversammlungen“ durch eidgenössische Parlamentarier nach den Sessionen sollten das Interesse für die eidgenössische Politik wecken sowie „den nötigen laufenden Kontakt zwischen Wählern und Gewählten“ anbahnen.\textsuperscript{187} Zu diesem Zweck bevorzugte er jedoch kleine Versammlungen in den Dörfern oder aber Diskussionsabende vor „sogenannten Grosskundgebungen, deren Beteiligung eher oft täuscht.“\textsuperscript{188}

Insbesondere bei der SP wurde aber noch während des Wahlkampfs die Wirkung der Versammlungen von Parteikadern hinterfragt. Laut dem ehemaligen Neuenburger Staatsrat Camille Brandt haben „das Fernsehen und die Diskussionen am Runden Tisch […] die Versammlungen ruiniert“.\textsuperscript{189} Auch Fritz Grütter forderte das weitere Vorgehen nach den Wahlen zu verändern, denn „mit den alten überlebten

\textsuperscript{182} Ebd.
\textsuperscript{183} Ebd.
\textsuperscript{184} SSA Ar 1.111.13, Parteivorstand, 29.08.1959.
\textsuperscript{185} SSA Ar 1.230.6, Brief des Zentralsekretariates an die Sektionen, 5.09.1959.
\textsuperscript{187} Ebd.
\textsuperscript{188} Ebd.
\textsuperscript{189} SSA Ar 1.111.13, Geschäftsleitung, 17.10.1959.
Methoden kommen wir an Leute nicht mehr heran". Diese Diskussion, die an den verbreiteten Befund der erschwerten Mobilisierung der Arbeiter anknüpfte, übertrug sich nach den Wahlen in die Rote Revue. Rückblickend resümierte dort Benno Hardmeier, dass „die alte, traditionelle Art der öffentlichen politischen Versammlung […] jede Anziehungskraft verloren“ habe. Dafür zog er das Beispiel einer Versammlung der Winterthurer Sozialdemokraten und Gewerkschafter heran, aus deren Scheitern – lediglich hundert Personen waren in den Grossen Volkshaussaal gekommen – er die folgenden Schlussfolgerungen zog:

„Im Saal herrschte eine gähnende Leere und dementsprechend eine gedrückte Stimmung… Will man in der heutigen Zeit mit einer öffentlichen Versammlung Erfolg haben, so muss mehr geboten werden; ein Referat allein genügt in der Regel nicht, um die Leute zu mobilisieren. […] Die Versammlungen müssen intellektuell anregender sein, was zum Beispiel dadurch erreicht werden kann, dass zum vornherein der Monolog eines Referenten durch eine Diskussion ersetzt wird, sei es nun in kontradiktiorischer Form oder in der Art eines Rede- und Antwortspiels oder eines Gesprächs am Runden Tisch usw. […] Der potentielle Versammlungsbesucher hat, davon ist auszugehen, tagsüber zumeist streng gearbeitet und hat den berechtigten Wunsch nach einem entspannenden und anregenden Ausgleich; er muss sich deshalb durch die Aussicht auf eine angenehme, menschlich-warme Atmosphäre angezogen fühlen. Da genügt nun allerdings das Anbringen einiger roter Fahnen nicht, man muss sich schon etwas mehr einfallen lassen: Blumen, musikalische Darbietung, Lichtbilder, Film usw., ferner eine zügige Versamlungsleitung und selbstverständlich eine geschickte Werbung für die Veranstaltung. […] Es muss in jedem Falle vorher genauestens überlegt und geprüft werden, an was für Bevölkerungsschichten man gelangen will, um die Veranstaltung entsprechend zu gestalten.“

Als gelungene Aktion nannte er hingegen eine Veranstaltung der SP Basel-Stadt namens „Treffpunkt der Jugend“ in Form einer „Non-Stop-Revue“, deren Ziel es gewesen sei, der Jugend durch ein attraktives Abendangebot die aktive Teilnahme an der Politik näherzubringen: „Zwischen musikalische und kabarettistische Darbietungen wurden kurze politische Diskussionen eingestreut.“


---

190 Ebd.
192 Ebd.
193 Ebd., S. 325.
Zwischen Runden Tischen und Ho Chi Minh-Rufen


Andere Parteien versuchten hingegen die Versammlungen grundsätzlich zu erneuern und dabei eigentlich politisch aufzuladen. Eine symbolische, zugleich sehr politische Erneuerung der Wahlversammlungen lag dabei im Einbezug von Frauen als Sprecherinnen. Viele Parteien nutzten Wahlversammlungen, um ihren Einsatz für die Wahl von Frauen sichtbar zu machen. Wichtig wurde zudem die Themensetzung, die zugleich BesucherInnen anziehen und das Wahlprogramm der

201 Ebd.
Partei in Hinblick auf die mediale Berichterstattung in den Vordergrund stellen sollte. Wahlveranstaltungen waren somit vielfältiger geworden, und manchmal sogar für besondere Zielgruppen vorgesehen: So schlug die Zürcher SP den Sektionen vor, Altersversammlungen zu organisieren, oder die Wohnungs- und Mieterfragen in eher städtisch geprägten Bezirken anzusprechen.203 Zudem sollten „Informationstage“ in Land- und Vorortsgemeinden beweisen, dass „man […] auch die Einwohner kleinerer Gemeinden ernst [nimmt]“.204 Für „Wohngebiete von „grünen Witwen““ seien dabei normale Werkstage als Termin zu bevorzugen.205 Oft zusammen mit den SP-Frauen organisierten tatsächlich manche SP-Sektionen „Informationsnachmittage“ für die Neuwählerinnen, manchmal mit Kinderhütedienst.206 Neben Ton-Bild-Schauen, kurzen Vorträgen der Kandidatinnen zu der Bedeutung ihrer Kandidaturen oder zur Gleichstellungspolitik sollten sie Möglichkeit für ein „ungezwungenen Gespräch bei Kuchen und Kaffee“ bieten.207 Im Rückblick meinte Rita Gassmann, dass die rund 20 Nachmittage dieser Art im Kanton Zürich zur Bekanntheit der Kandidatinnen beigetragen hätten, auch in „Regionen, in denen die Frauen allgemein nicht ans Politisieren gewöhnt waren“.208

Die für diese Informationstage ausgesuchte Mischung aus Referaten, Diskussionen, und Ton-Bild-Schauen zeigte ferner die Bemühungen der Parteien, das Format der Wahlveranstaltung zu erneuern. Viele Parteiakteure einigten sich nun darauf, dass lange frontale Monologe von PolitikerInnen zu vermeiden seien, selbst wenn dieser Perspektivenwechsel manchmal begrenzte Auswirkungen mit sich brachte. So stand in einem Dokument der Schweizer FDP, dass „un discours n’est pas un monologue, mais une conversation spirituelle avec l’auditeur“,209 während die waadtländische FDP bei Debatten empfahl, die ersten Fragen von Mitgliedern stellen zu lassen, und dies auf eine spontane Art: „il convient au moins de donner une illusion de fraîcheur et de spontanéité apte à mettre la salle en condition.“210 Tatsächlich organisierten die Parteien weniger Einzelreferate, dafür aber Gespräche am runden Tisch mit PolitikerInnen und ExpertInnen. Mit ihrer Podiumsdiskussion zur Frage „Die Schweizer Wirtschaft vor unsicheren Tagen?“ erbrachte beispielsweise die Zürcher FDP den Beweis ihrer Kompetenz und reicher Netzwerke: Die daran teilnehmenden Nationalratskandidierenden um den Ständeratskandidaten Fritz Honegger als Gesprächsleiter zeigten die Verankerung der FDP in den Machtpositionen der Wirtschaft.211

203 SSA Ar 27.600.1, Wahlpropaganda-Kommission: Vorschläge für die Durchführung des Nationalratswahlkampfes, [1971].  
204 SSA 27.600.1, Sekretariat der Zürcher SP, SP-Informationstage, 29.09.1971.  
205 Ebd.  
206 SSA Ar 27.60.37, Inserat „Einladung zu einem politischen Kaffee-Nachmittag“, [1971].  
207 SSA Ar 27.600.3, Inserat für eine Wahlversammlung der SP des Bezirkes Affoltern, [1971].  
209 ACV PP 552/208, FDP der Schweiz: Dossier de documentation, Conseils aux orateurs, [1971].  

Wenn die Parteien selber nach einem höflichen, für sie günstigen Widerspruch suchten, so wiesen einige Veranstaltungen stark polarisierte Töne auf. Die Schwarzenbach-Versammlungen brachten dabei am meisten Spannung in den Wahlkampf. In Lausanne kamen 150 Personen, darunter eine Mehrheit von SympathisantInnen, „(parmi eux des spoliés d’Algérie) qui vibrent quand sont attaqués certains aspects de l’aide au tiers monde, la surpopulation étrangère, la spéculation immobilière et la cherté des loyers, le communisme, les enseignants gauchistes ou gauchisants, l’antimilitarisme, la politique étrangère de M. Graber, ou les conseillers nationaux qui représentent plus des groupes d’intérêts que le peuple“. Dazu kamen aber auch linke GegnerInnen, die Widerspruch leisten wollten, ohne dass es am Abend zu einer starken Auseinandersetzung kam. Anders verlief jedoch eine

212 StAZH WII 13.717, Propagandakommission, 30.08.1971.
213 SSA Ar 27.60.37, Flugschrift SP Hombrechtikon, „Öffentliche Veranstaltung: Ständeratswahlen mit Frau Doris Morf und Herrn Albin Heimann“, 9.10.71.

220 Ebd.
221 Ebd.
bemerkten: „der Nationalrat gebärdet sich wie an chline Goof: er kann es nicht ertragen, einen Lehrling sprechen zu lassen“.

Tatsächlich waren es auch die politischen und sozialen Hierarchien von Wahlversammlungen, in welchen die Grenze zwischen Sprechenden und ZuhörerInnen starr gezogen waren, die im Zuge der 1968er Forderungen nach Autonomie in Frage gestellt wurden. Nicht nur die fremdenfeindlichen, sondern auch die bürgerlichen Parteien befürchteten Sprengaktionen von jungen AktivistInnen bei ihren traditionellen Wahlversammlungen. Im Rahmen ihrer „Jugendaktion“ gab die Schweizer FDP den Kantonalparteien sogar folgende Hinweise:

„à aucun moment, il ne faut donner l'impression d'une 'manipulation'; les intentions des organisateurs doivent être claires. Il faut manifester ouvertement la volonté du parti radical d'établir le dialogue avec la jeunesse. […] Il faut éviter que l'on ait d'emblée l'impression d'un fossé entre ceux qui posent les questions (jeunes) et ceux à qui elles s'adressent (hommes politiques). […] Pour éviter qu'une manifestation soit 'noyauté' ou dominée par des adversaires ou des 'saboteurs', il faut veiller à ce que des sympathisants soient présents et prêts à intervenir activement dans la discussion."

Die FDP wie die anderen Parteien standen tatsächlich zunehmend vor der Herausforderung, sich trotz eines wachsenden Unverständnisses beiderseits an die „Jugend“ anzunähern und darüber hinaus mit Wahlversammlungen auch jene BürgerInnen zu erreichen, die sich immer weiter von der Parteipolitik entfernten.

**Zwischen eingeübten Podiumsgesprächen und Friedensaktionen**

Im Vergleich mit 1971 zeigten die Wahlversammlungen von 1983 zugleich weniger Erneuerung und auch weniger Zündstoff. Wahlversammlungen auf Initiative einer einzelnen Partei mit einer Kombination aus kurzen Vorträgen der Kandidierenden, eventuell kleinen Videos und Diskussion blieben verbreitet. Wie an Parteifesten versuchten manche Parteien, z.B. die waadtländische SP, diese möglichst „feierlich“ zu gestalten, beispielsweise mit Apéros, Musik oder Barrundfahrten in benachbarte Dörfer, „afin d'échapper à la formule des conférences traditionnelles“.

Die Vorstellung der Kandidierenden vor Ort stand dabei im Vordergrund, wobei sich der Personalisierungstrend bis in die Wahlversammlungen übertrug: So unterstrich die kleine waadtländische CVP die politische Bedeutung ihrer Kampagne durch die Einladung bekannter CVP-Politiker, wie dem Jurassier Staatsrat François Lachat, dem Freiburger Ständerat Pierre Dreyer oder dem Walliser Nationalrat Vital

---

226 ACV PP 552/28, FDP der Schweiz: Directives pour l'organisation de manifestations dans le cadre de l'action pour la jeunesse, [1971].

Unter den wenigen Parteien, die ihre Wahlversammlungen jenseits dieser Anpassung an die Medialisierungslogik zu erneuern versuchten, strebte die Zürcher SP danach, ihre Themen mit innovativen Versammlungsformen und Partnerschaften zu bereichern, die zwar Teil des Wahlkampfkalenders waren, aber vor allem das langfristige Engagement der Partei über den Wahlkampf hinaus beweisen sollten. Sie veranstaltete somit eine Reihe von Versammlungen zur internationalen Solidarität und zum Frieden, die von Aktionen wie einem Austausch von Kriegsspielzeugen oder einem Gedenkanlass zum 10. Jahr der chilenischen Diktatur begleitet wurden.

Sie lud dafür zum Beispiel VertreterInnen der süddeutschen Friedensbewegungen oder auch den Zukunftsforscher Robert Jungk ein. Während die Partei damit ihre Verbindungen zu den Solidaritäts- und Friedensbewegungen pflegte, behielte sie auch Veranstaltungen mit den

229 PA CVP ZH, Wahlkampfstab der Zürcher CVP: Der orange Faden. Eine praktische Anleitung für die Nationalratswahlen, August 1983.
230 ASTi FPC 01 63.2.2, Flugschrift „Tribuna publica“, [1983].
traditionellen Partnern der Arbeiterbewegung bei: so bei ihrer wahlkampfbedingten Präsenz am VPOD-Tag des öffentlichen Personals oder bei einem Treffen Otto Nauers mit den „SEV-Senioren“. So versuchte die intern gespaltene Partei die verschiedenen Anliegen ihrer Wählenden anzusprechen und ihre Verbindungen zu verschiedenen nichtparteilichen Akteuren zu inszenieren.


STAZH WII 13.470, Flugblätter für kontradiktorische Veranstaltungen, [1983].

bekommt, was seine Partei nicht/nicht recht/miserabel, die des Redners dagegen als erste/als einzige/am besten getan hat. 


5. Zwischenfazit


---

durch die Hydra-AktivistInnen 1971 als eine nicht geduldete Ausnahme in den Wahlkämpfen der Nachkriegszeit.
Kapitel 8. Schlussreflexionen: Parteien und Wahlkämpfe im Wandel


Im Folgenden werden die Schlussfolgerungen dieser Arbeit zum Wandel des Wahlkampfs in der Schweiz entlang dreier Dimensionen zusammengefasst: zunächst der Ausprägung des Wettbewerbs in den vier untersuchten Wahlkämpfen (1), dann dem Wandel des parteipolitischen *campaignings* (2), und schliesslich hinsichtlich der Veränderungen der repräsentativen Bindung zwischen Repräsentanten und Repräsentierten (3).

1. Vom konsensorientierten Nichtangriffspakt zum kompetitiven Wählermarkt?
   Veränderungen des Wahlkampfs als Wettbewerbsfeld


1.1. Vom Stellungskrieg...

Die Wahlkämpfe von 1947 und 1959 nahmen dabei den Charakter eines Stellungskrieges an: Die Bundesratsparteien strebten hauptsächlich danach, ihre Stellung im politischen Feld zu behaupten, was aber den Campaigningstil nicht weniger konfliktorientiert machte.
Zwischen aufklärerischer Propaganda und Truppeneinsatz (1947)


Die militärischen Bilder der Agitation kontrastierten dabei mit den Appellen zur Selbstmässigung, wie sie seitens der Geistigen Landesverteidigung zu hören waren: Die Kampagnen des Gotthard-Bundes 1943 und 1947 verdeutlichten das Spannungsverhältnis zwischen Wahlkampfmobilisierung und Selbstmässigungsgebot, als selbst der Verein sich nach den Wahlen über die Demobilisierung der

Heisst Stillstand Rückschritt (1959)?

Wahlstatistik zu nationalisieren, weiterhin auf der Logik der Wählerreservoire – in diesem Fall der Diasporakatholiken.


1.2. ... zur Werbung auf dem offenen Wählermarkt


Historische Wahlen? (1971)


Polarisierte Werbung und verschärfter Wettbewerb (1983)


Zwischen Konsensgebot und negative campaigning

Auseinandersetzungen der Zwischenkriegszeit vielen Akteuren als Schreckgespenst galten. Obwohl die historischen Feindseligkeiten sowie die programmatische Polarisation von den 1940er Jahren bis Ende der 1970er Jahren bereits abnahmen, verblieben Formen des *negative campaignings* zwischen politischen Gegnern bis hin zur persönlichen Ebene auf der Tagesordnung. Denn während frontale Angriffe in der neuen, offenen Medienlandschaft nicht mehr zum guten Ton gehörten, wurden bisweilen sehr heftige Angriffe gefahren – wie zum Beispiel (häufig heimliche) Streichappelle gegen Kandidaten oder Kandidatinnen. Sie waren wenig mittelintensiv und sichtbar, dabei aber nicht weniger wirkungsvoll, was sich in der öffentlichen Wahrnehmung der betroffenen Kandidierenden bis hin zu den Wahlergebnissen zeigte. Das *negative campaigning* ist also in der Schweiz (wie in vielen anderen Ländern auch) sicherlich keine (post)moderne Entwicklung im Sinne der komparativen Forschung.

2. „Modernes“ Campaigning? Veränderte Herangehensweisen der Parteien an den Wahlkampf


2.1. Bedeutungszunahme des Wahlkampfs


*Medialisierung des Wahlkampfs*


Bedeutungszunahme des Wahlkampfs für Schweizer Parteien


---

den kantonalen Wahlen im Frühling und gingen immer mehr dazu über, beide Urnengänge zusammenzubinden, um so die mediale und öffentliche Aufmerksamkeit im ganzen Wahljahr aufrechtzuerhalten.

2.2. Kampagnenplanung im Wandel

Im Zuge der Bedeutungszunahme des Wahlkampfs im medialen und politischen Leben orientierten sich die Schweizer Parteien in Richtung einer vermehrt professionalisierten, zentralisierten und verwissenschaftlichten Kampagnenplanung.

Schleichende Professionalisierung

Paradoxe Zentralisierung des Campaignings


Vor diesem Hintergrund ist nachvollziehbar, dass die Kantonalparteien 1983 weiterhin oder sogar noch mehr als 1971 einen bedeutenden Freiraum genossen. Jene Mutterparteien, die mithilfe von Werbeberatern intensive Kampagnenpläne schmiedeten, stellten deren Rolle im Sinne einer Dienstleistung dar – das entworfene graphische Erscheinungsbild und die Wahlkampfmaterialien wurden den Kantonalparteien lediglich als Angebote vorgestellt. Finanziell starke Kantonalparteien wiederum scheuten sich nicht, eigene Wahlkampfmaterialien zu entwerfen und zu verbreiten, vor allem wenn sie anstrebten, diese an ihre Kampagnen für die Kantonalwahlen anzulehnen. Hier spielte also der Professionalisierungs- und Koordinierungswillen auf kantonaler Ebene gegen die
Nationalisierung der Kampagnen. Die campaigning-Praktiken der Kantonalparteien entfernten sich folglich zunehmend voneinander, wobei die Unterschiede innerhalb der weiterhin schwach nationalisierten SVP am deutlichsten hervortraten. Ferner bremste die Vielfalt der am Wahlkampf beteiligten Akteure das Nationalisierungsbestreben der Mutterparteien, denn nicht nur kantonale und lokale Parteien, sondern zunehmend auch Kandidierende entwickelten eigene Kampagnen. Wenn sich auch eine gewisse Homogenisierung der Kampagnen feststellen lässt, die auch mit dem Bedeutungszuwachs sprachregionaler Medien ab den 1960er Jahren zusammenhing, blieben ebenso starke Unterschiede bestehen, insbesondere bei den politischen Themensetzungen und Narrativen, die in den verschiedenen sprachregionalen, kantonalen oder sogar lokalen Kontexten ein unterschiedliches Echo haben konnten: So erhielte 1983 die Umweltschutzproblematik und die Sorgen um das Waldsterben in der Romandie und im Tessin nicht annähernd die gleiche Bedeutung wie in der Deutschschweiz.

**Verwissenschaftlichung als Modernisierungsdruck**


Konträr zur verbreiteten Annahme zeigte die Schweiz bezüglich der Entwicklung der Demoskopie sowie der politischen Beratung keine besondere Verspätung im Vergleich mit anderen westlichen Demokratien. Selbst wenn das gescheiterte Experiment der Volksumfrage 1946 die Demoskopie für einige Jahre aus der Öffentlichkeit verbannte, zirkulierten in den 1950er Jahren von den Wirtschaftsorganisationen beauftragte Umfragen auch bei den bürgerlichen Parteien. Die SP zeigte sich 1959 pragmatisch und suchte ihre Verspätung in diesem Bereich mit der Nowland-Studie

---

3 Ähnliches stellen Bühlmann et al. bezüglich jüngerer Wahlkämpfe fest: Bühlmann; Zumbach; Gerber: Campaign Strategies, 2016.


Zurückhaltung, die ebenso wie bei der Professionalisierung eng mit (Selbst-)Imagefragen zusammenhing.  

2.3. Neue Herausforderungen der Wahlmobilisierung

Die Professionalisierung des campaignings verwirklichte sich schliesslich in straffer organisierten Mobilisierungspraktiken der Parteien, die nun zunehmend vor der Herausforderung standen, die Wähler zu mobilisieren.

**Stratified electioneering zwischen Kontinuität und Wandel**


---

„Stammwählenden“, zum Beispiel junge Menschen oder Frauen, zu erreichen. Als die steigende Polarisation ab Ende der 1970er Jahre, zwischen Wirtschaftskrise und Neoliberalismus, sozioökonomischen Identitäten ein neues politisches Ansehen verlieh, interessierten sich die Parteien 1983 zunehmend für die „neuen“, urbanen Mittelschichten, ob bürgerlich und steuerkritisch gesinnt, wie seitens der FDP und der Zürcher SVP, oder „postmaterialistisch“ orientiert, wie seitens der SP.

Vom Wahlvortrag bis zur “Velo-Stafette“

Die Veränderungen der Mobilisierungspraktiken im Wahlkampf, von den Wahlversammlungen bis hin zum canvassing, belegen nicht zuletzt die Anpassung der Parteien an neue mediale und soziale Gegebenheiten. So bedingte die Medialisierung des Wahlkampfs eine vermehrte Öffnung der Wahlparteitage und Wahlversammlungen, die sich dadurch auch weg von ihrer Fokussierung auf die parteipolitischen Handlungssysteme auf die breite Öffentlichkeit als Adressat verlagerte. Ebenfalls mussten die Parteien ihre Kampagnenplanung und insbesondere das canvassing aufgrund der sozialen Veränderungen ihrer Basis überdenken: So liessen sich weniger disziplinierte „Vertrauensmänner“ finden, um in ihrem Umfeld zu mobilisieren oder allein schon an Wahlversammlungen teilzunehmen, um so zur gewünschten Kräf tedemonstration beizutragen. Da die Wählerin nen nun weniger auf die Parteien zukamen, versuchten diese, mit ihren Kandidierenden die BürgerInnen durch neue Formen zu erreichen, beispielsweise mit Strassen-, Telefonaktionen oder „Velo-Stafetten“. Generell waren die traditionellen Formen der Zusammenkunft, die eine starke symbolische Trennung zwischen Sprechenden und Zuhörern auszeichnete, ab den 1960er Jahren in Frage gestellt.


Unmögliche Mobilisierung?

Wahlversammlungen und „Tuchfühlung“ mit den BürgerInnen im Alltag haben den Parteien ab den 1950er Jahren als (oft alarmierende) Indikatoren für die Entfernung eines Teils der BürgerInnen von den Parteien gedient, was auch durch die Zahlen zur Stimmenthaltung und schwindenden Parteibindung bestätigt wurde. In indirekter Weise bewiesen die Kommunikationsarten der Parteien mit ihren WählerInnen, wie sich die Bedingungen der Wahlmobilisierung im Laufe der Nachkriegszeit verändert haben. In den Wahlkämpfen von 1947 und 1959 schlugen die Parteien im Umgang mit den Wählern einen direkten, eindringlichen Ton mit klaren Geboten zur Wahl der Partei und zur

3. Parteien vor ihren Wählernden: Veränderungen der Repräsentation

Die proklamierte Bedeutungslosigkeit der Schweizer Wahlkämpfe enthüllt teilweise ihren unterschätzten rituellen Charakter. Vordergründig geschien nichts und doch: Alle vier Jahre werden die Beziehungen der Parteien zu den Bürgern und damit die parlamentarische Vertretung neu in Frage gestellt. In der Nachkriegszeit hat sich dabei die Art und Weise radikal verändert, wie Schweizer

---

Parteien die BürgerInnen wahrnahmen und ansprachen und folglich wie sie ihre repräsentative Bindung zu ihnen gestalteten.

**Personalisierung innerhalb und außerhalb der Medien**


**Vertrauensbasis der Repräsentation im Wandel**

zu Mandatseinschränkungen führte, versuchten die Parteien dennoch, die Vertrauensbindung zwischen Mandanten und Mandatsträgern durch Schritte der Öffnung und Demokratisierung ihrer Nominierungsprozesse neu zu fundieren.


**Ende des parteipolitischen Repräsentationsmonopols?**

Durch ihre starken parteipolitischen Handlungssysteme genossen die vier untersuchten Parteien in den Wahlen der 1940-50er Jahre ein Monopol auf die Repräsentation ihrer entsprechenden „Säulen“. Im Wahlkampf wurden diese engen, bestenfalls exklusiven Bindungen zu den Organisationen des jeweiligen Handlungssystems gepflegt, sei es durch ihre Inklusion in die Nominierungsprozesse, ihre besondere Rolle bei Wahlkampfveranstaltungen oder die Bedeutung ihrer eigenen Kommunikationskanäle für die Wahlmobilisierung. Selbst im Wahlkampf, wo die Parteien theoretisch im Zentrum standen, zeigte jedoch das komplexe, vielschichtige Repräsentationssystem der Schweizer Demokratie seine Ambivalenzen. Die starken Wirtschaftsverbände, von denen die Parteien teilweise finanziell abhängig waren, veröffentlichten oft eigene Wahlparolen und empfahlen Kandidierende, sodass Wähler sich gleich doppelt den eindringlichen, exklusiven Repräsentationsansprüchen einer Partei und zugleich einer nahestehenden Wirtschaftsorganisation gegenübersehen konnten. Die Hervorhebung der Wahldisziplin durch die Parteien steigerte noch das Konfliktpotenzial, das sich aus diesen verschiedenen repräsentativen Bindungen ergab.

Bald traten zudem neue, nichtparteiliche Akteure ausserhalb der parteipolitischen Handlungssysteme an, die das Repräsentationsmonopol der Parteien und insbesondere ihre Fähigkeit, politisches Personal zu rekrutieren und gesellschaftliche Anliegen zu artikulieren, herausforderten. Neben den Nichtbundesratsparteien waren diese Akteure die ersten, die die der Medialisierung der Schweizer

---


Ein steigendes Repräsentationsgebot?


Krise der Parteien?

4. Fazit

Verabschiedet man sich von der vorgefassten Einordnung des Schweizer Wahlkampfs als „leeres Ritual“ oder Nichtereignis, so eröffnet dies einen neuen Blick: Wahlkämpfe in der Schweiz sind wie in anderen Demokratien bedeutende Momente für die Pflege oder Neufundierung der Bindung zwischen Parteien und Wählenden und sie dienen als privilegierte Beobachtungsposten für Veränderungen der politischen Kommunikation.

Sonderfall Schweiz?


Die oft genannten Erklärungsfaktoren im schweizerischen politischen System für die angebliche Zurückhaltung der schweizerischen Wahlkämpfe bis in die 1990er Jahre, sei es die Konsensorientierung oder die Machtteilung in den Exekutivregierungen, haben die Parteien in ihrem tatsächlichen politischen Handeln wenig gebremst, denn sie haben ihre Kampagnenpraktiken kontinuierlich verändert. Die begrenzte Wettbewerbsorientierung bis Ende der 1970er Jahre hat zwar in der Regel eine Fokussierung der Parteien auf die Mobilisierung des eigenen Handlungssystems ausgelöst. Wie in anderen Demokratien auch wurde diese Phase der „classe gardée“ aber mit Veränderungen der Wählerschaft sowie der Öffnung der Medienlandschaft konfrontiert, in deren Folge in diesem Sinne segmentierte Kampagnen allmählich zur Ausnahme wurden. Im Gegenzug führten das Interesse für ausländische Innovationen, der Vorsprung der wirtschaftlichen Verbände und vor allem die gegenseitige Beobachtung der Schweizer Parteien untereinander zu einem Wettlauf um die Modernisierung der *campaigning*-Praktiken. Der Wahlkampf von 1979 zeigte sich hier als

enthüllendes und legitimierendes Moment für diesen Prozess, als Demoskopen und Werbeberater die „amerikanische“ Kampagne der FDP als zielführend für das positive Wahlergebnis bewerteten.


Plädoyer für eine Geschichte der politischen Kommunikation in der Schweiz

Diese Arbeit trat mit dem Ziel an, einen neuen Blick auf die Geschichte der politischen Kommunikation in der Schweiz zu eröffnen. Im Zentrum der Untersuchung stand dafür das Handeln der vier Bundesratsparteien, wodurch die Arbeit auch einen Beitrag zur Geschichte der Schweizer Parteien leistet. Sie zeigt insbesondere, wie hinter dem Eindruck von Stabilität die Parteien ihre Mobilisierungspraktiken veränderten. Von der parteipolitischen Perspektive ausgehend wurde ferner angestrebt, durch einen kulturhistorischen Blick auf Schweizer Wahlkämpfe der Nachkriegszeit als in sich widersprüchliche, vielschichte (Nicht-)Ereignisse die Veränderungen im Verhältnis zwischen Repräsentanten und Repräsentierten darzustellen.

Verständnis ihrer Veränderungen leidet nämlich auch unter der romantischen Vorstellung eines
naturgegeben, ex-post zwangsmässig richtigen Willensbildungsprozesses im „Volk“ ohne
intermediäre Instanzen, wohingegen Initiativkomitees, Parteien oder Verbände auch in
Abstimmungskampagnen eine Repräsentationsarbeit über bestimmte Anliegen und Gruppen
leisteten.\(^{11}\) Ob bei Wahlen oder Abstimmungen, es war tatsächlich nie „selbstverständlich, dass man
uns [bzw. ja oder nein, Anm. ZK] wählt“.

---

\(^{11}\) Vgl. dazu auch Tanner: Geschichte der Schweiz, 2015, S. 28ff.; Einleitung Ende; Hermann: Introduction sous
l’angle suisse, 2011.
Anhänge

1. Abbildungen

Abbildung 1. BGE 1.22 Monticelli, Walter: Bauern- Gewerbe- und Bürgerpartei BGB Mittelstandsliste, Plakat: offset, 129 x 91 cm, 1959.¹

¹ Für die Abbildungen 1, 4, 5, 6 und 7 konnten sich die BesitzerInnen der Urheberechte leider nicht finden lassen. Die Autorin ist diesbezüglich erreichbar unter zoe.kergomard@unifr.ch.
Abbildung 4. BGE 7.24, Cattani, Oscar: Pour la famille le progrès social la démocratie chrétienne votez la liste n° 4, Parti indépendant-chrétien-social, Plakat: Lithographie 128 x 90 cm, 1947.
Pour la famille, le progrès social, la démocratie chrétienne.

Votez la liste n° 4
Parti indépendant-chrétien-social.

WÄHLT
LISTE 1

BAUERN-
GEWERBE - UND
BÜRGERPARTEI!
Abbildung 8. SSA KS 32/111a, Flugschrift „Willst du sparen? ... wähle freisinnig!“, [1947].
Abbildung 9. BGE 8.29, Fontanet Noël: Centralisation Dirigisme Pour sauvegarder nos libertés! Votez radical, Plakat: Lithographie, 128 x 91 cm, 1947.

Plus de liberté et de responsabilité - moins d’Etat

Nous, radicaux disons «Moins d’Etat»; nous n’avons jamais dit «Pas d’Etat». Nous voulons renverser la tendance qui mène à l’«Etat-touche-à-tout». Nous affirmons cependant que nous sommes résolument pour les acquis sociaux auxquels nous avons largement contribué et que nous entendons consolider: A.V., A.I., assurances-maladies, assurance-chômage notamment font partie de notre conception ce l’Etat moderne; c’est aussi le rôle de la Confédération d’aider les régions défavorisées.

Mais, cessons de surcharger l’Etat de tâches qu’il ne peut bientôt plus accomplir

Endiguons l’inflation des lois, des règlements et des interdictions qui restreignent toujours plus la sphère privée des citoyens.

Empéchons l’Etat d’exécuter des travaux que le secteur privé peut faire aussi bien, sinon mieux.

Il faut que l’Etat retrouve une situation financière saine en s’abstenant d’étendre ses tentacules à tous les domaines.

En votant pour les radicaux, vous contribuez à ce retour à la raison, à la moderation… et à des finances plus saines. Vous nous aidez à assurer les acquis sociaux à long terme.

Si vous pensez que c’est la simple logique – soutenez les radicaux – votez pour eux

Les radicaux: du cran et du cœur

Es ist an der Zeit, die Gewichte zu verlagern!

Ziel: Jeder Mensch soll sich nach seinen Neigungen und Fähigkeiten frei entfalten können.

Voraussetzung dazu: Gleiches Bildungschancen für alle.


Voraussetzung dazu: Ein Parlament, das die Schwergewichte von den Wirtschaftsinteressen verlagert.

Voraussetzung dazu: Nutzen Sie das Gewicht Ihrer Stimme. Werfen Sie es am 31. Oktober in die richtige Waagehale!
Le sens de l’entente vaudoise

La déclaration ci-dessous, signée par les PARTIS LIBÉRAL, RADICAL, PAI et CHRÉTIEN-Social précise bien le caractère et la portée de «l’ENTENTE VAUDOISE» nouvellement scellée

En unissant leurs efforts, ces quatre partis poursuivent un double but:

1. Donner une solution honnête aux problèmes importants qui se posent à notre canton

Ces problèmes commandent en effet un rassemblement de bonnes volontés. Il s’agit de faire face à un véritable échec de la civilisation qui nous contrarie, en l’espèce d’une génération, à résoudre des questions essentielles : conversion industrielle accélérée, établissement d’un réseau automobile, Exposition nationale 1961, formation d’une élite technique et scientifique propre à développer les ressources de l’énergie atomique et les rafraîchies de l’autorisation, réforme des finances vaudoises, développement de l’équipement hospitalier, adaptation de l’agriculture, etc.

Il faut faire vite, il faut faire bien.

Les quatre partis libéraux sont fermement résolus à façonner ce nouveau visage du canton de Vaud et à donner à notre petit pays la place qui lui revient dans la Confédération et dans le monde.

2. Ils entendent empêcher l’avènement d’un système politique qui entrerait ou retarderait le développement équilibré et rapide du canton de Vaud

Sans tomber dans un antisémitisme négatif, ils constatent que la gauche, exploitant l’individu-alisme des partis modérés, est prête à conquérir trois sièges au gouvernement cantonal, ce qui ne représente nullement le juste équilibre des forces que l’entente veut promouvoir.

Par ailleurs — et ceci justifie notre position — au sein du gouvernement vaudois les magistrats socialistes, dont nous ne contestons pas les mérites personnels, jouent la politique du double jeu. Ils s’associent à l’œuvre de leurs collègues du Conseil d’État, mais ils acceptent « candidats » de se faire désavouer par leurs députés au Grand Conseil. Résultat : les difficultés rencontrées par le canton pour résoudre les graves problèmes qui se posent à lui.

M. G. Despland

M. Gabriel Despland

M. Frédéric Fauquex

M. Frédéric Fauquex

Face à cette situation, la décision s'impose clairement :

Voter pour les deux candidats représentant des partis qui ont largement contribué à la prospérité de notre pays, au bon état des finances fédérales, à une politique sociale généreuse, à un niveau de vie qui renforce le pouvoir d’achat du citoyen.

M. Gabriel Despland

Vice-président du Conseil des Etats

M. Frédéric Fauquex

Conseiller aux Etats

M. Frédéric Fauquex
Partis aux champs avant les manœuvres d’automne
Les libéraux voient grand

Le slogan martial des radicaux

Une grande fête alternative

Les socialistes en famille

2. Kurzbiographien zu den wichtigsten Akteuren

Bringolf, Walter (1895-1981)


Cohen, Victor (1910-1975)


SSA Ar 141, Findmittel Victor N. Cohen (1910-1975)

Eibel, Robert (1906-1986)


**Fagagnini, Hans-Peter (1945-)**


**Farner, Rudolf (1917-1984)**

Hubacher, Helmut (1926-)


Humbert-Droz, Jules (1891-1971)


Kurmann, Franz Josef (1917-1988)

Küng, Edgar (1926-)


Rosenberg, Martin (1908-1976)


3. Graphiken


Neue linke und grüne Parteien: PSA (ab 1975); POCH (ab 1979); GPS (ab 1979); GAS (ab 1979)
Rechtsradikale Parteien: NA (ab 1967); Republikaner (ab 1971); EDU (ab 1975)

Neue linke und grüne Parteien: PSA (ab 1975); POCH (ab 1979); GPS (ab 1979)
Rechtsradikale Parteien: NA (ab 1967); Republikaner (ab 1971)

Nichtberücksichtigt:
1919: Rütiplaner (ZH, BE) 2 Mandate; Jeunes radicaux (GE) 1 Mandat
1922: Parti progressiste national (NE) 1 Mandat
1925: Union de défense économique (gemeinsame Liste mit Konservativen und Liberalen / GE) 1 Mandat
1928: Union de défense économique (GE) 1 Mandat
1931: Kommunistische Parteiopposition (SH) 1 Mandat
1935: Nationale Front (ZH) 1 Mandat; Bauernheimatbewegung 4 Mandate (BE: 3, AG: 1); Allgemeine Volksliste (SG) 1 Mandat; Union nationale (GE) 1 Mandat
1939: Bauernheimatbewegung (BE) 3 Mandate; Liberalsozialisten/Freiwirtschaffer (BL) 1 Mandat
1943: Bauernheimatbewegung 3 Mandate (BE: 2, SG: 1); Bauernvereinigung (SZ) 1 Mandat; Bauernpartei/Evangelische/freie Demokraten/Parteilose (BL) 1 Mandat
1947: Liberalsozialisten/Freiwirtschaffer (ZH) 1 Mandat
1967: Liste socialiste populaire (VS) 1 Mandat
1979: Entente jurassienne (BE) 1 Mandat; Unité jurassienne (JU) 1 Mandat
1983: Freie Liste (BE) 1 Mandat, Komitee Herbert Maeder (AR) 1 Mandat.

*Andere: Union de défense économique (Genf 1928); Ständeräte ohne Parteibezeichnung.*
1939 fanden stille Wahlen statt.

Neue linke und grüne Parteien: GPS; GAS
Rechtsradikale Parteien: SD; Republikaner; EDU
Nicht berücksichtigt: Jeunes radicaux (1919); Parti socialiste dissident, Partei populaire (1925); Parti indépendant progressiste; Liste travailliste (1943); ab 1947 siehe Tabelle 7.

1939 fanden stille Wahlen statt.
Radikal-Demokragen: Abspaltung der Tessiner FDP zwischen 1934 und 1946.

Neue linke und grüne Parteien: GAS; GPS; POCH
Rechtsradikale Parteien: NA; Republikaner; EDU.
Nicht berücksichtigt: Rütlianer (1919, 1922); Liberalsozialistische Partei – Freiwirtschafter (1935-1955; 1975-1979); Jungbauernbewegung (1935-1943); Nationale Front (1935); ab 1947 siehe Tabelle 11.

Abstimmungen: Schweizer Durchschnitt für jede Legislatur. 1939 fanden im Tessin und Waadtland stille Wahlen statt.


4. Tabellen


<table>
<thead>
<tr>
<th>Nationalratswahlen</th>
<th>SP</th>
<th>FDP</th>
<th>CVP</th>
<th>SVP</th>
<th>LdU</th>
<th>Liberalen</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>Eidgenössische Partei</td>
<td>0.45</td>
<td>0.5</td>
<td>0.35</td>
<td>0.04</td>
<td>0.71</td>
<td>0.01</td>
</tr>
<tr>
<td>Kantone Parteien</td>
<td>1.20</td>
<td>1.46</td>
<td>1.02</td>
<td>0.75</td>
<td>1.14</td>
<td>0.28</td>
</tr>
<tr>
<td><strong>Total</strong></td>
<td><strong>1.65</strong></td>
<td><strong>1.96</strong></td>
<td><strong>1.37</strong></td>
<td><strong>0.79</strong></td>
<td><strong>1.85</strong></td>
<td><strong>0.29</strong></td>
</tr>
<tr>
<td>Anteil der Mutterpartei</td>
<td>27.3%</td>
<td>25.5%</td>
<td>25.5%</td>
<td>5.1%</td>
<td>38.4%</td>
<td>3.4%</td>
</tr>
</tbody>
</table>


<table>
<thead>
<tr>
<th>Merkmalen der Wahlkampfmaterialien</th>
<th>Zeitraum</th>
<th>Reichweite</th>
<th>Zielpublikum</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td>National/ regional</td>
<td>Kantonal/ lokal</td>
</tr>
<tr>
<td>Plakate</td>
<td>Konstant</td>
<td>x</td>
<td>x</td>
</tr>
<tr>
<td>Filme</td>
<td>Nur 1947 und TV-Werbespots von 1971</td>
<td>x</td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>Haushaltsflugblätter</td>
<td>Konstant</td>
<td>x</td>
<td>x</td>
</tr>
<tr>
<td>Flugschriften</td>
<td>Konstant</td>
<td>x</td>
<td>x</td>
</tr>
<tr>
<td>Wahlkampfbrieche</td>
<td>Konstant</td>
<td>x</td>
<td>x</td>
</tr>
<tr>
<td>Wahlkampfzeitungen</td>
<td>Zunahme ab den 1970er Jahren</td>
<td>x</td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>Themenbezogene Broschüre</td>
<td>Konstant</td>
<td>x</td>
<td>(x)</td>
</tr>
<tr>
<td>Wahlprogramme</td>
<td>Ab den 1950er Jahren</td>
<td>x</td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>Alltagsgegenstände als Werbefläche: Kugelschreiber, Pins, Ballons…</td>
<td>Ab den 1960er Jahren</td>
<td>x</td>
<td>x</td>
</tr>
</tbody>
</table>


<table>
<thead>
<tr>
<th>Parameter</th>
<th>Möglichkeitspektrum</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>Anzahl an Kandidierenden</td>
<td>Unvollständige Liste: Leere Reihen Vorkumulieren der Spitzenkandidierenden Vorkumulieren aller Kandidierenden</td>
</tr>
<tr>
<td>Bevorzugung der Spitzenkandidierenden am Anfang der Liste</td>
<td>Ja: Reihenfolge zwischen ihnen basiert z.B. auf: Länge der Mandatserfahrung Letztes Wahlergebnis Nein</td>
</tr>
<tr>
<td>Kriterien der Reihenfolge (alle oder nur „Füllerkandidierende“)</td>
<td>Anzahl an Stimmen (letzte Wahlen oder Parteitag) „Reissverschluss“ Alphabetische Reihenfolge (Diese Reihenfolge verändern aber die Wählende am häufigsten, cf. Gruner; Daetwyler; Zosso: Aufstellung und Auswahl, 1975, S. 238)</td>
</tr>
</tbody>
</table>

<table>
<thead>
<tr>
<th>Parti socialiste vaudois</th>
<th>Parti radical-démocratique vaudois</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td><strong>1947</strong></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>Graber Pierre</td>
<td>syndic</td>
</tr>
<tr>
<td>Piot Robert</td>
<td>agriculteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Bringolf Richard</td>
<td>secrétaire de la chambre vaudoise du travail</td>
</tr>
<tr>
<td>Peitrequin Jean</td>
<td>municipal</td>
</tr>
<tr>
<td>Perrin Paul</td>
<td>secrétaire des cheminots</td>
</tr>
<tr>
<td>Chaudet Paul</td>
<td>conseiller d'Etat</td>
</tr>
<tr>
<td>Brawand Marcel</td>
<td>secrétaire FVCE</td>
</tr>
<tr>
<td>Cottier Henry</td>
<td>secrétaire de l'association romande des grossistes</td>
</tr>
<tr>
<td>Sollberger Charles</td>
<td>syndic</td>
</tr>
<tr>
<td>Hirzel Eugène</td>
<td>avocat</td>
</tr>
<tr>
<td>Jaquier Léon</td>
<td>syndic</td>
</tr>
<tr>
<td>Pidoux Ernest</td>
<td>agriculteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Favre Emile</td>
<td>retraité CFF</td>
</tr>
<tr>
<td>Péclard Ernest</td>
<td>notaire</td>
</tr>
<tr>
<td>Dormond Aimé</td>
<td>mécanicien</td>
</tr>
<tr>
<td>Addor Jules-Henri</td>
<td>industriel</td>
</tr>
<tr>
<td>von Arx Louis</td>
<td>secrétaire des typographes</td>
</tr>
<tr>
<td>André Alfred</td>
<td>syndic</td>
</tr>
<tr>
<td>Mignot Robert</td>
<td>secrétaire de la FOMH</td>
</tr>
<tr>
<td>Anet Henri</td>
<td>agronome</td>
</tr>
<tr>
<td>Dubrez Joseph</td>
<td>secrétaire de la FOBB</td>
</tr>
<tr>
<td>Margot Alfred</td>
<td>avocat</td>
</tr>
<tr>
<td>Villard René</td>
<td>mécanicien</td>
</tr>
<tr>
<td>Berlie James</td>
<td>agriculteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Bussey Alfred</td>
<td>fonctionnaire communal</td>
</tr>
<tr>
<td>Pilevuit Louis-François</td>
<td>industriel commerçant</td>
</tr>
<tr>
<td>Regamey Lucien</td>
<td>mécanicien</td>
</tr>
<tr>
<td>Tombez Maurice</td>
<td>agriculteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Meylan Paul-Abram</td>
<td>horloger</td>
</tr>
<tr>
<td>Mermod Robert</td>
<td>notaire</td>
</tr>
<tr>
<td>Schwarz Louis</td>
<td>technicien-dentiste</td>
</tr>
<tr>
<td>Cherix Paul</td>
<td>avocat</td>
</tr>
<tr>
<td><strong>1983</strong></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>Jaggi Yvette</td>
<td>économiste</td>
</tr>
<tr>
<td>Delamuraz Jean-Pascal</td>
<td>conseiller d'Etat</td>
</tr>
<tr>
<td>Meizoz Bernard</td>
<td>administrateur société coopérative d'habitation</td>
</tr>
<tr>
<td>Cevey Jean-Jacques</td>
<td>syndic de Montreux</td>
</tr>
<tr>
<td>Ruffy Victor</td>
<td>géographe</td>
</tr>
<tr>
<td>Martin Jacques</td>
<td>ingénieur forestier</td>
</tr>
<tr>
<td>Pitteloud Françoise</td>
<td>éducatrice spécialisée</td>
</tr>
<tr>
<td>Peray Andre</td>
<td>agriculteur-viticulteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Gloor Jean-Philippe</td>
<td>employé de commerce</td>
</tr>
<tr>
<td>Pidoux Philippe</td>
<td>avocat</td>
</tr>
<tr>
<td>Beguelin Michel</td>
<td>rédacteur du «cheminot»</td>
</tr>
<tr>
<td>Dubois Marcel</td>
<td>vigneron</td>
</tr>
<tr>
<td>Thonney Jean-François</td>
<td>ingénieur en génie civil epfl</td>
</tr>
<tr>
<td>Candaux Pierre-David</td>
<td>buraliste postal agriculteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Dersazens Aimé</td>
<td>maître de dessin</td>
</tr>
<tr>
<td>Savary Pierre</td>
<td>agriculteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Martin Marie-Antoinette</td>
<td>municipale des services sociaux</td>
</tr>
<tr>
<td>Pittet Michel</td>
<td>Conseiller municipal</td>
</tr>
<tr>
<td>Thalmann Bernard</td>
<td>maître secondaire</td>
</tr>
<tr>
<td>Christen Yves</td>
<td>Ingénieur civil EPF</td>
</tr>
<tr>
<td>Mischler Monique</td>
<td>maîtresse secondaire</td>
</tr>
<tr>
<td>Marguet René</td>
<td>Directeur commercial</td>
</tr>
<tr>
<td>Delay Paul</td>
<td>buraliste postal</td>
</tr>
<tr>
<td>Borret Pierre-Louis</td>
<td>ingénieur-électricien ETS</td>
</tr>
<tr>
<td>Deriaz Liliane</td>
<td>secrétaire</td>
</tr>
<tr>
<td>Graf Franz</td>
<td>agriculteur-viticulteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Grandchamp Roger</td>
<td>cantonnier</td>
</tr>
<tr>
<td>Maurer-Mayor</td>
<td>Jacqueline</td>
</tr>
<tr>
<td>Golaz Yvon</td>
<td>enseignant</td>
</tr>
<tr>
<td>Piquilloud Roger</td>
<td>agriculteur-viticulteur</td>
</tr>
<tr>
<td>Goel Yves</td>
<td>économiste</td>
</tr>
<tr>
<td>Wagnon-Sulser Beatrice</td>
<td>paysanne enseignante</td>
</tr>
<tr>
<td>Cerutti-Roduit Juliette</td>
<td>ménagère</td>
</tr>
<tr>
<td>Bernarda-Schmidli</td>
<td>Elisabeth</td>
</tr>
</tbody>
</table>

CFF: Chemins de fer fédéraux (SBB); EPF: Ecole polytechnique fédérale (ETH); ETS Ecoles techniques supérieures (Höhere technische Lehranstalten); FMOH: Fédération suisse des travailleurs de la métallurgie et de l'horlogerie (SMUV); FOBB: Fédération suisse des ouvriers du bois et du bâtiment (Holzarbeiterverband, SHAV); FVCE: Fédération des travailleurs du vêtement, du cuir et de l'équipement (Verband der Bekleidungs-, Leder- und Ausrüstungsarbeiter der Schweiz, VBLA).

<table>
<thead>
<tr>
<th>1947 Freisinnige Liste</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>Meili Armin</td>
</tr>
<tr>
<td>Häberlin Hermann</td>
</tr>
<tr>
<td>Brunner Max</td>
</tr>
<tr>
<td>Bühler Robert</td>
</tr>
<tr>
<td>Zumühül Robert</td>
</tr>
<tr>
<td>Schläpfer Hans-U</td>
</tr>
<tr>
<td>Duttweiler Hans</td>
</tr>
<tr>
<td>Löffler Wilhelm</td>
</tr>
<tr>
<td>Hauenstein Robert</td>
</tr>
<tr>
<td>Landolt Emil</td>
</tr>
<tr>
<td>Kempf Georg</td>
</tr>
<tr>
<td>Bachofner Ernst</td>
</tr>
<tr>
<td>Ernst Wilhelm</td>
</tr>
<tr>
<td>Gnehm Albert</td>
</tr>
<tr>
<td>Schärer Jakob</td>
</tr>
<tr>
<td>Richner Edmund</td>
</tr>
<tr>
<td>Naef Robert</td>
</tr>
<tr>
<td>Meyer-Boiler Ulrich</td>
</tr>
<tr>
<td>Honegger Otto</td>
</tr>
<tr>
<td>Hirzel Alfred</td>
</tr>
<tr>
<td>Lauber Eduard</td>
</tr>
<tr>
<td>Schäfer Eugen</td>
</tr>
<tr>
<td>Trüb Balthasar</td>
</tr>
<tr>
<td>Diggelmann Walter</td>
</tr>
<tr>
<td>Pestalozzi Hans Anton</td>
</tr>
<tr>
<td>Müller Hans</td>
</tr>
<tr>
<td>Zuber Otto</td>
</tr>
<tr>
<td>Schweizer Heinrich</td>
</tr>
<tr>
<td>Heitz Hans Heinrich</td>
</tr>
<tr>
<td>Graf Walter</td>
</tr>
<tr>
<td>Türler Ludwig</td>
</tr>
<tr>
<td>Kopp Elisabeth</td>
</tr>
<tr>
<td>---------------</td>
</tr>
<tr>
<td>Allenspach Heinz</td>
</tr>
<tr>
<td>Reich Richard</td>
</tr>
<tr>
<td>Lüchinger Hans-Georg</td>
</tr>
<tr>
<td>Spoerry-Toneatti Vreni</td>
</tr>
<tr>
<td>Spaelti Peter</td>
</tr>
<tr>
<td>Mueller Kurt</td>
</tr>
<tr>
<td>Honegger Eric</td>
</tr>
<tr>
<td>Fritschi Oskar</td>
</tr>
<tr>
<td>Wehrli Bernhard</td>
</tr>
<tr>
<td>Schuerch Bruno</td>
</tr>
<tr>
<td>Erismann-Peyer Gertrud</td>
</tr>
<tr>
<td>Cornaz Jean-Daniel</td>
</tr>
<tr>
<td>Ott Adolf</td>
</tr>
<tr>
<td>Henauer Robert</td>
</tr>
<tr>
<td>Weber Ernst</td>
</tr>
<tr>
<td>Gubler Bernhard</td>
</tr>
<tr>
<td>Steiner Alfred</td>
</tr>
<tr>
<td>Toscano Edy</td>
</tr>
<tr>
<td>Geistlich Hans</td>
</tr>
<tr>
<td>Schmid Hans-Heinrich</td>
</tr>
<tr>
<td>Thomann-Baur Irene</td>
</tr>
<tr>
<td>Isler Fredy</td>
</tr>
<tr>
<td>Remund Paul</td>
</tr>
<tr>
<td>Graezer-Lampart Suzanne</td>
</tr>
<tr>
<td>Fulda Johannes</td>
</tr>
<tr>
<td>Grüninger Arthur</td>
</tr>
<tr>
<td>Honegger Romolo</td>
</tr>
<tr>
<td>Praxmarer Hans</td>
</tr>
<tr>
<td>Trümpfer Rico</td>
</tr>
<tr>
<td>Blattmann Peter</td>
</tr>
<tr>
<td>Roduner Maja</td>
</tr>
<tr>
<td>Froesch Klaus</td>
</tr>
<tr>
<td>Spichiger Robert</td>
</tr>
<tr>
<td>Huessy Rene</td>
</tr>
</tbody>
</table>

**ETH Eidgenössische Technische Hochschulen; HSG St. Gallen – Hochschule; HTL Höhere technische Lehranstalt**

**HWV Höhere Wirtschafts- und Verwaltungsschule; SIA Société suisse des ingénieurs et des architectes; SWB Schweizerischer Werkbund.**
<table>
<thead>
<tr>
<th>1947 Bäuerlich-gewerblich-bürgerliche Liste</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>Gysler Paul</td>
</tr>
<tr>
<td>Reichling Rudolf</td>
</tr>
<tr>
<td>Meier Rudolf</td>
</tr>
<tr>
<td>Farner Hermann</td>
</tr>
<tr>
<td>Graf Emil Johann</td>
</tr>
<tr>
<td>Brändli Heinrich</td>
</tr>
<tr>
<td>Heusser Jakob</td>
</tr>
<tr>
<td>Krebs Jakob</td>
</tr>
<tr>
<td>Kägi Emil</td>
</tr>
<tr>
<td>Stutz Ernst</td>
</tr>
<tr>
<td>Zweifel Heinrich</td>
</tr>
<tr>
<td>Kunz Heinrich</td>
</tr>
<tr>
<td>Vollenweider Jakob</td>
</tr>
<tr>
<td>Peter Werner</td>
</tr>
<tr>
<td>Gugerli Ernst</td>
</tr>
<tr>
<td>Schibli Rudolf</td>
</tr>
<tr>
<td>Streuli Huldreich</td>
</tr>
<tr>
<td>Kunz Max</td>
</tr>
<tr>
<td>Schneider Albert</td>
</tr>
<tr>
<td>Meier Albert</td>
</tr>
<tr>
<td>Gallmann Robert</td>
</tr>
<tr>
<td>Huber Edwin</td>
</tr>
<tr>
<td>Meierhofer Albert</td>
</tr>
<tr>
<td>Egli Heinrich</td>
</tr>
<tr>
<td>Irion Emil</td>
</tr>
<tr>
<td>Mörgeli Benjamin</td>
</tr>
<tr>
<td>1983 SVP/Junge SVP-Landschaft</td>
</tr>
<tr>
<td>-----------------------------------------------------------------</td>
</tr>
<tr>
<td>Blocher Christoph dr. iur. Unternehmensleiter</td>
</tr>
<tr>
<td>Reichling Rudolf dipl. ing. agr. ETH Landwirt</td>
</tr>
<tr>
<td>Basler Konrad dr. phil. dipl. bauing. ETH</td>
</tr>
<tr>
<td>Graf Hans Ulrich dr. iur Zeitungsverleger</td>
</tr>
<tr>
<td>Neuenschwander Willi dipl. Kaufmann Geschäftsinhaber</td>
</tr>
<tr>
<td>Hirt Fritz lic. phil. Naturschutzfachstellenleiter</td>
</tr>
<tr>
<td>Braendli-Buehrer Grete dipl. Bauerin</td>
</tr>
<tr>
<td>Frei Hans Landwirt</td>
</tr>
<tr>
<td>Weilenmann Edwin Landwirt</td>
</tr>
<tr>
<td>Ruefenacht Erich Gemeinderatsschreiber</td>
</tr>
<tr>
<td>Peter Werner Landwirt Schulpresident</td>
</tr>
<tr>
<td>Elmer Walter dipl. agr. ETH Schulleiter</td>
</tr>
<tr>
<td>Keller Robert dipl. Baumeister</td>
</tr>
<tr>
<td>Isler Hans Landwirt</td>
</tr>
<tr>
<td>Briner Alfred Posthalter</td>
</tr>
<tr>
<td>Welti Ulrich Rebbauer</td>
</tr>
<tr>
<td>Weilenmann Richard Landwirt</td>
</tr>
<tr>
<td>Ritter Armin Geschäfts inhaber Stadtrat</td>
</tr>
<tr>
<td>Ackeret Rudolf lic. iur. Rechtsanwalt</td>
</tr>
<tr>
<td>Meier Jakob Dr. sc. nat. Chef des wissenschaftlichen Dienstes der Stadtspolizei</td>
</tr>
<tr>
<td>Trachsler Max Dr. oec publ. Stadtpresident</td>
</tr>
<tr>
<td>Schock Robert Kaufmännischer Angestellter</td>
</tr>
<tr>
<td>Gohl Hans-Rudolf Anlage- und Rechtsberater</td>
</tr>
<tr>
<td>Hofmann Hans Liegenschaftenverwalter Schulpräsident</td>
</tr>
<tr>
<td>Weilenmann Peter Dr. sc. techn. Chefsbeamt</td>
</tr>
<tr>
<td>Regli Walter dipl. ing. ETH/SIA Ingenieurbüroinhaber</td>
</tr>
<tr>
<td>Braendli Heinz Landwirt</td>
</tr>
<tr>
<td>Bollier Eugen dipl. Baumeister</td>
</tr>
<tr>
<td>Bottani Marco Dr. iur. Abteilungschef kantonaler Verwaltung</td>
</tr>
<tr>
<td>Grob Heinrich Dr. ing. ETH Direktor Stadtrat</td>
</tr>
<tr>
<td>Lisibach Josef Kaufmann</td>
</tr>
<tr>
<td>Trottmann-Zenfner Sefine Schulpräsidentin Hausfrau</td>
</tr>
<tr>
<td>Riesen Marcel stud. iur.</td>
</tr>
<tr>
<td>Gossweiler Martin stud. HWV Kaufmännischer Angestellter</td>
</tr>
<tr>
<td>Duersteler Urs nat. oec. Lehrbeauftragter</td>
</tr>
</tbody>
</table>

BSA Bund Schweizer Architeken; ETH Eidgenössische Technische Hochschule; HSG St. Gallen – Hochschule; HTL Höhere technische Lehranstalt; HWV Höhere Wirtschafts- und Verwaltungsschule; SIA Société suisse des ingénieurs et des architectes; SWB Schweizerischer Werkbund.

<table>
<thead>
<tr>
<th>VD (Listen)</th>
<th>Links</th>
<th>Rechts</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>1947 (6)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP BGB</td>
</tr>
<tr>
<td>1951 (6)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP BGB</td>
</tr>
<tr>
<td>1955 (6)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP BGB</td>
</tr>
<tr>
<td>1959 (6)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP BGB CVP FDP LP</td>
</tr>
<tr>
<td>1963 (6)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP BGB CSP FDP LP</td>
</tr>
<tr>
<td>1967 (7)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP BGB CSP FDP LP</td>
</tr>
<tr>
<td>1971 (9)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP BGB CSP FDP LP</td>
</tr>
<tr>
<td>1975 (12)</td>
<td>RML</td>
<td>MPE PdA SP LdU BGB /SVP CVP FDP LP</td>
</tr>
<tr>
<td>1979 (10)</td>
<td>RML</td>
<td>GPE PdA SP LdU BGB /SVP CVP FDP LP</td>
</tr>
<tr>
<td>1983 (11)</td>
<td>PSO</td>
<td>AD GPE PdA SP SLE CVP BGB /SVP FDP LP</td>
</tr>
</tbody>
</table>


<table>
<thead>
<tr>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>LP</td>
<td>Gilbert Caillat (Vie, Patrie et liberté)</td>
<td>Isabelle de Dardel</td>
<td>Jacques Morier-Genoud</td>
<td>Gil</td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
</tbody>
</table>

<table>
<thead>
<tr>
<th>TI (Listen)</th>
<th>Links</th>
<th>Rechts</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>1947 (5)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP</td>
</tr>
<tr>
<td>1951 (3)</td>
<td>SP</td>
<td>KVP</td>
</tr>
<tr>
<td>1955 (3)</td>
<td>SP</td>
<td>KVP</td>
</tr>
<tr>
<td>1959 (3)</td>
<td>SP</td>
<td>KVP</td>
</tr>
<tr>
<td>1963 (4)</td>
<td>SP</td>
<td>BGB</td>
</tr>
<tr>
<td>1967 (5)</td>
<td>PdA</td>
<td>SP</td>
</tr>
<tr>
<td>1971 (7)</td>
<td>PSA PdA</td>
<td>SP</td>
</tr>
<tr>
<td>1975 (6)</td>
<td>PSA PdA</td>
<td>SP</td>
</tr>
<tr>
<td>1979 (6)</td>
<td>PSA PdA</td>
<td>SP</td>
</tr>
<tr>
<td>1983 (8)</td>
<td>PSA PSdA</td>
<td>SP</td>
</tr>
</tbody>
</table>

DDT: Diritti Democratici Ticinesi; PSdL: Partito socialista dei Lavoratori; FLE: Partito social-liberale dei federalisti europei (SLE); MN: Movimento nazionale.


<table>
<thead>
<tr>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>FDP</td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>Bixio Bossi</td>
<td>Antonio Antognini</td>
<td>Bixio Bossi</td>
<td>Antonio Antognini</td>
<td>Ferrucio Bolla</td>
<td>Antonio Antognini</td>
<td>Ferrucio Bolla</td>
<td>Alberto Stefani</td>
<td>Ferrucio Bolla</td>
<td>Alberto Stefani</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>CVP</td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>SP</td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td>Linken</td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
</tbody>
</table>

501
<table>
<thead>
<tr>
<th>Jahr</th>
<th>Links</th>
<th>Rechts</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>1947</td>
<td>PdA</td>
<td>SP-G.</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>SP-G.</td>
<td>LdU</td>
</tr>
<tr>
<td>1951</td>
<td>PdA</td>
<td>SP-G.</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>SP-G.</td>
<td>LdU</td>
</tr>
<tr>
<td>1955</td>
<td>PdA</td>
<td>SP-G.</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>SP-G.</td>
<td>LdU</td>
</tr>
<tr>
<td>1959</td>
<td>PdA</td>
<td>SP-G.</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>SP-G.</td>
<td>LdU</td>
</tr>
<tr>
<td>1963</td>
<td>PdA</td>
<td>SP-G. A.</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>SP-G. A.</td>
<td>LdU</td>
</tr>
<tr>
<td>1967</td>
<td>PdA</td>
<td>SP-G. A.</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>SP-G. A.</td>
<td>LdU</td>
</tr>
<tr>
<td>1971</td>
<td>PdA</td>
<td>SP-G. A.</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>SP-G. A.</td>
<td>LdU</td>
</tr>
<tr>
<td>1975</td>
<td>PdA</td>
<td>PIF</td>
</tr>
<tr>
<td>1979</td>
<td>POCH</td>
<td>PdA</td>
</tr>
<tr>
<td>1983</td>
<td>SAP</td>
<td>PdA</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>SP-G.</td>
<td>S. L.</td>
</tr>
</tbody>
</table>

1 SP-G.: Sozialdemokratische-Gewerkschaftliche Liste; LSP: Liberalsozialistischen Partei.
2 Stadt- und Landlisten werden im Folgenden durch „-S.“ bzw. „-L.“ kennzeichnet.
4 MP: Liste für freie Meinungsäußerung im Parlament; A. g. Ü.: Aktion gegen die Überfremdung; Nicht miteinbezogen: Vereinigte Bürgerparteien.
7 SLE: Sozial-liberale Partei europäischer Föderalisten; CG: Christen am Gotthard für BV-Entwurf, Banknotenausgabe durch Bund, Armeereform und Umweltschutz; HS: „Hopp Schwiiz!“ - Gesellschaft für weniger Staat.

<table>
<thead>
<tr>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
<th></th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td><strong>FDP</strong></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>Friedrich T. Wahlen</td>
<td>Ernst Vaterlaus</td>
<td>Ernst Vaterlaus</td>
<td>Ernst Vaterlaus</td>
<td>Marcel Grossmann</td>
<td>Fritz Honegger</td>
<td>Fritz Honegger</td>
<td>Fritz Honegger</td>
<td>Ricardo Jagmetti</td>
<td>Ricardo Jagmetti</td>
</tr>
<tr>
<td><strong>BGB/SVP</strong></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>Emil Klöti</td>
<td>Emil Klöti</td>
<td>Willy Spühler</td>
<td>Willy Spühler</td>
<td>Rudolf Meier</td>
<td>Rudolf Meier</td>
<td>Doris Morf</td>
<td>Adolf Musch</td>
<td>Jakob Stucki</td>
<td>Jakob Stucki</td>
</tr>
<tr>
<td><strong>LdU</strong></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td><strong>Andere</strong></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>Heinrich Millier (NA)</td>
<td>Albin Heinmann</td>
<td>Albin Heinmann</td>
<td>Albin Heinmann</td>
<td>Albin Heinmann</td>
<td>Albin Heinmann</td>
<td>Albin Heinmann</td>
<td>Albin Heinmann</td>
<td>Albin Heinmann</td>
<td>Albin Heinmann</td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
<tr>
<td></td>
<td>Ingrid Schmid (POCH)</td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
<td></td>
</tr>
</tbody>
</table>
Quellenverzeichnis

1. Unpublizierte Quellen

1.1. Archiv der Gosteli-Stiftung zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung (AGoF)

103 Archiv Bund Schweizerischer Frauenvereine (BSF) = Alliance de sociétés féminines suisses (ASF), 1875-2006\textsuperscript{9}

700-55 Dossier Frauen im eidgenössischen Parlament 1972-1983

1.2. Archives cantonales vaudoises, Chavannes-près-Renens (ACV)

PP 175 Louis Polla, 1837-2009 (Lausanner Journalist und Historiker, 1922-)

PP 175/5 Parti démocrate chrétien: coupures de presse, listes ou journaux édités par le parti, 1949-1986

PP 175/6 Union démocratique du centre (UDC), 1943-1986 [u.a. Kampagnenmaterialien]

PP 175/9 Parti radical, 1949-1986 [u.a. Kampagnenmaterialien]

PP 225 Parti socialiste vaudois, 1888-2009


PP 225/37 Circulaires du Parti socialiste suisse, 1971

PP 225/38 Correspondance et circulaires; constitution du Comité directeur et du Comité cantonal, rapport de gestion, caisse, procès-verbaux et communiqués de presse, 1971

PP 225/40 [u.a. kantonale und nationale Parteitage, 1971]

PP 225/41 Élections fédérales, 1971 [u.a. Korrespondenz, Berichte, Kampagnenmaterialien, Protokolle]


PP 225/165 Élections fédérales, 1983 [u.a. Korrespondenz, Berichte, Kampagnenmaterialien, Protokolle]

\textsuperscript{9} Im Folgenden stammen alle Schachteltitel aus den jeweiligen Findmitteln (wenn vorhanden). Die Beschreibungen der Autorin zum relevanten Inhalt für diese Arbeit sind in Klammern.
PP 552 Parti radical vaudois, 1917-1989
PP 552/5 Congrès, 1957-1964 [auch: Berichte, Korrespondenz]
PP 552/11 Comité central, 1957-1967 [Protokolle, Korrespondenz, Berichte, Communiqués]
PP 552/13 Comité central, 1971-1979 [Protokolle, Korrespondenz, Berichte, Communiqués]
PP 552/14 Procès-verbaux des séances du bureau, 1957-1964 [auch: Korrespondenz]
PP 552/177 Commission de propagande, 1969-1974 [Protokolle, Notizen, Presse]
PP 552/201 Elections 1946-1947 [Kandidaten, Korrespondenz, Protokolle, Berichte, Kampagnenmaterialien]
PP 552/204 Elections, 1959 [Korrespondenz, Konferenzen, Presse, Kampagnenmaterialien, Ergebnisse]
PP 552/206 (3) Elections, 1963 [Planung der Wahlsendungen]
PP 552/208 Elections, 1971 [Korrespondenz, Berichte, Kampagnenmaterialien, Presse, Ergebnisse]

PP 712/73 Correspondance, circulaires en vue des élections fédérales, 1983-1987

PP 985 Parti démocrate-chrétien vaudois, 1945-2015
PP 985/1 (2) Statuten, 1946-1966
[Kampagnenmaterialien, Presseartikel]
PP 985/1 (14) Activités et séances, 1945-1959
PP 985/1 (15) Partis cantonaux et parti suisse, 1945-1966
PP 985/12 Bureau + Présidence, 1975-2001
PP 985/23/1; Elections fédérales 1979-1983 [u.a. Dokumente der CVP der Schweiz,
PP 985/23/2; Kampagnenmaterialien, Kampagnenpläne, Korrespondenz, Budget, Analysen]
PP 985/23/3
1.3. Archivio di Stato del Cantone Ticino, Bellinzona (ASTi)

<table>
<thead>
<tr>
<th>Fondazione Pellegrini-Canevascini (FPC) 01 Partito socialista ticinese, 1911-1991</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>4.3.1; 4.3.2</td>
</tr>
<tr>
<td>6.4.3</td>
</tr>
<tr>
<td>9.3.1</td>
</tr>
<tr>
<td>14.1.1</td>
</tr>
<tr>
<td>18.1.5; 18.1.6</td>
</tr>
<tr>
<td>19.1.1.; 19.1.3</td>
</tr>
<tr>
<td>20.3.3.; 20.4.1; 20.4.2</td>
</tr>
<tr>
<td>22.4.1; 22.4.2</td>
</tr>
<tr>
<td>24.1.2; 24.1.4</td>
</tr>
<tr>
<td>24.3.1; 24.3.4</td>
</tr>
<tr>
<td>28.3.1</td>
</tr>
<tr>
<td>32.2.2</td>
</tr>
<tr>
<td>32.4.2</td>
</tr>
<tr>
<td>33.2.6</td>
</tr>
<tr>
<td>33.3.2</td>
</tr>
<tr>
<td>61.2.4; 61.3.1; 61.3.2; 61.3.3</td>
</tr>
<tr>
<td>62.2.1</td>
</tr>
<tr>
<td>62.4.2</td>
</tr>
<tr>
<td>63.2.1; 63.2.2</td>
</tr>
</tbody>
</table>

3.3.1 Partito popolare democratico ticinese, 1925-1996

<table>
<thead>
<tr>
<th></th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>2.2.2; 2.2.3; 2.2.4</td>
</tr>
<tr>
<td>2.5.2; 2.5.3; 2.5.4; 2.5.5; 2.5.6; 2.6.1</td>
</tr>
<tr>
<td>4.2.6; 4.6.7; 4.6.8; 4.2.9</td>
</tr>
<tr>
<td>5.5.5; 5.5.6; 5.6.1; 5.6.2; 5.6.3; 5.6.4; 5.6.5</td>
</tr>
<tr>
<td>7.3.1; 7.3.2; 7.3.3; 7.3.4</td>
</tr>
<tr>
<td>10.3.6; 10.3.7; 10.3.8; 10.3.9</td>
</tr>
<tr>
<td>12.5.2; 12.5.3; 12.5.4; 12.6.1; 12.6.2</td>
</tr>
<tr>
<td>13.5.2</td>
</tr>
<tr>
<td>54.6.2; 55.1.1; 55.2.1; 55.2.2; 55.2.3; 55.3.1.</td>
</tr>
</tbody>
</table>
Partito liberale radicale ticinese, 1923-1998

3.3.3 Documenti relativi alle elezioni federali, 1959 [Rundschreiben, Berichte]
56.2.3; 56.3.3; 56.4

Documenti relativi alle elezioni federali, 1983
58.5.4; 58.6.1; 58.6.2; 58.6.3; 58.6.4 [Kampagnenmaterialien]

3.4.1 Comitato cantonale, 1947 [auch: direttiva cantonale]
4.2.1 Comitato cantonale, 1947
5.4.2 Comitato cantonale, 1959
8.4.1; 8.4.2; 8.4.3 Comitato cantonale, 1971
15.1.; 15.2; 15.3 Comitato cantonale, 1983
23.2.1; 23.2.2; 23.2.3; 23.3.1; 23.3.2; 23.3.3; 23.3.4; 23.4.1; 23.4.2; 23.4.3 Direttiva cantonale, 1971
30.2.1; 30.2.2; 30.2.4; 30.2.4; 30.3.1; 30.3.2; 30.3.3; 30.3.4 Direttiva cantonale, 1983
35.3.2; 35.3.4; 35.3.5; 35.4.1; 35.4.3 Ufficio presidenziale, 1983
43.3.2 Corrispondenza 1971
58.2.3 Congresso, 1983
75.1.1; 75.1.2 Elezione del Consiglio nazionale, 1959 (corrispondenze, propaganda, lista, risultati)
76.2.2 Elezioni federali, 1971 (manifesto del PLRT e programma del Partito radicale democratico svizzero)
76.4.1 Elezioni federali, 1983 (circolari, istruzioni di voto e tabella relativa agli invii di materiale informativo ai cittadini)

1.4. Basler Staatsarchiv, Basel (StABS)

PA 947 Christlichdemokratische Volkspartei (CVP) Basel-Stadt, 1890-1997

1.5. Schweizerisches Bundesarchiv, Bern (BAR)

E1010B Bundeskanzlei: Zentrale Ablage, 1871-1986

1986/151_614 Frauenstimmrecht: Einführung einer politischen Schrift für Frauen, 1971

J1.167 Walther Hofer, 1920-2013 (Berner SVP-Politiker, 1920-2013)

1982/158_70_349 Verschiedenes (1967-1973) [Protokolle, Korrespondenz, Berichte]
1982/158_70_353 Parteifilm, 1971 [Protokolle, Korrespondenz, Konzeption des Filmes]

J2.181 Christlichdemokratische Volkspartei der Schweiz, 1831-2004

Führungsinstanzen

1987/52_8_36 Parteivorstand (u.a.), 1981-1982
1987/52_21_175; Zentralkomitee, 1947
176; 178; 179
1987/52_22_201; Zentralkomitee, 1959
202
1987/52_22_223; Zentralkomitee, 1970-1971
224
1987/52_23_225 Leitender Ausschuss und Zentralkomitee, 1959
1987/52_23_234; Leitender Ausschuss, 1946-1947
235
1987/52_24_243 Leitender Ausschuss, 1959
281; 282; 283; 284; 285; 286; 287; 288; 289; 290

Eidgenössische Wahlkämpfe

1987/52_28_347 Parteitag, 1947
1987/52_31_369 Orientierungstagungen der CVP 1946-1947
1987/52_32_377 Delegiertenversammlung in Luzern, 1959
1987/52_45_445 Korrespondenz zwischen dem Generalsekretariat und den Kantonalparteien,
1975-1981

1987/52_60_528 Nationalratswahlen 1947: Presseartikel, Korrespondenz, Wahlpropaganda
1987/52_64_548 Nationalratswahlen 1959 im Kanton Waadt, 1959
1987/52_64_553 Wahlplakate der CVP, 1959
1987/52_64_557 Wahlkampf der FDP, 1959
1987/52_65_559 Schweizerische Katholische Korrespondenz (SKK) im Wahlkampf, 1959
1987/52_65_561 Radio und Fernsehen zur Nationalratswahl, 1963
1987/52_71_624 Die Stärke der Parteien in den National- und Ständeratswahlen, 1971
1987/52_71_625 Wahlsendungen der CVP im Radio und Fernsehen, 1971
1987/52_74_636 Nationalratswahlen 1971 im Kanton Tessin, 1971
1987/52_75_668 Der Einsatz der Massenmedien im Wahlkampf, 1971
1987/52_76_669 Presseartikel; Politikkonzepte der verschienenen Parteien, 1971
1987/52_76_674 Wahlkongress 1971 der CVP in Lausanne, 1971
1987/52_163_1279 Broschüren über die Kantonalparteien, 1931-1963
1998/143_77_448 Bericht der Projektgruppe zu Lage der Partei, 1985

J2.322-01 Freisinnig-demokratische Partei der Schweiz, 1894-2007

Führungsinstanzen

2009/263_2 Protokolle des Zentralvorstands 1941-1967
2009/263_3_41 Protokolle des Zentralvorstands 1968-1972
2009/263_3_62 Vertrauliche interne Rundschreiben 1944-1946
2009/263_10_58 Korrespondenz, Berichte, Traktanden, Resolutionsentwürfe, Rundschreiben 1959-1963
2009/263_14_51 Protokolle der Geschäftsleitung 1957-1966
2009/263_17_52 Protokolle Geschäftsleitung 1969-1976

509

Eidgenössische Wahlkämpfe


1.6. Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich (SSA)

Arte Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Parti socialiste suisse, Partito socialista svizzero, 1869-2012

1.220.9  SP-Wähler Analyse 1959

1.230.9  Nationalratswahlen 1983 [Korrespondenz, Wahlzeitschriften, Propagandamaterialien, Argumentarien, Zeitungsausschnitte]

1.110.37  Protokolle: Hauptsächlich Geschäftsleitung und Parteivorstand, 1947


1.110.61  Parteivorstand, 1971

1.110.62  Geschäftsleitung, 1971

1.110.74  Geschäftsleitung und Parteivorstand, 1983

1.111.11  Protokollkopien: Geschäftsleitung + Parteivorstand, 1946-1950

1.111.13  Protokollkopien: Geschäftsleitung + Parteivorstand, 1958-1963

1.112.11  Korrespondenz 1959-1963, 1965

1.113.3  Parteikorrespondenz: 1943-1949

1.116.3; 1.116.4; 1.116.6; 1.116.7  Parteitage: Gedruckte Protokolle: Einzelbände, 1947; 1959; 1971


1.117.5  Zentrale Frauenkonferenz (ZFK): Akten 1980-1983
Frauenkommission: Akten 1960-1975

Der Vertrauensmann, November 1942 - April 1948

Nationalratswahlen 1947 [Kampagnenkonzept, Listen, Korrespondenz, Ergebnisse, Zeitungsausschnitte, Konzept]

Nationalratswahlen 1959 [Konzept, Korrespondenz, Entwürfe, Kampagnenkonzept]


Geschäftsberichte, 1935-1956; 1976-

Ar 27 Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich, 1881-2013

Geschäftsleitung, Parteivorstand und Parteitag, 1946-1947; 1947-1948
Protokolle Geschäftsleitung, 1971
Tätigkeitsbericht der Zürcher SP, 1947
Parteitage, 1947-1950
Parteitage, 1957-1964
Parteitage, 1969-1977
Nationalratswahlen 1947 [Korrespondenz, Kampagnenmaterialien]
Nationalratswahlen 1959 [Korrespondenz, Kampagnenmaterialien]
Nationalratswahlen 1971 [Korrespondenz, Kampagnenmaterialien]
Parteivorstand, 1971
Parteivorstand, 1982-1983
Parteitage, 1982-1983
National- und Ständeratswahlen 1971 [Wahlausschuss, Kampagnenmaterialien, Korrespondenz, Wahlanalysen, Zeitungsausschnitte]
Nationalratswahlen 1983 [Wahlausschuss, Schiedssausschuss, Kampagnenkonzept, Kampagnenmaterialien, Korrespondenz]
[u.a. Staatsschutzakten und Fichen, 1990-1993]

Ar 108 Schwarzenbach, James, 1911-1994 (Gründer der NA, 1911-1994)


Diverse Kampagnen [u.a. AHV; Wahlen 1947]
Verschiedenes, 1947 [u.a. Konzepte für die Wahlen von 1947]
**Sachdokumentation: Quellensammlungen (KS, QS); Zeitungsausschnitte (ZA)**

*Politisches Leben und eidgenössische Wahlen (Kampagnenmaterialien aller Parteien)*

<table>
<thead>
<tr>
<th>Dokumentation</th>
<th>Inhalte</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>QS 14.3</td>
<td>Politische Bildung; Staatsbürgerliche Erziehung; Staatskunde, 1960-1966; 1967-1989</td>
</tr>
<tr>
<td>KS 32/111a</td>
<td>Eidgenössische Wahlen, 1947, 1951</td>
</tr>
<tr>
<td>KS 32/111b</td>
<td>Eidgenössische Wahlen, 1955, 1959</td>
</tr>
<tr>
<td>QS 37.5</td>
<td>Eidgenössische Wahlen, 1969-1975; 1983-1986</td>
</tr>
</tbody>
</table>

*Bundesratsparteien (Kampagnenmaterialien, Schriften, Zeitungsausschnitte)*

<table>
<thead>
<tr>
<th>Dokumentation</th>
<th>Inhalte</th>
</tr>
</thead>
<tbody>
<tr>
<td>KS 32/215</td>
<td>Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), bis 1959</td>
</tr>
<tr>
<td>QS 38.7</td>
<td>Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB); Schweizerische Volkspartei (SVP), 1960-1986</td>
</tr>
<tr>
<td>ZA 38.7</td>
<td>Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB); Schweizerische Volkspartei (SVP), 1943-1985</td>
</tr>
<tr>
<td>KS 32/227a; 32/227:1; 32/227:2</td>
<td>Konservativ-Christlichsoziale Volkspartei, bis 1959</td>
</tr>
<tr>
<td>KS 32/217:1; 217:2</td>
<td>Freisinnig-demokratische Partei der Schweiz (FDP), bis 1959</td>
</tr>
<tr>
<td>KS 335/229; 335/229a</td>
<td>Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SPS): Wahlen, 1878-1959; 1920-1960</td>
</tr>
<tr>
<td>KS 335/235; 335/235a</td>
<td>Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SPS): Organisation, Vertrauensleute, 1893-1974; 1932-1939</td>
</tr>
<tr>
<td>QS 38.5</td>
<td>Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SPS), 1982-1986 [Broschüren]</td>
</tr>
</tbody>
</table>
1.7. Zürcher Staatsarchiv, Zürich (StAZH)

Quellensammlungen

III Ao 2/2 Flugblätter zu National- und Ständeratswahlen im Kanton Zürich, 1947-2007

WII 13 Freisinnig-Demokratische Partei des Kantons Zürich, 1936-2001

Führungsinstanzen

389 Protokolle der Parteileitung, 1952-1959
392 Protokolle der Parteileitung, 1965-1972
393 Protokolle des Büros der Parteileitung und der Sekretariatskommission, 1958-1972
399 Protokolle, 1968-1971 [Führungsstab]
426 Gyrenbad-Tagung vom 10./11. Oktober 1959
483 Protokolle des Parteivorstands, 1983-1984
492 Protokolle des Ausschusses des Parteivorstandes, 1981-1983
493 Konferenz der Bezirksparteipräsidenten und der Sekretariatskommission, 1982-1983
499 Protokolle des Zentralvorstands, 1969-1972
504 Konferenzen der Präsidenten der Ort- und Kreisparteien, 1961-1972

Eidgenössische Wahlkämpfe

21 Protokolle der Propagandakommission für die Wahlkampagne 1958/59 sowie 1954/55
139 Artikel, Empfehlungen und Communiques des Pressedienstes sowie Korrespondenz mit der Allgemeinen Plakatgesellschaft über den Aushang von Plakaten, 1971
466 FDPS, 1967-1972 [Korrespondenz, Berichte]
470 Veranstaltungen und Rundschreiben, 1982-1984
506 Propagandakommission, 1971
716 Wahlaufrufe, Werbebriefe, Werbebroschüren sowie Inserate, 1971
717 Wahlkampagne, Protokolle der Propagandakommission, 1971
83 Organisation und Strategie des Wahlkampfes, 1954-1967
711 Zwei Studien über das Image der FDP durchgeführt von Publitest und der Schweizerischen Gesellschaft für Sozialforschung, 1982-1989
1.8. Privatarchive (PA)

Christlichdemokratische Volkspartei des Kantons Zürich (PA CVP ZH)

Führungsinstanzen
Delegiertenversammlung, 1981-1984
Parteitage, 1941-1963
Kantonalkomitee, 1934-1956
Kantonalkomitee, 1969-1978
Kantonalvorstand, 1980-1983
Parteipräsidium, 16.6.1982-2.6. 1984
Parteipräsidium, 1972-1983

Eidgenössische Wahlkämpfe\(^{10}\)

W 1947 Nationalratswahlen 1947 [Korrespondenz, Kampagnenkonzept, Kampagnenmaterialien]
W 1959 Nationalratswahlen 1959 [Korrespondenz, Kampagnenkonzept, Kampagnenmaterialien]
W 1983 (1) Nationalratswahlen 1983: Bundespartei: Koordination; Werbematerialien
PK Presse-Konferenzen, 1982-85
Wahlanalyse 1979, 1981
Wahlkampfstab, 1982-1984
Wahlkampfstab: Der orange Faden. Eine praktische Anleitung für die Nationalratswahlen, August 1983.

Christlichdemokratische Partei der Schweiz (PA CVP CH)


Parti socialiste vaudois (PA SP VD)


\(^{10}\) Im Folgenden stammen die Kürzel mit Buchstaben von der Autorin.
Partito liberale radicale ticinese (PA FDP TI)
E 1971 Elezioni federali 1971 [Kampagnenmaterialien]
E 1983 (1) Elezioni federali 1983 (1) [Wahlsendungen]
E 1983 (2) Elezioni federali 1983 (2) [Liste, Korrespondenz]
E 1983 (3) Elezioni federali 1983 (3) [Kampagnenmaterialien]
WV 1983 Wahlveranstaltungen, 1983

Schweizerische Volkspartei des Kantons Bern (PA SVP BE)
1.11.1 Delegiertenversammlung Schweizerische BGB, 1947
1.12.7 Protokolle Schweizerische BGB, 1947
1.25.1 Rundschreiben SVP der Schweiz an kantonale Parteien, 1983
1.51.22 Diverse Akten, 1970er Jahre
1.62.1 Jahresbericht Schweizerische BGB, 1959
1.62.3 Geschäftsjahr Schweizerische BGB, 1959
6.2.19 Nationalratswahlen 1959 (Korrespondenz, Listen)
6.2.20 Nationalratswahlen 1959 (Flugschriften, Korrespondenz, Presse)
6.2.31 Nationalratswahlen 1971 (Listen, Film, Programm)
6.2.34 Nationalratswahlen 1971 (Korrespondenz und Inserate)
6.2.36 Nationalratswahlen 1971 (Stellungnahmen, Korrespondenz, Wahlzeitung)
6.2.44 Nationalratswahlen 1983 (Korrespondenz, Wahlkonzept)
6.2.7 Nationalratswahlen 1947 (Wahlkampfmaterialien)
6.3.1 Korrespondenz, Flugschriften, Artikel, 1983.

Schweizerische Volkspartei des Kantons Zürich (PA SVP ZH)
PL Parteileitung, 1951-1970
TEAM Sozialforschung / Marketing: Aktualisierung der BGB, o.O. [1962]
W 1959 Wahlen 1951-1959 [Berichte, Korrespondenz, Kampagnenmaterialien]
W 1971 Wahlen 1971 [Berichte, Korrespondenz, Kampagnenmaterialien]
WM Werbematerialien, Flugschriften, bis 1975

Union démocratique du centre – Vaud (PA SVP VD)
4.1 Conseil exécutif, 1959; 1971
4.2 Comité directeur, 1982-1983
1.9. Audiovisuelle Quellen

**FARO-Datenbank**
Landesparteitag der SP, Antenne, SF, 17.05.1971.
SP verliert an Nationalratswahlen, CH-Magazin, SF, 25.10.1983.

**Memobase**

**RTS Archives**

**Schweizerische Nationalphonothek (FN)**
DAT2290  Die Schweizer Parteien im Hinblick auf die Nationalratswahlen, Am Runden Tisch, Radiostudio Zürich, 22.10.1947.

**Schweizerisches Sozialarchiv (SSA)**

**SRF-Archiv**
1.10. Mündliche Quellen

Gespräch mit Ruth Straubhaar (ehemalige SP-Sekretärin), Bern, 29.01.2013
Gespräch mit Julia Hirzel (heutige Zürcher CVP-Sekretärin), Zürich, 26.05.2014

2. Publizierte Quellen

2.1. Amtliche Publikationen

Bericht des Bundesrats an den Nationalrat betreffend die Nationalratswahlen für die XXXII. Legislaturperiode, in: Bundesblatt 4462 1/24, 23.11.1943, S. 1075-1160.


2.2. Internetquellen


2.3. Plakate

Archives cantonales vaudoises (ACV)
Parti radical vaudois


Bibliothèque de Genève (BGE)


Graphische Sammlung der Nationalbibliothek (NB)


Museum für Gestaltung Zürich (MfGZ)


**Schweizerisches Sozialarchiv (SSA)**


**2.4. Schriften**

**Aufsätze**


Imboden, Max: Helvetisches Malaise, Zürich 1964.


Schmid-Ammann, Paul: Der politische Katholizismus, Bern 1945.

Siegfried, André: La Suisse, démocratie-témoin, Neuchâtel 1948.
Berichte, Umfragen und Studien


Broschüren zur politischen Bildung

Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (Hg.): Kleine Staatskunde für jedermann, Bern 1971.


Expertenschriften zur politischen Kommunikation


Quentin, Pol: La propagande politique: une technique nouvelle, Paris 1943.


Schriften von politischen Parteien und Bewegungen

Christlichdemokratischen Volkspartei der Schweiz (Hg.): Statuten der Christlichdemokratischen Volkspartei der Schweiz, CVP, [Bern] 1971.


Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Freisinnige Gedanken zur schweizerischen Mittelstandspolitik, Bern 1959.

Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Begegnung mit der Zukunft: Zielsetzungen 71 der Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz, Bern 1971.

Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Junge stellen heisse Fragen an den Freisin, Bern 1971.

Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Statuten der Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz, 1977.

Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Die Rigi-Thesen: Leitideen für eine liberale Zukunft: Thèses du Rigi: idées maitresses pour le radicalisme de demain, Biel 1981.

Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz (Hg.): Dazu stehen wir: Grundsätze des modernen Liberalismus: Schwerpunkte freisinniger Politik: Zielsetzungen 83/87, Bern 1983.


Pfändler, Otto: Schweizervolk höre! Urteile! Ein dringender Vorschlag für die Reorganisation des Nationalrats, Zürich 1940.

Rosenberg, Martin (Hg.): Die Schweizerische Konservative Volkspartei während der 32. Legislaturperiode 1943-1947, Bern 1947.


Schweizerische Volkspartei (Hg.): Aktionsprogramm ’83, Bern 1983.

Sozialdemokratische Partei der Schweiz (Hg.): Manifest 1971, Bern 1971.


Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich: Statuten der Sozialdemokratischen Partei des Kantons Zürich, Zürich 1936.

Schriften von Akteuren zur Geschichte von Parteien und Bewegungen


Nicod, Louis; Mugny, Roger: Le PDC vaudois: son histoire et son avenir, Echallens 1983.

UDC Vaud (Hg.): Il était une fois... le 13 janvier 1921. 90è anniversaire de la fondation du PAI, o.O. 2011. Online: www.udc-vaud.ch/pdf/histoire-plaquette.pdf, Stand: 08.08.2017.

Wahlstatistik

Eidgenössisches Statistisches Amt, Bureau fédéral de statistique (Hg.): Nationalratswahlen 1947, Bern 1949.


Statistisches Amt des Kantons Zürich (Hg.): Die Nationalratswahlen 1943 im Kanton Zürich, Zürich 1944.

Statistisches Amt des Kantons Zürich (Hg.): Die Nationalratswahlen 1947 im Kanton Zürich, Zürich 1948.

2.5. Zeitschriftenartikel


2.6. Zeitungen

Von den nachfolgenden Printmedien werden in der Arbeit einzelne Artikel zitiert:

24 Heures
Arbeiterzeitung
Basler Arbeiterzeitung
Basler Zeitung
Beobachter
Berner Tagwacht
Berner Zeitung
Blick
Bund, Der
Bündner Zeitung
Domaine public
Dovere, Il
Entlebucher Anzeiger
Ferrières, Il
Feuille d'Avis de Lausanne
Feuille d'Avis du district d'Aigle
Frankfurter Rundschau
Freier Argauener
Gazette de Lausanne
Gewerkschafter
Hebdo, L'
Helvetische Typographia
Illustre, L'
Journal de Genève
Landbote, Der
Libera Stampa
Luzerner Tagblatt
Mitte, Die
Morgen, Der
Nationalzeitung
Nebelspäter, Der
Neue Zürcher Nachrichten
Neue Zürcher Zeitung
Neues Bülacher Tagblatt
Nouvelle Revue de Lausanne
Peuple, Le
Rorschacher Zeitung
Schweizer Illustrierte
Schweizerische Radio-Zeitung
Schweizerisches Kaufmännisches Zentralblatt
Sentinelle, La
Solothurner Zeitung
Sonntag, Der
Sonntags-Journal
St. Galler Tagblatt
Literaturverzeichnis

1. Nachschlagewerke

Institut für Politikwissenschaft an der Universität Bern/ Forschungszentrum für Geschichte und Soziologie der Schweizer Politik an der Universität Bern (Hg.): Année politique suisse im Jahr [1964-1983], Bern 1964-1983.


2. Bücher und Zeitschriftenartikel


Altermatt, Urs: Das hohe C: Wandlungen und Profile, in: Fagagnini, Hans Peter; Altermatt, Urs (Hg.): Die CVP (Christlichdemokratische Volkspartei der Schweiz) zwischen Programm und Wirklichkeit, Zürich 1979, S. 127-149.

Altermatt, Urs: Katholische Allklassenpartei mit mittelständigen Gepräge, in: Fagagnini, Hans Peter; Altermatt, Urs (Hg.): Die CVP zwischen Programm und Wirklichkeit, Zürich 1979, S. 29-39.


Altermatt, Urs: Von der katholischen Milieupartei zur Partei der bürgerlichen Mitte, in: Mazzoleni, Oscar; Meuwly, Olivier (Hg.): Die Parteien in Bewegung: Nachbarschaft und Konflikte, Zürich 2013, S. 21-48.

Altermatt, Urs; Fagagnini, Hans Peter (Hg.): Die CVP zwischen Programm und Wirklichkeit, Zürich 1979.


Anquetin, Virginie (Hg.): La figure de l’habitant. Sociologie politique de la demande sociale, Rennes 2008.


Aubert, Jean-François: Exposé des institutions politiques de la Suisse à partir de quelques affaires controversées, Lausanne 1978.

Aubert, Jean-François: Traité de droit constitutionnel suisse, Neuchâtel 1967.

Ayberk, Ural; Finger, Matthias; Garcia, Carlos u. a.: Les partis politiques à coeur ouvert : enquête auprès des cadres partisans helvétiques, Lausanne 1991.


Bernardi, Tobia: „In direzione ostinata e contraria“. Storia del Partito operaio e contadino ticinese (1944-1959), unveröffentliche Lizenziatsarbeit, Universität Freiburg (Schweiz), Freiburg (Schweiz) 2015.


Blanc, Jean-Daniel; Luchsinger, Christine: Editorial, in: Blanc, Jean-Daniel; Luchsinger, Christine (Hg.): Achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Zürich 1994, S. 7-10.

Blattmann, Lynn; Meier, Irène: Einleitung, in: Blattmann, Lynn; Meier, Irène (Hg.): Männerbund und Bundesstaat: über die politische Kultur der Schweiz, Zürich 1998, S. 7-16.


Boillat, Valérie; Degen, Bernhard; Joris, Elisabeth; Keller, Stefan; Tanner, Albert; Zimmermann, Rolf (Hg.): La valeur du travail: histoire et histoires des syndicats suisses, Lausanne 2006.


Bott, Sandra; Crousaz, Karine; Schaufelbuehl, Janic Janic u. a.: L’histoire politique en Suisse - une esquisse historiographique, in: Traverse: Zeitschrift für Geschichte = Revue d’histoire 20 (1), 2013, S. 200-211.


Bucelin, Hadrien: Entre contestation et intégration: la gauche helvétique face aux débats de la sortie de guerre (1944-1946), in: Charrier, Landry; Gomez, Anne-Sophie; Platelle, Fanny (Hg.): La Suisse, entre consensus et conflits: enjeux et représentations, Reims 2016, S. 65-82.


Burgos, Elie; Mazzoleni, Oscar; Rayner, Hervé: La formule magique: Conflits et consensus partisans dans l’élection du Conseil fédéral, Renens 2011.

Buton, François; Mariot, Nicolas: Pratiques et méthodes de la socio-histoire, Paris 2009.

Campbell, Angus; Converse, Philip E.; Miller, Warren E. u. a.: The American Voter, Chicago 1980.

Cassidy, Alan; Loser, Philipp: Der Fall FDP: Eine Partei verliert ihr Land, Zürich 2015.


Ceschi, Raffaello: Geschichte des Kantons Tessin, Frauenfeld [u.a.] 2003.


Degen, Bernard: Haute conjoncture et guerre froide, in: Boillat, Valérie; Degen, Bernhard; Joris, Elisabeth; Keller, Stefan; Tanner, Albert; Zimmermann, Rolf (Hg.): La valeur du travail: histoire et histoires des syndicats suisses, Lausanne 2006, S. 187-232.


Degen, Bernard; Schäppi, Hans (Hg.): Robert Grimm: Marxist, Kämpfer, Politiker, Zürich 2012.

Déloye, Yves; Ihl, Olivier: L’acte de vote, Paris 2008.


Dosi, Davide: Il cattolicesimo ticinese e i fascismo: la Chiesa e il partito conservatore ticinese nel periodo tra le due guerre mondiali, Freiburg (Schweiz) 1999.


Engeli, Isabelle; Tonka, Luc: L’évolution des campagnes électorales en Suisse. Un processus de modernisation en demi-teinte, in: Nicolet, Sarah; Sciarini, Pascal (Hg.): Le destin électoral de la gauche: le vote socialiste et vert en Suisse, Genf 2010, S. 397-437.


Fasani Serra, Monica: „Un geste de bon coeur“ pour faire bon genre?: l’adoption du suffrage féminin dans le canton de Fribourg: arguments et contre-arguments dans la presse (1959-1971), unveröffentlichte Lizenzarbeiten, Universität Freiburg (Schweiz), Freiburg (Schweiz) 2006.


Fayet, Jean-François: L’anticommunisme est-il vraiment un sujet d’histoire? L’exemple suisse, in: Caillat, Michel; Cerutti, Mauro; Fayet, Jean-François u. a. (Hg.): Histoire(s) de l’anticommunisme en Suisse. Geschichte(n) des Antikommunismus in der Schweiz, Zürich 2009, S. 11-22.


Gadinger, Frank; Jarzabek, Sebastian; Yildiz, Taylan (Hg.): Politische Narrative: Konzepte – Analysen – Forschungspraxis, Wiesbaden 2013.


Gass, Stephan: Die Anfänge der sozialdemokratischen Partei der Schweiz (1879-1890), in: Hablützel, Peter; Lang, Karl; Mattmüller, Markus u. a. (Hg.): Solidarität, Widerspruch, Bewegung: 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Zürich 1988, S. 91-112.


Genasci, Pasquale; Gilardoni, Silvano; Rossi, Gabriele u. a.: PS: socialisti da cent’anni, Lugano 2000.


Geser, Hans (Hg.): Die Schweizer Lokalparteien, Zürich 1994.


Goffman, Erving: Geschlecht und Werbung, Frankfurt am Main 1981.

Gottraux, Philippe; Schorderet, Pierre-Antoine; Voutat, Bernard: La science politique suisse à l’épreuve de son histoire: genèse, émergence et institutionnalisation d’une discipline scientifique, Lausanne 2000.


Hablützel, Peter; Lang, Karl; Mattmüller, Markus u. a.: 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz. Nachdenken über Konstanten und Brüche, Spannungen und Harmonien, in: Hablützel, Peter; Lang, Karl; Mattmüller, Markus u. a. (Hg.): Solidarität, Widerspruch, Bewegung: 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Zürich 1988, S. 9-30.

Hämmerle, Andrea; Semadeni, Silva; Simonett, Jürg: Die Peripherie erwacht, in: Hablützel, Peter; Lang, Karl; Mattmüller, Markus u. a. (Hg.): Solidarität, Widerspruch, Bewegung: 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Zürich 1988, S. 185-222.


Herrmann, Irène (Hg.): Façonner les comportements citoyens: Die Fabrikation staatsbürgerlichen Verhaltens, 2011, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d’histoire = Rivista storica svizzera 61 (1).


Inglehart, Ronald: The silent revolution: changing values and political styles among Western publics, Princeton, New Jersey 2015.


Jarrassé, Jim: La Fête de la rose, de la kermesse locale à l’événement médiatique, in: Le Figaro, 17.08.2013.


Kamps, Klaus (Hg.): Trans-Atlantik, Trans-Portabel? die Amerikanisierungsthese in der politischen Kommunikation, Wiesbaden 2000.


Kerr, Henry: The Swiss party system: steadfast and changing, in: Party systems in Denmark, Austria, Switzerland, the Netherlands, and Belgium, 1987.


Knocks, Stefanie; Fraefel, Marianne: Freiwilligenarbeit und Mitgliederkommunikation in kantonalen Wahlkämpfen, Zürich 2013.


König, Mario; Kreis, Georg; Meister, Franziska u. a.: Einleitung. Reformprojekte, soziale Bewegungen und neue Öffentlichkeit, in: König, Mario; Kreis, Georg; Meister, Franziska u. a. (Hg.): Dynamisierung und Umbau: die Schweiz in den 60er und 70er Jahren, Zürich 1998, S. 11-20.


Kriesi, Hanspeter; Levy, René; Ganguillet, Gilbert u. a. (Hg.): Politische Aktivierung in der Schweiz, 1945-1978, Diessenhofen 1981.


Kunz, Maya: Personalisierte Politik in der Schweiz?: eine Untersuchung zu personalisiertem Wahlverhalten und dessen Einflussfaktoren bei den Eidgenössischen Wahlen 2003, unveröffentlichte Lizenzierungsarbeit, Universität Freiburg (Schweiz), Freiburg (Schweiz) 2007.


Lachenal, François: Le parti politique: sa fonction de droit public (en particulier dans le droit public suisse), Basel 1944.


Ladner, Andreas: Politische Parteien, in: Knoepfel, Peter; Papadopoulos, Yannis; Sciarini, Pascal et al. (Hg.): Handbuch der Schweizer Politik: Manuel de la politique suisse, Zürich 2014, S. 361-389.


Lagroye, Jacques; François, Bastien; Sawicki, Frédéric: Sociologie politique, Paris 2012.


Ludi, Regula: Gendering citizenship and the state in Switzerland after 1945, in: Tolz, Vera; Booth, Stephenie (Hg.): Nation and Gender in Contemporary Europe, Manchester; New York 2005, S. 53-79.


Lutz, Georg; Selb, Peter: Wahlen, in: Knoepfel, Peter; Papadopoulos, Yannis; Sciarini, Pascal u. a. (Hg.): Handbuch der Schweizer Politik: Manuel de la politique suisse, Zürich 2014, S. 465-496.

Mach, André; Mazzoleni, Oscar; Pilotti, Andrea: Entre professionalisation et proximité. L’évolution du profil des candidats et des élus socialistes depuis les années 1950, in: Nicolet, Sarah; Sciarini, Pascal (Hg.): Le destin électoral de la gauche: le vote socialiste et vert en Suisse, Genf 2010, S. 331-360.


Mariani Arcobello, Francesca: Notables, partis et clientélisme : le cas tessinois entre permanences et adaptations au processus de modernisation, in: Mazzoleni, Oscar; Rayner, Hervé (Hg.): Les partis politiques suisses: traditions et renouvellements, Paris 2009, S. 45-87.

Mariani Arcobello, Francesca: Notables, partis et clientélisme : le cas tessinois entre permanences et adaptations au processus de modernisation, in: Mazzoleni, Oscar; Rayner, Hervé (Hg.): Les partis politiques suisses: traditions et renouvellements, Paris 2009, S. 45-87.


Mariot, Nicolas; Olivera, Philippe: Socio-histoire, in: Delacroix, Christian; Dosse, Francois; Garcia, Patrick u. a. (Hg.): Historiographies: concepts et débats, Paris 2011, S. 618-624.


Masnata, François; Rubattel, Claire; Gottraux, Philippe et al. (Hg.): Le pouvoir suisse : séduction démocratique et répression suave, Vevey 1995².


Mazzoleni, Oscar; Altermatt, Urs; Epiney, Astrid (Hg.): Die Parteien in Bewegung: Nachbarschaft und Konflikte, Zürich 2013.

Mazzoleni, Oscar; Pacella, Mattia; Pilotti, Andrea u. a.: Fare politica in Ticino: l’impegno nei partiti e nelle istituzioni, Bellinzona 2011.

Mazzoleni, Oscar; Rayner, Hervé (Hg.): Les partis politiques suisses: traditions et renouvellements, Paris 2009.


Meynau, Jean: Les partis politiques vaudois, Montréal 1966.


Müller, Felix; Tanner, Jakob: „...im hoffnungsvollen Licht einer besseren Zukunft.“ Zur Geschichte der Fortschriftsidée in der schweizerischen Arbeiterbewegung, in: Hablützel, Peter; Lang, Karl; Mattmüller, Markus u. a. (Hg.): Solidarität, Widerspruch, Bewegung: 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Zürich 1988, S. 325-368.

Müller, Marion G.: Parteitagsinszenierung diesseits und jenseits des Atlantiks, in: Kamps, Klaus (Hg.): Trans-Atlantik, Trans-Portabel?: die Amerikanisierungsthese in der politischen Kommunikation, Wiesbaden 2000, S. 221-246.


Offerlé, Michel: Socio-histoire, in: Perrineau, Pascal; Reynié, Dominique (Hg.): Dictionnaire du vote, Paris 2001, S. 850-856.


Offerlé, Michel; Bacot, Paul; Congrès, Association française de science politique: La profession politique: XIXe-XXe siècles, Paris 1999.


Paul, Gerhard (Hg.): Visual History: ein Studienbuch, Göttingen 2006.


Rauber, André: L’anticommunisme en Suisse, une quasi-doctrine d’Etat, entre phobie et manipulation de la légalité, in: Caillat, Michel; Cerutti, Mauro; Fayet, Jean-François u. a. (Hg.): Histoire(s) de l’anticommunisme en Suisse. Geschichte(n) des Antikommunismus in der Schweiz, Zürich 2009, S. 183-193.


Romano, Gaetano: Die Überfremdungsbeugung als „Neue soziale Bewegung“. Zur Kommerzialisierung, Oralisierung und Personalisierung massenmedialer Kommunikation in den 60er Jahren, in: König, Mario; Kreis, Georg; Meister, Franziska u. a. (Hg.): Dynamisierung und Umbau: die Schweiz in den 60er und 70er Jahren, Zürich 1998, S. 143-159.


Rouget, Pascal: Quand l’anticommunisme s’affiche à Genève. L’affiche politique genevoise durant l’entre-deux-guerres, in: Caillat, Michel; Cerutti, Mauro; Fayet, Jean-François u. a. (Hg.): Histoire(s) de l’anticommunisme en Suisse. Geschichte(n) des Antikommunismus in der Schweiz, Zürich 2009, S. 251-262.

Ruffieux, Roland: Die Schweiz des Freisinns (1848-1914), in: Im Hof, Ulrich; Messmer, Beatrix (Hg.): Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Basel 2006, S. 639-730.


Meylan, Jean; Saudan, Guy: Aspects de la vie politique à Lausanne, Bd. 2 (Elections), Lausanne 1984.


Sawicki, Frédéric: Introduction, in: Lagroye, Jacques; Lehingue, Patrick; Sawicki, Frédéric (Hg.): Mobilisations électorales: Le cas des élections municipales de 2001, Paris 2005, S. 5-11.

Scascighini, Mario: La Maison du peuple: le temps d’un édifice de classe, Lausanne 1991.


Schatz, Lucrezia: Organisation der Bundespartei, in: Altermatt, Urs; Fagagnini, Hans Peter (Hg.): Die CVP zwischen Programm und Wirklichkeit, Zürich 1979, S. 51-62.
Schaufelbuehl, Janick Marina; Pereira, Nuno; Schar, Renate (Hg.): 1968-1978: ein bewegtes Jahrzehnt in der Schweiz = une décennie mouvementée en Suisse, Zürich 2009.


Vatter, Adrian: Wenn die Regeln die Resultate bestimmen: Die Wirkungen des schweizerischen Wahlsystems auf die Wahlerfolge und Repräsentation der Parteien, in: Freitag, Markus; Vatter, Adrian (Hg.): Wahlen und Wählerschaft in der Schweiz, 2015, S. 41-69.


Ziegler, Albert: Die katholische Kirche und die CVP, in: Altermatt, Urs; Fagagnini, Hans Peter (Hg.): Die CVP zwischen Programm und Wirklichkeit, Zürich 1979, S. 72-84.


Lebenslauf

Zoé Kergomard, MA

Erklärung zur Dissertation

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich meine Dissertation selbstständig und ohne unzulässige fremde Hilfe verfasst habe und sie noch keiner anderen Fakultät vorgelegt habe.

Freiburg, den 4. September 2017

Zoé Kergomard